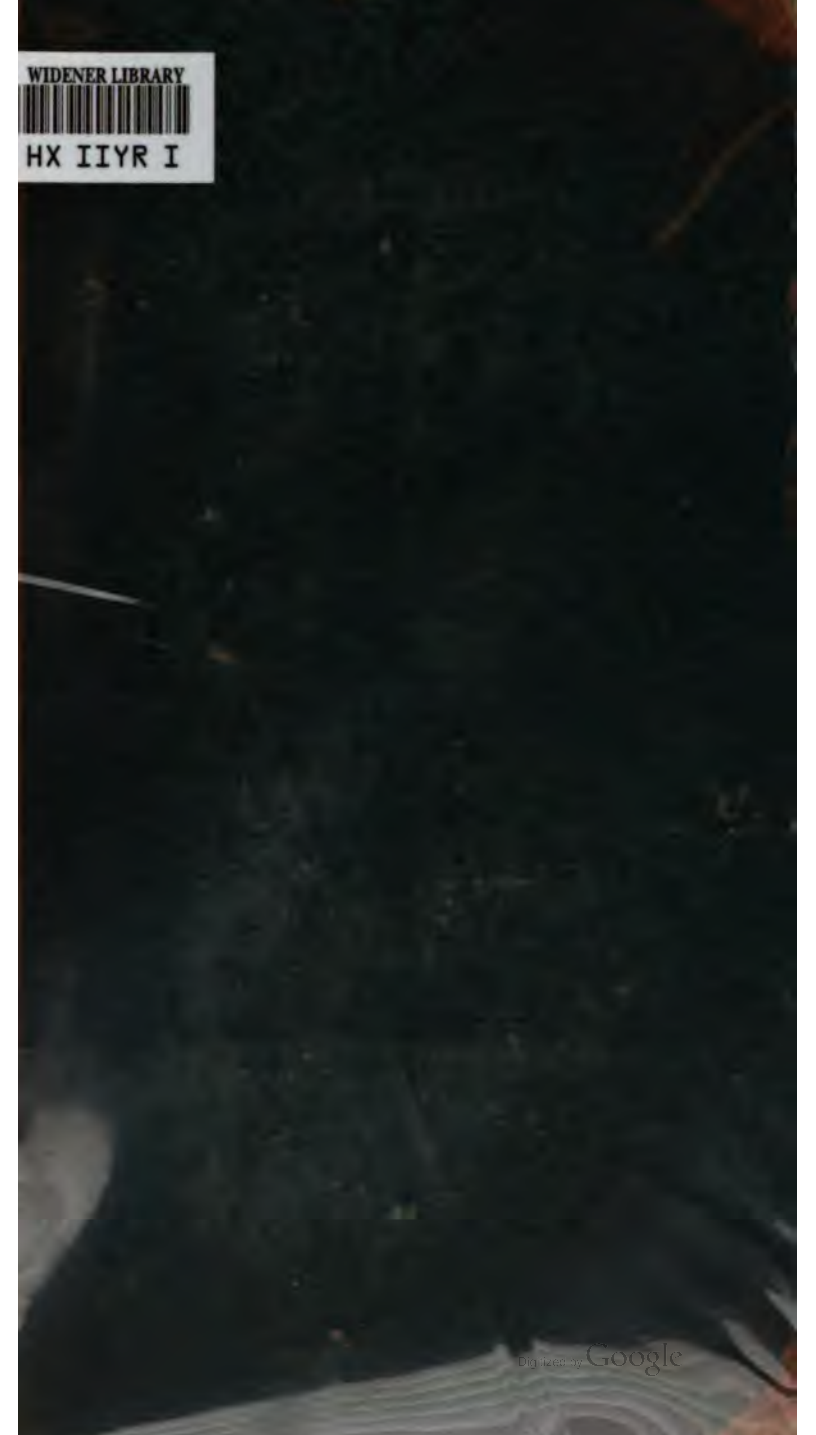

WIDENER LIBRARY
HX IIYR I
Digitized by Google



SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1630
CHRISTO ET ECCLESIÆ
N. Hurd Sc
BOSTON.


I.H.ROLLE.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Sieben und zwanzigsten Bandes Erstes Stück

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1782.

Inhalt.

* Sche-

An

Italien.

Neue Schriften.

Histoire

Inhalt.

Inhalt.

Spanien.

Druckfehler.

26. Band der Bibl. 2. Stück, S. 298. letzte Zeile M. le *Professeur* lies Possesseur.

I. Grund-

I.

Grundsätze der Schönheit. Aus dem Englischen des H. J. Donaldson.

Einleitung.

Der, den mehresten neueren Schriftstellern über Schönheit gemeine Fehler, hat darinne bestanden, daß sie geglaubt haben, alle Dinge müßten, um vollkommen schön zu scheinen, einem einzigen festgesetzten Grundsatz, der sich nur auf einen einzigen Sinn bezieht, unterworfen seyn; sie haben nur in Gestalt und Verhältniß Schönheit gesucht. Ganze Bücher sind zu Ehren der Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit geschrieben worden; Ausdrücke, welche ehe die Natur aller Dinge umfassen, als daß sie bloß eine Beschreibung von dem, was schön ist, enthalten sollten. Andere haben uns zu Gunsten von Ebenheit und Sanftheit, und von einer Schlangen- oder Wellenlinie von Schönheit einzunehmen gesucht. Auch Schicklichkeit ist als eine Ursache der Schönheit angegeben worden. Aber, da es verschiedene Dinge giebt, die uns als schön auffallen, ehe wir die Nützlichkeit derselben erkennen: so kann Schicklichkeit, aufs höchste, als eine mitwirkende, nicht als die einzige Ursache von Schönheit angenommen werden. In Sachen des Geschmacks berufen wir uns eher auf

die Gefühle des Herzens, als auf die Urtheile des Kopfes. Der Geschmack geht der Urtheilskraft vor, und hat mehr der Empfindung, als der Erfahrung zu verdanken. Es giebt indessen zwischen ausgeklärtem Verstande und richtigem Geschmack, eine vollkommene Uebereinstimmung; sie sind gegenseitig Bürgen für ihre Gültigkeit; denn es gnügt uns nicht bloß, daß uns Dinge gefallen, sondern wir sind auch geneigt, Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen dieses Vergnügens anzustellen, ehe wir ihm Rechtmäßigkeit zugestehen. Hierdurch sind manche verleitet worden, zu glauben, daß die Schönheit von der Schicklichkeit abhänge, ob man gleich gestehen muß, daß eine Kröte zu den Zwecken ihrer Bestimmung eben so schicklich eingerichtet ist, als eine Turteltaube; und von künstlichen Zierrathen können wir bemerken, daß sie die mehrsten mahle von geringem, oder gar keinem Nutzen sind.

Auch Schönheit und Güte sind nicht Ein und dasselbe Ding; sondern die erste ist das, was den Sinnen gefällt, und mit einem Ausdruck von Güte verbunden ist. Durch Ebenheit und Sanftheit und bloße Linien die Schönheit erklären, heißt sie auf den Begriff einer bloßen Sensation zurück bringen; aber, man kann sicherlich, sehen und hören, ohne Wahrnehmung von Schönheit und Harmonie, die der Delikatesse der Empfindung eigenthümlich sind. Denn, was für Schönheit wir auch in den untergeordneten Gegenständen der Sinne wahrnehmen mögen: so muß man doch ge-

gestehen, daß wir die höchsten Vergnügungen der Schönheit einem Ausdrucke der feinen Leidenschaften zu verdanken haben. Und eben so, wie das gesellige oder mittheilende Principium unsre Glückseligkeit so sehr über die Vergnügungen anderer Geschöpfe erhebt: so sind es die sichtbaren, diesem Principio von der Natur zugeordneten Zeichen, welche die Schönheit des menschlichen Körpers so hoch erheben.

Innhalt.

Erster Abschnitt.

Von der Schönheit überhaupt.

Die Eigenschaften der Gegenstände, in so fern sie auf Schönheit sich beziehen, sind entweder, von der Art, daß sie unsre Sinne, auf die unbefangenste Art, in Bewegung und Thätig-

keit setzen; oder sie verbinden mit dieser auch noch einigen Ausdruck von Leben oder Wirksamkeit.

So wie die Liebe zum Leben, oder das Bewußtseyn von Existenz die Quelle alles thierischen Vergnügens ist: so sind unsre ersten und einfachsten Sensationen, aus welchen unsre ersten Ideen hauptsächlich zusammengesetzt werden, Licht, Schall und Bewegung. Ihr Gegentheil, als Finsterniß, allgemeine Stille und Ruhe erzeugen, folglich, entweder wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Gesichts- und Gehörmangel, oder, weil bey ihnen alle diejenigen Wahrnehmungen aufhören, welche vorzüglich die einfache Idee von Belebung ausmachen, Schrecken.

Zweyter Abschnitt.

Vom Lichte.

Alle die Kräfte und Fähigkeiten unserer Sinne können auf Gefühl zurück gebracht, alle wahrnehmbare Eigenschaften der Köper in Bewegung aufgelöst werden. Sehen ist ein Fühlen mit dem Auge; die Wahrnehmungen des Gesichtssinnes hängen von den Schwingungen eines feinern Mediums ab, wodurch die Sensation von Licht hervorgebracht wird. Die Schönheit des Lichtes, in so fern es auf die Sinne eingeschränkt ist, scheint in der Entgegenstellung seiner drey Hauptmodificationen, roth, blau und gelb, oder in den verschiedenen Abwechselungen, und sanften Abstum-

stufungen derselben, so wie wir sie in den Federn eines Pfaues, in dem Prisma, oder in dem Regenbogen sehen, zu bestehen. Eine Art derselben nehmen wir auch in den Blumen wahr; und dieser Abwechselungen und Abstufungen haben sie einen großen Theil ihrer sanften Einwirkung auf uns zu verdanken.

Farben sind schön, oder gefallen uns, je nachdem ihre verschiedenen Contraste eine lebhaftere Sensation von Licht erwecken, oder die Wahrnehmung befördern. Die blässern Tinten, und diejenigen, welche sich der Dunkelheit nähern, erhöhen die lebhaftern, und diejenigen, welche einen Ausdruck von Wärme und Leben haben.

In so fern die Wirkungen von Licht oder Dunkelheit auf den Ausdruck menschlicher Charaktere angewandt werden dürfen, können wir bemerken, daß bey stürmischen Bewegungen der Seele, die Gesichtszüge einen größern Grad von Schatten annehmen; sie erhalten ein dunkles und verfinstertes Ansehen. Ein umwölktes, schwarzbleiches Gesicht ist ein Ausdruck von Schrecken, Verzweiflung und Tod.

Unsere Ideen von Licht und Wärme sind ursprünglich und genau mit einander verbunden. Dasjenige ätherische Feuer, das das Leben der Welt ist, ist auch das Licht derselben. Das sanfte und bernsteinfärbige Licht, so wie man es zuweilen an heitern Sommerabenden sieht, hat, indem es zugleich äußerst angenehm für das Gesicht ist, von allen Farben, den mehrsten Aus-

 druck

druck des heilsamen Grades der, dem Leben gemäßesten Wärme, oder des angenehmen und wohlthätigen Zustandes von Leidenschaft; vorzüglich, wenn es durch sein Gegentheil, schwarz oder dunkelviolet kontrastirt wird. Die blaßbläuliche Farbe des menschlichen Antlitzes, der eigentliche Ausdruck der Furcht, führt uns auf eine Idee von Kälte, und ist die Farbe des frostigen Winters, oder des beschatteten Schnees. Ein Ansehen von heftiger Hitze drückt Heftigkeit der Leidenschaft aus. Zorn wird mit dunkelm und flammendem Roth bezeichnet; der Donner wird aus der flammenden Rechte Jupiters geschleudert,

— rubente
Dextra ſacras jaculatus arces. *Horaz.*

Sanfte, und in einander schmelzende Farben sind mit sanften und zarten innerm Gefühle associirt, oder machen dazu geneigt; brennende und krelle Farben mit ungestümen und unangenehmen Empfindungen. Schwache, blasse und bläuliche Tinten sind, zum Ausdruck von Furchtsamkeit und von Verminderung des Lebens, geschickt; dunkle und doch sehr lebhafte Farben zeigen starke und entgegengesetzte Leidenschaften an; was für die Sinne lebhaft und angreifend ist, ist immer mit heftigen und unangenehmen Sensationen innerlich verknüpft, und stimmt dazu.

Diese Analogie läßt sich auch in den Wirkungen der andern Sinne, als Geruch, Geschmack und Gefühl entdecken. Dinge, die unschmack-

schmackhaft sind, die den Gaumen stumpf machen, oder mit Heftigkeit auf ihn wirken, sind immer unangenehm. Derjenige Grad von Weiche und Ebenheit, derjenige sanfte Widerstand, vermittelst dessen wir am besten wahrnehmen, wird immer für das Gefühl am angenehmsten seyn.

Auch Gerüche können in volatile, oder flüchtige, und dumpfe abgetheilt werden. Außer der schlafbringenden Eigenschaft des Mohnes, wenn er gegessen wird, ist der Geruch desselben ermattend und schwerfällig. Alle Gerüche dieser Art associiren sich folglich mit Stillschweigen, Ruhe, Dunkelheit und Leere. Bittre, und saure Dinge, welche den Gaumen lebhaft angreifen, Dinge, die für das Gefühl höckerigt, oder für den Geruch zu stark sind, afficiren die ungeselligen, oder uneinigen Leidenschaften. Da aber die Ideen von Schönheit hauptsächlich auf die Perceptionen des Gesichts und Gehöres sich beziehen: so werden wir unsre Betrachtungen vorzüglich auf diese Sinne einschränken.

Es ist merkwürdig, daß es zwischen den wichtigsten Zeichen des Lebens und den einfachen oder ersten Gegenständen der Sinne eine genaue Analogie giebt. Die Hauptkennzeichen des Lebens sind Wärme, Stimme und Bewegung, dergestalt daß, genau gesprochen, alle Gegenstände, von welcher Art sie seyn mögen, welche uns Sensationen verschaffen, die den Eigen-

schaften ähnlich sind, welche wir in uns selbst wahrnehmen, die eigentlichen und hauptsächlichen Ursachen des Vergnügens, sogar für die Sinne, werden.

Nur vermittelst des Lichtes genießt das Auge seine Vergnügungen der Wahrnehmung; und auch das Licht ist es, welches, wenn es vom Auge zurück strahlt, diesem seine Lebhaftigkeit und Ausdruck giebt. Eine sanfte, aber dennoch deutliche Abwechselung von Farbe oder Form, ist angenehm für das Gesicht, so wie eine derglei- chen vom Schalle es für das Gehör ist. Und ver- mittelst solcher Abwechselungen theilen wir auch unsre Empfindungen von Vergnügen mit.

Dritter Abschnitt.

Vom Schalle.

Wir haben bereits bemerkt, daß der Schall eine von den ersten und einfachsten Sensationen; und daß die Idee von einer vollkommenen Stille mit Schrecken begleitet ist; besonders, wenn sie mit Finsterniß und allgemeiner Ruhe sich vereint, weil diese, nähmlich, dem Mangel von Sinnen analog sind. Wir wollen folglich zur Betrach- tung der Symphonie, oder der Abwechselung der Töne, wie die Musik sie uns in Beyspielen auf- stellt, übergehen.

Von Tönen sind der schmelzende, der sanf- te, und der gefällige die angenehmsten für die Sinne, und zum Ausdruck des Sanften in den

Em-

Empfindungen am geschicktesten. Tiefe Töne associiren sich mit tiefern Schatten und langsamer Bewegung. Der laute, scharfe und helle Ton, gehöret, mit den andern rauhern Ursachen der Wahrnehmung, in eine Klasse.

Die feinste Melodie stimmt mit der anmuthigsten Empfindung zusammen, und bewirkt vorzüglich die Beschwichtigung der unruhigen Bewegungen, so wie sie den sanftern schmeichelt. Die rohern Leidenschaften werden durch Etwas erweckt, das eher den Nahmen von Geräusch und Misklang, als von Musik verdient. So wie die heftigen Bewegungen sich vermehren: so wird die Empfindlichkeit des Herzens vermindert; so wie die sanftern zunehmen, wird die Empfindlichkeit des Herzens erhöht.

In gewöhnlichem Gespräch, welches von gleichgültigen Gegenständen handelt, und größtentheils aus Erzählungen besteht, ist die Stimme, natürlich, zu einer fortgehenden Monotonie geneigt, oder erhebt, höchstens, sich zu einer Art von Recitativ. So wie die Unterhaltung belebter wird; so nehmen, verhältnißmäßig, die Abwechselungen der Stimme zu. Die künstliche Musik ist eine Nachahmung dieser natürlichen Abwechselungen, je nach dem diese mehr oder weniger Leidenschaften, oder jene zärtlichen Sinkungen, und jene hinreissenden Erhebungen der Seele, wenn sie sich selbst in großmüthiger Entzückung ergießt, ausdrücken. Denn, diejenigen Noten, und Combinationen derselben, welche

dem

dem Ohre gefallen, schmeicheln der Leidenschaft; die klagenden und mistönenden dienen, wie bey den Leidenschaften selbst, die fröhlichen und melodischen destomehr zu heben. Unsre Freuden sind unaufhörlich mit Niedergeschlagenheit oder mit Sorgen vermischt, und werden am besten, vermittelst einer Art von Contrast, gefühlt. Dieser, feyerlicher Ton ist eine Annäherung zum Stillschweigen, wie Schatten die Finsterniß ankündigt, und eine langsame Bewegung die gänzliche Ruhe. Wir können von keinem Dinge, als vermittelst Vergleichung urtheilen, und nur vermittelst des Wechsels und der Abänderung der Dinge nehmen wir sie wahr.

Vierter Abschnitt.

Von der Bewegung.

Cirkelförmige und abwechselnde Gestalten sind der Bewegung ähnlich, wie Bewegung dem Leben ähnlich ist. Die Dichter, um helles fliessendes Wasser von stehendem zu unterscheiden, eignen dem ersten Leben zu. —

Eine Ellipse, oder Parabole wird, nicht unschicklich, als eine Linie beschrieben, deren Richtung sich beständig abändert, ob die Figur gleich bleibend, und es, offenbar, das Auge ist, das sich abändert. Milton, um den sich schlängelnden Wuchs des Geißblattes darzustellen, nennt es, das hin und her wankende Geißblatt. Auf diese Art vertritt Schönheit der Figur

gur, auf gewisse Art, die Zierlichkeit der Bewegung.

Die allerfeinsten Empfindungen haben gewisse mit ihnen verwandte Formen, Töne und Bewegungen, welche, natürlich, mit ihnen sich associiren, und am geschicktesten sind, eine solche Zärtlichkeit der Empfindung auszudrücken. Da es, auf gewisse Art, gleich ist, ob die Augen oder der Gegenstand sich bewegen, und es am Tage liegt, daß lebhafte Wendungen in Thieren eine schnellere Bewegung der Lebenskräfte anzeigen, als langsame: so folgt gleichfalls, daß, wenn das Auge Linien betrachtet, welche gähling in entgegengesetzte Richtung laufen, diese den Begriff von plötzlichen Veränderungen der Leidenschaften herbeyführen, obgleich nicht sie, sondern das Auge, welches ihrer Richtung folgt, sich bewegen. Denn wir sind geneigt, uns jede Erscheinung, welche einige Aehnlichkeit mit dem Leben hat, (indem wir die Bewegung der Ursache zuschreiben) als beseelt von irgend einer Leidenschaft, vorzustellen; und diesem gemäß, sagen wir auch, daß das Licht plötzlich, die Bewegung munter, oder Töne pathetisch sind.

Körper, die dem Ansehen nach plump und undurchsichtig sind, werden für schwerfällig, und als ob sie die Ruhe und folglich das Stillschweigen liebten, gehalten. Das zu viel ist eben so unbegreiflich, als das zu wenig; und ein gewisser Grad von Größe rührt uns eben fast auf eben dieselbe Art, als leerer Raum. So associiren

sich,

sich, natürlicher Weise, die Ideen von ungeheurer Größe, Dunkelheit, Schwere und Stille fast immer mit einander.

Körper, welche eine aufwärts gehende Richtung haben, sind mit Empfindungen von Freyheit und Munterkeit begleitet. Das in die Höhe stehende Blätter- und Blumenwerk des korinthischen Kapitals, giebt der Säule das Ansehen, als ob sie das, was auf ihr ruht, nicht allein mit Leichtigkeit, sondern auch mit Freudigkeit trage. Symptome lebhafter Leidenschaften sind ein, in die Höhe geworfener Kopf, oder über den Kopf erhabene Arme, wie wir an den Bachanalischen Figuren sehen, die so oft auf Antiken dargestellt sind. Demuth und Niedergeschlagenheit werden durch entgegengesetzte und nachläßige Bewegungen, oder vielmehr durch Schmachten und Unthätigkeit ausgedrückt.

Die rohern und heftigern Leidenschaften müssen durch rohe und unbesonnene Bewegungen und jählinge Abänderungen von Form und Farbe ausgedrückt werden. Plötzliche Wendungen und Verdrehungen sind Wirkungen von Schmerz, oder Kennzeichen von Ausschweifung der Leidenschaft. Energische, aber dennoch sanfte Action ist das Eigenthum der Bewegungen des höchsten Vergnügens.

Auch Musik hat gleichsam ihr Gegenbild in körperlichen Bewegungen. Tanzen ist Musik in Handlung. Musik und Tanzen drücken ein und dasselbe Ding, nur auf verschiedene Art, aus.

Die

Die Tanzkunst ehrt die verschiedenen Bewegungen und Stellungen nach dem Ausdrucke der Musik einrichten; beide stimmen mit der Empfindung, durch welche sie gegenseitig eingegeben werden, zusammen.

Und auf eben diese Art kann auch so gar unbelebte Materie, entweder, wenn sie in Bewegung gesetzt, oder so geordnet ist, daß sie das Auge zur Bewegung einladet, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und die Leidenschaften, nach Maaßgabe der Zeichen dieser Leidenschaften in unserm Innern, afficiren. Hieraus entspringen denn alle unsre Begriffe von Form, und hierauf werden sie also auch, durch Nachdenken, wieder zurück geführt.

Fünfter Abschnitt.

Von Gleichheit oder Aehnlichkeit.

Ob unsre Perceptionen sich gleich alle von unsern Sinnen herschreiben: so gefallen uns dennoch nur Thätigkeit und Bewegung, wir mögen diese, entweder vermöge deutlicher und starker sinnlicher Bilder genießen, oder die Eindrücke derselben mögen sich in eine empfindsame Harmonie mischen, und von den verfeinertern Vergnügungen der Einbildungskraft begleitet werden. Unsre Ideen, durch Aehnlichkeit und durch Contrast verstärkt, stehen sich, gegenseitig, einander bey, und vermehren unsre Empfindung, bis wir endlich zur höchsten Vollkommenheit moralischer Wahrnehmung gelangen.

Was gewöhnlich unter Harmonie verstanden wird, bezieht sich eigentlich nur auf das Gehör. Aber, es giebt in der Natur, oder vielmehr in der menschlichen Seele, ein System einer allgemeinen Symphonie, die vermittelst der Aehnlichkeit und des Contrastes ausgeführt wird; denn in jedem Dinge findet sich, in Rücksicht auf unsre Empfindungen und Sensationen, sowohl eine anziehende, als eine zurückstoßende Kraft.

Die Theorie der Association kann in die Uebereinstimmung der Gegenstände oder Eigenschaften, in Rücksicht auf einen einzeln Sinn, in Uebereinstimmung zwischen verschiedenen Sinnen, in Uebereinstimmung zwischen sinnlichen Dingen und Charakteren von Ausdruck, und in Uebereinstimmung zwischen verschiedenen, belebten und ausdruckvollen Charakteren, getheilt werden. Diesem gemäß sind, als ein Beyspiel von der ersten Art, Annehmlichkeit in Form, Farbe und Bewegung, zur Association geneigt.

Dinge, die in Rücksicht auf verschiedene Sinnen zusammenstimmen, sind diejenigen, die einen gleichen Grad von Perception erwecken, oder uns, auf gleich starke Art, in Bewegung setzen. Ein Ding dieser Art ist das, was für das Gefühl zart ist, und diejenige besondre Gestalt, diejenige Farbe und Modulation von Ton hat, welche zu einem Ganzen zusammenstimmen, das sanft einnehmend ist. Der süße, schmeichelnde Klang einer Harfe paßt vortreflich zu der stillen Sanftheit des Mondscheines. In Blumen vereint

cint die Natur Farbe, Figur, Geruch und Gefühl; und dieses ist der Grund, warum sie so außerordentlich gefallen.

Wenn mehr, als ein Sinn, zu gleicher Zeit beschäftigt wird: so wirken sie, einstimmig; und man muß ihre verschiedenen Kräfte so ansehen, als ob sie auf Erweckung einer Einheit in der Empfindung zweckten; sie einander entgegenstellen, hieße folglich, die Einförmigkeit und Energie ihrer Wirkungen zerstören wollen.

Dinge von verschiedenen Arten associiren sich, vermittelst irgend einer besondern und auffallenden Aehnlichkeit; Dinge, von allgemeiner ähnlicher Verfassung, vermittelst irgend eines besondern Unterschiedes oder Contrastes. Menschliche Charaktere sind von dieser letzten Art, und associiren sich vermöge ihrer Verschiedenheit des Ausdruckes. Bäume, Gesträuche und Pflanzen müssen als eine besondre Art minder vollkommener Charaktere angesehen werden; und zwischen einer schicklichen Zusammenwahl derselben und menschlicher Charaktere, oder ihrer eigenthümlichen, personnificirten Eigenschaften und Leidenschaften, findet eine Art von Uebereinstimmung statt; denn jede Art, uns deutlicher, oder belebter Dinge, scheint dasjenige anzuziehen, was, in irgend einigem Grade, eine ähnliche Beschaffenheit ausdrückt, und ein Ganzes zu bilden, das vermittelst seiner Mannichfaltigkeit, oder seines innerlichen Contrastes, den deutlichsten und voll-

kommensten Gegenstand der Perception verschaft.

Was irgend einem einzeln Sinne gefällt, hat gleichsam eine Empfehlung an die übrigen. Das, was schön ist, sind wir geneigt, auch für gut zu halten, und was gut ist, für schön. Freylich müssen wir hiebey den Unterschied zwischen Gut und Schön nicht aus den Augen lassen, zwischen den Begriffen von Nützlichkeit oder Zuträglichkeit, und demjenigen, was eine unmittelbare Sensation von Vergnügen hervorbringt. Was das Letztere anbetrift: so hängt es näher von den angebornen und ursprünglichen Kräften des Gefühls ab; in Ansehung des Erstern aber von der Erfahrung. Diese lehret uns, daß das Schönste nicht immer das Bessere ist, noch daß das, was uns minder schmeichelt, immer das Unnützeste, oder schädlich seyn dürfe. Die senkrechte Mauer eines Hauses ist gut, weil sie Festigkeit anzeigt; aber deswegen ist sie nicht schön. Die Zierrathen daran, sind uns, hingegen, auf keine andre Weise, nützlich, als in so fern sie unmittelbar gefallen. An den verwelkten Blättern der Pflanzen sieht man oft eine Farbe, die dem Auge angenehmer ist, als die Farbe frischer Blätter. Der Rauch, der aus dem Schorstein einer ländlichen Hütte aufsteigt, kann nicht so angesehen werden, als ob er irgend einen großen Anschein von Schönheit besäße; aber, er gefällt, weil er uns eine lebhafte Idee von der häuslichen Glückseligkeit und der Wärme giebt, deren die Bewohner derselben genießen.

ziehen. Andre Dinge, ob sie gleich gut und nützlich sind, haben nichts an sich, das den Sinnen sehr gefiele, auch tragen sie keine äußere Zeichen von Leben und Reizbarkeit, und folglich läßt sich nicht von ihnen sagen, daß sie schön wären. Sogar, in Ansehung des menschlichen Charakters, finden wir nicht immer, daß die Tugend mit der schönsten Form verbunden sey.

Dinge, die, vermittelst der Gewohnheit, mit gefallenden Gegenständen associirt sind, werden, durch diese immerwährende Association, angenehm, vorausgesetzt nämlich, daß das Angenehme das Uebergewicht habe. Aber die Schönheit einer Schlange wird, so lange der Schrecken besteht, den dieses Thier in uns erregt, nicht so leicht unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Mit lebhaften Gefühlen und Gesinnungen associiren sich lebhafte sinnliche Bilder ganz natürlich; so wie sich mit angenehmen sinnlichen Bildern angenehme Gefühle und Gesinnungen natürlich associiren. Angenehme Sensationen in der Seele sind nichts anders, als Bilder, und Gefühle oder Gesinnungen, die so beschaffen sind, daß sie die innere Perception erhöhen.

Von fern gehörte Töne, oder weit liegende Aussichten associiren sich vergangenen Begebenheiten und Umständen, und bringen uns diese ins Gedächtniß zurück; denn, auch diese werden, für die Einbildungskraft, weniger faßlich, und durch die Zeit gleichsam ferner gerückt.

Eine Trennung gegen Ende des Sommers, und bey Sonnenuntergang ist rührender, als zu irgend einer andern Zeit. Gewitter und Finsterniß paßen mit schrecklichen Handlungen zusammen.

> Ζεὺς δ' ἐπὶ νύκτ' ὀλοὴν τάνυσε κρατερῇ ὑσμίνῃ.
>
> Ιλια. π. 567.

Der Sturm aller Elemente in Shakespear's Lear stimmt sehr glücklich mit dem Sturm in der Seele des unglücklichen Königes zusammen. Liebende finden Vergnügen am Mondschein, weil er, gleich einer sanften Musik, der zärtlichen Melancholie ihrer Seele, angemessen ist. In folgender Beschreibung der ländlichen Einsamkeit des alten Laertes findet sich eine glückliche Zusammenwahl von Umständen, einen kummervollen Zustand zu bezeichnen:

> τὸν οὐκέτ φασὶ πόλινδε
> Ερχεσθ', ἀλλ' ἀπάνευθεν ἐπ' ἀγροῦ πήματα πάσχειν
> Γρηΐ σὺν ἀμφιπόλῳ, ἥ οἱ βρῶσίν τε πόσιν τε
> Παρτιθεῖ εὖτ' ἂν μιν κάματος κατὰ γυῖα λάβῃσι
> Ερπυζοντ' ἀνὰ γουνὸν ἀλωῆς οἰνοπέδοιο.
>
> Οδυς. Α. 189. — κ. τ. λ.

Auf diese Art erhalten menschliche Vorfälle und Begebenheiten, vermittest angemessener Verzierungen der Scene, schickliche Gegenbilder, und werden, mit den Gegenständen der Natur, in Harmonie gebracht.

Sech-

Sechster Abschnitt.

Vom Contrast.

Ohne Bewegung, Licht und Schall müssen alle unsere Gesichts- und Gehörwahrnehmungen aufhören. Aber, um daß das Licht sichtlich gemacht werde, ist Finsterniß nothwendig; so wie es, zum Gehör von Tönen, erforderlich ist, daß Stille sey, und zur Wahrnehmung von Ruhe, daß es Bewegung giebt.

Zwischen Raum und Zeit findet sich, offenbar, ein Verhältniß, und, wenn eine große Finsterniß einem kleinen Lichte, oder eine lang dauernde Finsterniß einem kurzdauernden Lichte entgegengesetzt werden: so bringt beides, so ziemlich eine gleiche Wirkung hervor. Jedes Ding scheint, durch die Veränderung von Zeit und Raum, eine Veränderung zu leiden; das heißt, nach Maaßgabe der Vergleichung auf einander folgender Vorfälle, oder durch den Gegensatz gegenwärtiger Umstände, mit welchen man die Eigenschaften vergleicht.

Genau betrachtet, hängt die Wirkung eines jeden Gegenstandes auf das Auge, entweder, von den Gegenständen ab; welchen er unmittelbar entgegen gestellt wird, oder von den entferntern Verhältnissen, welche er mit denjenigen hat, die von dem Gedächtniß aufbewahrt worden. Dieses kann noch durch Harmonie und Melodie in der Musik erklärt werden; die erstere ist eine, von unmittelbarer Entgegenstellung verschiedener Töne

hervor gebrachte Wirkung; und bey der Melodie vergleichen wir gegenwärtige Töne mit vorhergegangenen.

Farben können wir schicklich andern Farben, und Linien andern Linien entgegen stellen. Aber, wir müssen uns nicht einkommen lassen, die Wirkungen von Gegenständen, welche für verschiedene Sinne gehören, mit einander zu contrastiren; auch ist es nicht nothwendig, daß es immer einen unmittelbaren Contrast geben müsse; denn die Seele behält vergangene Eindrücke, und associirt diejenigen davon mit den gegenwärtigen, welche von sich selbst zur angenehmsten Melodie sich vereinen. Denn, wir dürfen keine einzele und unbedingte Schönheit annehmen, wenn wir nicht auch eine, von allen andern Ideen gänzlich entblößte Seele annehmen wollen. Sobald das Gedächtniß Perceptionen vou Gegenständen aufbewahrt: so ist es unmöglich, Vergleichung auszuschliessen.

Der Contrapunkt in der Musik ist die Begleitung, wodurch die allgemeine Wirkung der Melodien contrastiret wird, so wie, in der Malerey, der Schatten zur Erhöhung des Lichtes dient; nicht, in Ansehung irgend eines einzelen Theiles, sondern dadurch, daß er die relative Wirkung und das Verhältniß jeder besondern Melodie zu dem Ganzen, erhöht, und gleichsam unterstützt.

Einförmigkeit ist der Contrast von Mannichfaltigkeit, und Kleinheit das relative Maaß von

Größe.

Größe. Die zurückspringenden, scharfen Winkel sichtbarer Gegenstände stutzen die hervorgehenden Rundungen zu ihrem Vortheil auf; die erstern führen auf den Begriff von Nichtseyn, die letztern von Fülle und Existenz. Rundung, Ebenheit und Glattheit gefallen, aber nicht durch sich selbst; das Rauhe und Scharfe geben einer Composition Energie. Eine allgemeine Idee von Schönheit entsteht aus einer Zusammenwahl von jeder Art von Materie, wo die herrschenden Zeichen von Wirklichkeit und angenehmen Gefühl, immer noch durch die dunkle Folie ihrer respectiven Gegentheile und Privationen erhöht werden. Aus der Dunkelheit entsteht, gleichsam, eine Idee von Licht. Töne scheinen aus Stille, und Bewegung aus Ruhe zu entspringen. Sogar die Materie selbst scheint aus dem leeren Abgrunde des Raums sich zu erheben; die Einbildungskraft verfährt, bey allen ihren Zusammensetzungen gleich einem geschickten Tonkünstler, nach den Regeln der Entgegensetzung.

Wenn irgend ein Gegenstand, so ganz und vollständig er in seiner Art auch seyn mag, zu einer Zusammensetzung gebraucht wird: so wird er alsdenn ein Theil eines größern Ganzen, zu welchem er eben das Verhältniß haben muß, als seine eigene Theile zu einander haben; obgleich der Contrast selbst, auf gewisse Art, wieder contrastirt werden muß. So werden kleine Entgegenstellungen, die ihre Wirkungen vereinen, zu einem Ganzen gebildet, das wiederum als Ganzes

genommen, grössere und auffallendere Contraste hervor bringt.

Siebenter Abschnitt.

Von der Personification.

Obgleich die einfache Idee von Schrecken von Beraubungen der Sinne entlehnt ist: so verhält die Sache sich dennoch anders, wenn die Bilder desselben personificirt werden. In diesem Falle treten heftige Bewegung und lauter Lärm an die Stelle von Ruhe und Stille. Belebter Schrecken blitzt durch die Wolke der Finsterniß

> Νυκτὶ θοῇ ἀτάλαντος ὑπώπια λάμπε δὲ χαλκῷ
> Σμερδαλέῳ, τὸν ἕστο περὶ χροΐ' δοιὰ δε χερσὶ
> Δοῦρ' ἔχεν. — —
> — — — — —, πυρὶ δ' ὄσσε δεδήειν.
>
> Ιλιαδ. Μ. 463.

Die negativen Schrecken, welche aus Beraubung der Sinne entstehen, nehmen die Forme positiver Zerstörung an. Jedes Ding, das die Sinne heftig anfällt, wird personificirt; und Leben, gekleidet in die Rüstung des Feindes, wird, dem Anschein nach, gegen sich selbst gekehrt. In der That, wenn die Elemente in heftige Bewegung und Aufruhr gesetzt werden: so läuft dieses auf eine Art von Personification hinaus; die metaphorischen Ausdrücke, die bey solchen Gelegenheiten gebraucht werden, sind immer von Ideen des wirklichen Lebens genommen; der

Wind

Wind heult, die See tobet, der Himmel sieht zornig aus, und der Donner scheint dem Erdball Untergang zu drohen. Und dieses scheinen die Hauptmaterialien dessen zu seyn, was man das empfindsame Erhabene nennen könnte, das nur in der Belebung derer Ursachen besteht, welche das sinnliche Erhabene oder Schreckliche hervorbrachten. So wird, durch die Vermögen der Einbildungskraft, sogar der Tod selbst belebt und personificirt. — Der Mensch ist das Geschöpf, das seine eigene Aehnlichkeit bewundert; und seine Neigung, Alles zu bewundern, was Leben hat, ist so groß, daß er öfters durch die Phantasie denjenigen Dingen Leben giebt, welchen die Natur es versagt hat. Und, wenn er einmahl zur Bewunderung aufgelegt ist: so belebt er jedes Ding, damit er noch mehr zu bewundern Gelegenheit finde.

Da Leidenschaft und Empfindung ursprünglich die Wirkung äußerer Dinge sind: so lassen sich solche nicht, als existirend in Abwesenheit der materiellen Bilder oder Eindrücke, gedenken; denn, wir können uns die Leidenschaft der Liebe nicht anders, als eine Eigenschaft vorstellen, die irgend einer Person zukommt, welche liebt, oder zu lieben fähig ist. Noch können wir annehmen, daß Leidenschaft unleidenschaftlich oder Zuneigung nicht zugeneigt sey. Um also unser Vermögen der Zuneigung weiter auszudehnen, personificiren wir die Neigungen selbst, und geben ihnen Wirklichkeit. Sonst wäre es unmöglich, die

ab-

abstrakten Ideen von Güte deutlich oder angenehm zu machen.

Und hier können wir die Stärke der ersten Bilder, so gar für den höchsten moralischen Sinn, bemerken. Jede liebenswürdige Tugend ist in Weiß oder Licht gekleidet; Unschuld, Einfalt, Wahrheit selbst, behalten immer noch das, was dem Gesicht zuerst angenehm war; jedes Ding, das uns gefällt, das gut ist, entlehnt eine Metapher vom Lichte, heißt glänzend oder schön; Tugend und Güte sind Licht und Leben; das Uebel oder das Unmoralische ist das Schwarze der menschlichen Handlungen, weil auch dieses die Beraubung von Licht oder Glückseligkeit in sich begreift. Was ist Schmerz anders, als positiver Tod? Was Glückseligkeit, als Leben, und angenehme Empfindung.

Achter Abschnitt.

Von Charakter und Ausdruck.

Charakter ist dasjenige, was einen Gegenstand von dem andern unterscheidet. An dem, was den Symptomen von Leben und Empfindlichkeit in uns selbst am mehresten ähnlich ist, entdecken wir den größten Antheil von Ausdruck. Derjenige besondre Gegenstand wird auf die angenehmste Art unterschieden, welcher, entweder, die Sinne rührt, indem er die lebhaftesten Perceptionen erweckt, oder, vermittelst dessen, was ange-

angenehm für die Sinne, ist, auf die deutlichste Art, innere Wahrnehmung ausdrückt.

Eben dasselbe Vermögen, vermittelst dessen die Nerven des menschlichen Körper innerlich in Bewegung gesetzt werden, associirt sie auch äußerlich, und bringt eine Veränderung in der äussern Form hervor. Die Vergnügen der Sensation wirken wieder auf das Aeußere zurück, werden wieder von den Sinnen wahrgenommen, und verbreiten eine neue, und gesellige Glückseligkeit. Nicht ehe, als bis auf diese Art Güte ausgedrückt wird, nimmt sie die Natur der Schönheit an.

Alles Vergnügen, es entspringe aus einfachen, oder zusammen gesetzten Ursachen, kann, auf folgende Art eingetheilt werden; in das Vergnügen, die Eigenschaften der Gegenstände vermittelst der Sinne wahrzunehmen, vermöge dessen wir wissen, daß wir existiren; — in das Vergnügen, den Ausdruck dieses Vergnügens in andern wahrzunehmen, vermöge dessen wir wissen, daß diese andern leben oder existiren; — in das Vergnügen, das uns die Wahrnehmung des geselligen oder mittheilenden Principiums gewährt, und in der gegenseitigen Wahrnehmung desselben in uns, welches alle die vorhergehenden Vergnügen in sich begreift, und in Ansehung dessen sie nur, als ihm untergeordnet und beystehend, betrachtet werden müssen.

Einige unsrer Perceptionen von Vergnügen entspringen von ursprünglichen, angebornen Kräften;

ten; andre schreiben sich von Gewohnheit und Erfahrung her; wodurch nähmlich, Dinge, die an und für sich selbst unangenehm sind, angenehm gemacht werden, weil wir sie mit Umständen und Gegenständen associirt finden, die an sich selbst angenehm sind. Viel Charaktere und Bezeichnungen hat die Natur bereits festgesetzt, und sogar künstliche Charaktere erlangen durch Gewohnheit, die man mit Recht eine andre Natur nennt, eine Art von Schicklichkeit. Ist es der Charakter des Auges, hell und der Wange, roth zu seyn? Ein glänzendes Auge und eine rosenfarbne Wange sind, in ihrer Art, die schönsten Dinge; denn ein jedes Einzele ist schön; entweder, nach Maaßgabe des Grades von angenehmen Ausdruck, den es an sich selbst besitzt, oder, je nach dem es, gewöhnlich, mit andern Theilen associirt ist, die mehr angenehmen Ausdruck haben. Wir müssen indessen bemerken, daß auch dieser Ausdruck, in Ansehung seiner Wirkung, davon abhängt, daß er schicklich eingerichtet, und contrastirt sey, denn sonst könnte er nicht gehörig wahrgenommen werden. —

Ein Grundtheil der Schönheit, ist Farbe, ein anderer, Gestalt oder Ebenmaaß; aber eine Mannichfaltigkeit bunter Farben, würde die Wirkung der schönen Form zerstören. Es ist, folglich, zur Hervorbringung einer angenehmen Wirkung nothwendig, daß unter den verschiedenen Arten des Eindrucks ein Uebereinkommen und eine Unterordnung sich finde, und daß keine der,

minder

minder wesentlichen Eigenschaften die wichtigern übertreffe. Und daß irgend ein mehr zusammengesetzter Charakter, oder Composition vollkommen werde, ist es erfoderlich, daß es einen Haupttheil gebe, der am auffallendsten sey, oder den größern Ausdruck habe; der merkwürdigste Theil des menschlichen Körpers ist das Angesicht; und in dem Angesicht ist das Auge der wichtigste Theil. Sogar ein einzeler Theil eines und desselben Körpers hat seine Schönheit dem Verhältniß und der Verbindung mit den übrigen zu verdanken, so wie die Schönheit des Ganzen von der Entgegenstellung gegen andre Körper abhängt. Der Hals einer Statüe, und wäre er noch so gut gebildet, würde, wenn er von Kopf und Brust getrennt wäre, nicht schön scheinen. Die scheinbare Glätte und Sanftheit des Busens würde aufhören, zu gefallen, wenn der Kopf und die Schultern eben so sanft und eben schienen. Auch vollständige Charaktere, oder Ganze, müssen, wenn ihre Eigenschaften uns in die Augen fallen sollen, gleichfalls gehörig contrastirt werden. Und es ist eben so nothwendig, daß der Mensch von dem Menschen, als daß der Mensch von dem Thiere zu unterscheiden sey; denn, zu der Zusammensetzung eines wahrhaft schönen, menschlichen Charakters ist eben so gut eine gewisse Wendung, oder Eigenthümlichkeit in Form und Zügen erforderlich, als ein eigenthümlicher Zustand, oder Ausdruck des Ganzen erforderlich ist, damit, in Rücksicht auf andre Charaktere, eine Identität,

Unter-

Unterschied, und Ueberlegenheit festgesetzt, und es besonders perceptibel, und anziehend gemacht werde.

Neunter Abschnitt.

Von der Anmuth.

Wenn wir von dem Ausdrucke sprechen: so muß man zwischen einem gutartigen, und bösartigen Ausdruck einen Unterschied machen. Thiere von der rohesten Art sind des Zornes, des Hasses, der Rachsucht, oder irgend einer der feindseligen Leidenschaften eben so fähig, als der Mensch; und die niedrigste Staffel der Menschheit ist immer am mehresten dergleichen Leidenschaften ausgesetzt; aber, von Mitleid, Liebe, Achtung, und alle den übrigen sanften Empfindungen weiß sie wenig. Die bösartigen Leidenschaften machen die Seele zu jeder angenehmen, und menschlichen Sensation unfähig. Zorn ist die schmerzliche, oder dumm machende; Liebe, die schmeichelhafte, und belebende Leidenschaft. Folglich würde es höchst unschicklich seyn, Jemanden, der einen Anfall von Wuth, oder von Eifersucht hat, die Idee von Anmuth zuzuschreiben. Was den gefälligsten, angenehmsten Schein hat, ist offenbar ein Ausdruck von Vergnügen.

Derjenige, der den Ursprung der Anmuth zu kennen wünscht, muß ihn in seiner eigenen Seele suchen. Was da anmuthig ist, muß es auch im Ausdrucke seyn. Es ist eine, der ausgesuch-

testen

testen Zärtlichkeit der Zuneigung, analoge Eigenschaft; es ist derjenige liebliche Enthusiasmus bey Handlungen, der Hand in Hand mit der Schönheit geht; oder, wenn uns der Ausdruck erlaubt ist, es ist die Seele der Schönheit, oder die Emphasis gefälligen Ausdrucks.

In den sanftesten und entzückendsten Augenblicken des Denkens wird der Körper, natürlicher Weise, in Stellungen geworfen, welche das Vermögen haben, eine gleiche Sanftheit andern Seelen mitzutheilen; und dieser gefälligen Sympathie wegen, ertheilen wir Ausdrücken, oder Handlungen dieser Art, die Benennung von anmuthig. —Ueber den, der Anmuth eigenthümlichen Schein von Ungezwungenheit ist viel gesagt worden; und dennoch wird es vielleicht unmöglich seyn, ein Beyspiel von einer einzigen anmuthigen Stellung zu finden, die nicht einige Grade von Besorglichkeit, oder Aengstlichkeit bey sich führte. Das zärtliche Wehren, das holde Zwingen, das reizende Ringen, die Furcht und Hoffnung, und zärtliche Besorgnisse der Liebe bieten uns Bilder der äußersten Anmuth dar. Sogar unter Umständen, die den Anschein von Bekümmerniß haben, nimmt die Schönheit oft ein Ansehen der erhabensten Grazie und Würde an. Zwar giebt es wirklich eine gewisse Erhabenheit der Seele, ein glückliches Bewußtseyn überlegener Tugend, welche erforderlich sind, jeder Leidenschaft Würde zu geben, und zur Anmuth wesentlich sind; denn es giebt keine Anmuth ohne Würde. Grazie ist

das Erhabene der Schönheit, der bescheidene Stolz der Tugend, die sanfte Würde der Liebe. Eine Stellung, wodurch gedankenvolle, angenehmer Melancholie (eine Empfindung, welche nur den feinsten Seelen eigenthümlich ist,) ausgedrückt wird, ist immer höchst anmuthig und reizend. Die liebenswürdigste der Grazien hat in ihrem Angesicht einen Zug von Traurigkeit, vermischt mit der lieblichsten Freude. Anmuth ist ein Ausdruck von Vergnügen; aber Vergnügen ist nicht Ungezwungenheit, es ist etwas mehr. In Wahrheit, die Seele ist weit entfernt, höchst glücklich zu seyn, wenn sie ganz ruhig und sorglos ist; aufs höchste ist dieses eine negative Art von Glückseligkeit. Um wirklich derselben zu geniessen, muß sie nach irgend Etwas streben, das ihr sehr wichtig ist; all' ihre Neigungen müssen auf angenehme Art thätig seyn. Umringt von Furcht und Gefahr auf allen Seiten, ergreifen wir mit Entzücken jede Veranlassung zur Hoffnung, und je beschwerlicher und mühsamer uns die Erreichung unsrer Zwecke, und die Erfüllung unserer Wünsche gemacht wird, je mehr interessiren wir uns dabey, und je glücklicher sind wir.

Hierdurch wollen wir nicht sagen, daß es nicht öfters Anmuth in Handlung, ohne die ihr entsprechende, eigenthümliche Energie in der Seele, geben könne; wir behaupten nur, daß unsre Vorurtheile, zu Gunsten der Anmuth, ursprünglich auf dieses Principium gegründet sind, und glauben, daraus folgern zu können, daß

eine

eine schöne Erscheinung, welche mit vollkommener Ungezwungenheit und Unthätigkeit verbunden ist, nichts anders bewirken kann, als eine Erwartung zierlicher Handlung, zu welcher wir, in den äußern Symptomen der Gemüthsstimmung, eine scheinbare Schicklichkeit sehen. Nicht ehe, als bis die Leidenschaften zur Reife gelangt, und durch den Zusatz von Liebe sanft gemacht worden sind, nimmt eine Person eine wahres Ansehen von zarter Anmuth an. Wenn jemand, dessen Seele keiner feinern Empfindung fähig ist, Anmuthsvoll erscheint: so ist es durch Zufall; so wie ein Thor zuweilen weise aussehen kann. Wenn wir lieben, ist die Seele jedem feinern sinnlichen Eindruck, mit Bewußtseyn, offen; und es ist der feinste Ausdruck von Leben, welcher die Liebe erweckt. Liebe, personificirt, ist die vollkommenste Schönheit.

Wenn wir, in irgend einem Schriftsteller, eine Stelle finden, die lebhaft ein Gefühl von Mitleid, Freude, Kummer ausdrückt (denn sogar der Kummer empfindlicher Seelen ist öfters von Vergnügen begleitet) so wird uns, mit ihm zugleich, immer ein Bild von Anmuth dargestellt. Dieser feine, rührende Enthusiasmus ist es, welcher die Werke des Raphael und Correggio so ausnehmend auszeichnet; dieser allein ist es, welcher selbst die Bruchstücke der göttlichen Sappho so hoch über andere erhebt. Die Dichtkunst erhält

ihren großen Reiz von dem Geist oder der Muse, welche jedem Dinge Zierlichkeit und Leben einhaucht. Das Schöne, und Anmuthige in den Gesinnungen, sind Ausdrücke des höchsten Grades von Leben, oder menschlichen Gefühlen.

Die Venus Medicis wird, allgemein, für ein Muster weiblicher Schönheit ausgegeben, und ist, wahrscheinlicher Weise, in der That, das reizendste und vollkommenste aller menschlichen Produkte; aber, diese Statüe hat den höchsten Ausdruck von Bescheidenheit, diese angenehmste Grazie und Zierde jeder liebenswürdigen Tugend. Wollte ein Künstler es unternehmen, Etwas Aehnliches zu mahlen, wie sehr könnte er noch jede Grazie dadurch erhöhen, daß er eine angenehme Röthe über das Gesicht dieser Figur verbreitete; ein Zusatz, welchen der Marmor nicht gestattet! Und zweifelsohne, wird unter der feinen Allegorie, daß Venus von den Grazien angekleidet werde, nichts anders gemeynt, als daß jedes Ding, welches in der äußern Erscheinung reizend ist, gleichsam nur Zierrath und Ausschmückung derjenigen himmlischen Liebe der Seele sey, welche die Alten der Venus Uranie zuschrieben, als das Gegentheil von dem, was sie der andern Venus zueigneten, welche sie nur als eine irrdische und gemeine Gottheit verehrten. —

Und so haben wir denn, in Wenigem, dem Fortgang der Schönheit, von ihrem Anfange in den Sinnen, zu ihrer zweyten Quelle von Vollkommenheit in der Seele nachgespürt, und gezeigt,

zeigt; daß beide in dem Bewußtseyn und Gefühl von Leben oder Empfindbarkeit gegründet sind, und, so wie wir vorher bemerkt haben, daß diejenigen Dinge, welche uns Sensationen geben, die den Eigenschaften, welche wir in uns selbst wahrnehmen, ähnlich sind, die wirklichen und die wichtigsten Vergnügen der Sinne erzeugen: so ist es hier noch wichtiger, bemerkt zu werden, daß nichts uns so viel Genugthuung verschaft, als die Anzeichen von Vergnügen, oder Glückseligkeit an denen zu sehen, welchen Schönheit und Verdienst ein Recht zu einem Antheil an unserer Liebe oder Achtung geben.

In diesem zweyten Falle verliert das Vergnügen den Nahmen von sinnlich, oder selbstisch. Derjenige, der diesen höhern Grad von Reizbarkeit und Leben besitzt, ist, folglich, bey der Glückseligkeit seiner Mitgeschöpfe, so wie bey dem Studio eines jeden Dinges, das sich auf diese feinere Beseelung bezieht, interessirt; und derjenige, welcher Schönheit in diesen Dingen wahrnimmt, nimmt Theil an der Vervollkommnung derselben, und sieht sie, in gewisser Art, als verwandt mit ihm, und als Theile des allgemeinen, und mit einander verknüpften Ganzen an, von welchem er auch sich selbst, als einen Theil betrachtet.

Hieraus können wir denn folgern, daß der Reiz, welchen wahre Schönheit für den Menschen hat, in Verhältniß mit der Deutlichkeit seiner moralischen Perceptionen, oder, in andern Worten, mit seiner Liebe zur Gutmüthigkeit steht;

 daß

daß sogar unbeseelte Schönheit eine Idee vom zweyten Range, oder eine Association ist, die aus den äußern Symptomen natürlicher Neigungen, als worin die Schönheit der menschlichen Seele besteht, entspringt, und daß nicht allein alles dasjenige, was den Zweck hat, uns des Lebens zu berauben, sondern auch das, was der Ausübung der feinern Kräfte, von welchen das Bewußtseyn von Leben abhängt, im Wege steht, Kummer, Furcht und Schrecken hervorbringt; daß durch Alles aber, was die entgegengesetzte Wirkung hat, Hoffnung, Liebe und Freude befördert wird.

II.

Ueber die deutsche Sprache und Litteratur, Schreiben an einen Freund, nebst einer Nachschrift die Nationalerziehung der alten Deutschen betreffend; von J. M. Osnabrück, in der Schmidtschen Buchhandlung, 1781. 55 Seiten in 8.

Von den Schriften, wozu die französische Abhandlung de la litterature allemande Anlaß gab, ist schon eine im vorigen Bande dieser Bibliothek beurtheilt worden, und wir geben der gegenwärtigen, ob sie gleich nur klein ist, darum einen

einen Platz darinne, weil man sie einem Verfasser zuschreibt, der sich schon längst in einem andern Fache zu seinem Vortheile gezeigt hat: wiewohl der Recensent billig zweifelt, daß sie Hrn. Möser zum Verfasser hat, wie einige öffentliche Blätter meldeten. Jeder unter den beiden Schriftstellern sieht die Schrift des Königs von einer andern Seite an: der eine, dessen Schrift „über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Deutschen" heißt, wollte nicht widerlegen, sondern über den nämlichen Gegenstand seine Gedanken sagen, und hätte vermuthlich sein Buch auch ohne eine solche Veranlassung geschrieben: seine Absicht war also weder zu beweisen, daß uns der König Unrecht thut, noch den wahren Gehalt unsrer Litteratur zu untersuchen und sie mit der französischen oder englischen zu vergleichen: er wollte uns nur sagen, was uns noch zur Vollkommenheit fehlt, und worinnen unsere Nachbarn vielleicht einen Vorsprung vor uns haben. Da er, im Artikel von den Wissenschaften der herrschenden gelehrten Denkungsart und manchen gelehrten Vorurtheilen nicht den verlangten Respekt erweist, und da bekanntermaßen den Gelehrten ihre Vorurtheile fester angewachsen sind, als den Ungelehrten der Glaube an die Rockenphilosophie, so war es kein Wunder, daß er sich schiefe Gesichter, Widerspruch und sogar Streit zuzog: es kann ihm zwar eine große Beruhigung seyn, daß man nur an Nebensachen zwickte und seine Hauptmeynungen unangetastet ließ und stillschweigend zu-

gab; allein es muß ihn noch mehr beruhigen, daß es ihm nicht zehnmal schlimmer ging: Vorurtheile sind wesentliche Bestandtheile unsers Ichs, und wer wird sich so geduldig etwas von seinem Ich abreißen lassen, ohne nicht wenigstens zu schreyen, wenn man sich ja schämt, mit Händen und Füssen um sich zu schlagen? Vor zwanzig oder dreißig Jahren wär er nicht ungeschlagen davon gekommen: itzt schreyt man nur: sind wir nicht um zwanzig Jahre gescheuter als unsere Vorfahren?

Der Verfasser, von dessen Schrift in dieser Recension die Rede ist, scheint mehr über einige Meynungen des Königs als über die Sache etwas sagen zu wollen: es ist ein Brief an einen Freund, wo man es dem Verf. verzeiht, wenn er nicht tief eindringt, sondern ohne Methode und Ordnung über den Gegenstand mit seinem Blicke flüchtig hinfährt und sagt, was ihm zuerst begegnet. Er sagt im Eingange; „daß es der Plan des Königs gewesen wäre, seinem Staat erst Stärke zu geben, eh er an die Verschönerung desselben durch die Wissenschaften gedacht hätte, und daß er von der Sorge für das Nothwendige und Nützliche nunmehr zur Aufmerksamkeit auf den Putz überginge.“

Soll dieß ein bloßes Kompliment seyn, so läßt sich nichts dawider einwenden; außerdem muß man die Richtigkeit dieser Einleitung bezweifeln. Daß der König für den Flor und die Wohlfahrt seiner Länder und die politische Stärke des Staats auf alle Weise seit dem ersten Augenblicke seiner Re-

gie-

gierung sorgte, das ist unläugbar; aber, wenn man die Reihe der Veränderungen, die aus dieser Absicht herflossen, auch nur flüchtig übersieht, so merkt man, daß die Sorge für die Wissenschaften nicht, wie der Verf. glaubt, seine letzte, sondern eine seiner ersten war, und daß er sie also nicht für bloßen Putz, sondern für etwas Wesentliches ansah. Er wußte zu gut, daß es mit den Staaten geht, wie mit jedem einzelen Menschen: sie mögen noch so viele innere Vollkommenheiten besitzen, so ist es doch nicht hinreichend, um empor zu kommen, hervorzustechen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn, eine hohe Meynung einzuflößen; dazu verhilft uns das, was wir nicht einmal deutsch nennen können, — le brillant. Während daß der König Veränderungen im Justizwesen, Anstalten zur Vermehrung der Finanzen, zum Flor des Handels und der Gewerbe machte, verschönerte er auch seine Hauptstadt mit Gebäuden und schuf ein Institut, das Friedrich, der erste, aus Eitelkeit den Wissenschaften widmete, und das sein Nachfolger in eine Wundarzneyschule verwandeln wollte, wieder zu einer Academie des sciences et belles-lettres um, berief französische Gelehrte zu Mitgliedern, weil er vielleicht den deutschen nicht Ruf oder Geschicklichkeit genug zutraute, die Akademie auswärts in Ansehn zu bringen, und befahl ihr, in ihren Schriften und Abhandlungen die allgemeinste Sprache, die französische zu reden. Er mußte also entweder die Wissenschaften mit unter das Nothwendige und Nützli-

che rechnen, oder sie für das wirksamste Mittel halten, einem Staat Ansehn und Ruf bey den Auswärtigen, zu verschaffen; und das sind sie auch. Frankreich hat seinen ausgebreiteten Ruhm bloß seinen Schriftstellern zu danken, zum Theil auch dem Geiste der Nation, den Kriegen und der Pracht Ludwig des vierzehnten; England den seinigen zum Theil der freyen Verfassung, dem Nationalcharakter, seiner Industrie und seinem Handel, seiner Macht, seinem Reichthum, aber auch der Stärke, dem Scharfsinne und philosophischen Geiste, der in englischen Schriften herrschen sollte, wie einer dem andern nachsagte: warum blieb Deutschland an Ruhm und Achtung so weit hinter diesen beiden Nationen zurück, obgleich manche unter seinen Regenten die Pracht mehr als zuviel liebten, und der Krieg bey uns fast nicht aufhörte? — Ich weiß keine andere Ursache, als weil man uns nicht viel Geist zutraute: man glaubte, und glaubt zum Theil noch, daß wir gute ehrliche fleißige Leute wären, die soviel Menschenverstand hätten, als nöthig ist, um nicht tumm zu seyn, denen es aber ganz an zwey Dingen fehlte, wozu sie nicht einmal eigene Benennungen besäßen — an esprit und génie. Man mochte nun einiges oder gar kein Recht dazu haben, so erhellt doch daraus, daß nur Beweise des Genies eine Nation in Ansehn bringen.

Bedenkt man auf der andern Seite, welchen großen Einfluß die Liebe und Kultur der Wissenschaften, und besonders die Werke des Genies,

auf

auf die Besserung und Aufklärung der Nation haben, so wird man desto weniger geneigt, sie für blossen Putz zu halten: das Genie ist eine Flamme, die das schlafende Feuer der übrigen Menschen entzündet, ihre Geisteskräfte erweckt, ihnen zum Muster und zum Antriebe dient.

Wir können also dem Verf. weder zugeben, daß ein Regent nur zum Putze des Staatkörpers etwas beyträgt, wenn er den Wissenschaften und dem Geschmacke seinen Schutz gönnt, noch daß der König sie zu seiner letzten Sorge machte: es war eine seiner ersten Beschäftigungen, seinem Staate den Ruhm zu verschaffen, daß Wissenschaften und Geschmack dort blühten; allein er brauchte Ausländer und ausländische Sprache zur Erreichung seiner Absicht. An die deutsche Sprache und Litteratur dachte er freilich zuletzt; allein dieß war vermuthlich keine Folge seines Plans, sondern geschah mehr auf zufällige Veranlassung solcher Personen, die Freunde der Deutschen waren und den nähern Zutritt zu ihrem Herrn anwandten, ihm zu vortheilhaftern Gesinnungen gegen unsere Sprache und Schriftsteller zu bewegen: auch entsinnt sich der Recensent, daß man ihm vor einigen Jahren von einem Aufsatze des Königs über die deutsche Litteratur erzählte, der damals schon lange fertig war, und dessen Bekanntmachung ein Minister verhinderte, der oft Vertheidiger der Deutschen bey ihm gewesen ist. Wahrscheinlich war der Aufsatz über die deutsche Litte-

Litteratur eher geschrieben, als die Briefe über die Vaterlandsliebe.

Allein wir wollen annehmen, daß es wirklich der Plan des Königs war, für den Geschmack, die Wissenschaften und vaterländische Sprache zuletzt zu sorgen: „und so sehr der Verf. „dieses billigt, so scheint es ihm doch nicht in „dem nämlichen Plane zu liegen, daß wir bey „den Griechen, Lateinern und Franzosen zu Markte gehen und dasjenige von Fremden kaufen oder „borgen sollen, was wir selbst daheim haben können. Hier vermißt er den Hausvater und „glaubt, daß wir selbst unsere Eichen also ziehen „können, daß sie den härtesten, höchsten und „reinsten Stamm geben, ihre Krone hoch empor „tragen und so wenig in den Aesten fohren als „vom Moose bekümmert werden; daß wir sie „nicht von einem französischen Gärtner zustutzen „und aufschnitzeln, und unsre Wälder nicht in einen regulären Sternbusch verwandeln lassen sollen: mit andern Worten — daß wir besser „thun, unsre Götze von Berlichingen, so wie es „die Zeit bringen wird, zu der ihrer Natur eigenen Vollkommenheit aufzuziehen, als ganz zu „verwerfen, oder sie mit allen Schönheiten einer „fremden Nation auszuzieren."

Der Verf. liebt den metaphorischen Ausdruck so sehr, daß es oft schwer ist, seine Gedanken zu errathen: hier scheint es dieser zu seyn — „wir „thun besser, die Gegenstände zu unsern Werken „des Geschmacks von unsrer eigenen Nation zu

„ent-

„entlehnen, und sie auf eine eigene Manier zu be-„arbeiten, als den Alten und den Franzosen „nachzuahmen.“ — Sehr richtig! aber das will der König auch: er verlangt nicht, daß wir die Gegenstände aus den Alten und Franzosen nehmen, oder ihre Manier nachahmen, sondern daß wir noch gar nicht daran denken sollen, Werke des Geschmacks zu schreiben: wir sind nach seiner Meynung mit Sprache und Geschmack so weit noch zurück, daß wir erst Vorbereitungsstudien treiben, aus den Alten und Franzosen übersetzen müssen, um unsern Stil und unsern Geschmack zu bilden. Alle seine Vorschläge passen auf die Zeit, wo Gottsched die Sprache im eigentlichen Verstande zu behauen anfing, und wo die Uebersetzungen seiner Ehegattin auf dem Neuberischen Theater die Morgenröthe des Geschmacks anbrechen ließen: damals lernte der König unsere Sprache und unsere Schriften kennen und wurde so sehr wider sie eingenommen, daß er sie seitdem seiner Aufmerksamkeit nicht mehr würdigte: seine Beschreibung unsrer Schriftsteller in der Abhandlung de la litterature allemande ist daher völlig derjenigen ähnlich, die er in den Memoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg davon machte *): er

*) In den Memoires sagt er S. 501. Nos auteurs ont (ce me semble) toujours peché, *faute de discerner les choses essentielles des accessoires,*

er schildert unsere Sprache und unsere Litteratur, wie sie vor dem Jahre vierzig war, und damals hätten seine Vorschläge unstreitig großen Nutzen geschaft,

ceffaires, de resserrer leur prose trainante & excessivément sujette aux inversions, aux nombreuses epithetes & *d'écrire en pedans plûtôt qu'en hommes de genie.* Dans cette disette de tout bon ouvrage en prose le Brandebourg eut un bon poëte: c'étoit le Sieur de Canitz: il traduisit heureusement quelques Epitres de Boileau. — — C'est le Pope de l'Allemagne, le poëte le plus élégant, le plus correct & le moins diffus qui ait fait des vers en notre langue. Communément *en Allemagne le pedantisme affecte jusqu'aux poëtes:* la langue des Dieux est prostituée par la bouche de quelque Regent d'un college obscur ou par quelque Etudiant dissolu; & ce qu'on appelle honnêtes gens sont ou *trop paresseux* ou *trop fiers* pour manier la lyre d'Horace ou la trompette de Virgile. Monsieur de Canitz, quoique d'une maison illustre, crut que l'esprit & le talent de la poësie ne derogeoit pas: il le cultiva avec succès; il eut une charge à la cour & *puisa dans l'usage de la bonne compagnie cette* politesse & cette aménité qui plaît dans son stile. Les Spectacles Allemans étoient (zur Zeit Friedrich I.) peu de chose; ce qu'on appelle Tragédie *est* (also auch noch zur Zeit, wo er die Memoires schrieb) un monstre composé d'en-

geschaft, wie man dieses den Gottschedischen Bemühungen nicht absprechen kann. Aber wenn wir eine Zeit lang Exercitien gemacht, aus andern Sprachen übersetzt, gute Muster kennen gelernt, und so unsern Geschmack gebildet haben, dann sollen wir unsere eigenen Flügel versuchen, dann wird das Zeitalter der Auguste und Medicis bey uns erscheinen. Der Verfasser hat also die Vorschläge des Königs in einem falschen Gesichtspunkt gestellt: wir sollen nicht von den Franzosen **borgen** oder ihnen **nachahmen**, sondern uns an ihren Produkten des Genies **üben**, durch die Uebersetzung derselben Geschmack und Sprache **bilden**, um mit der Zeit eigene Werke dieser Art hervorbringen zu können.

„Indessen," sagt er weiter, „bleibt es doch „immer eine wichtige Frage, ob wir wirklich „eigene

d'enflure & de basse plaisanterie. Les auteurs dramatiques ignorent jusqu'aux moindres regles du théâtre. La comédie est plus pitoyable encore: c'est une farce grossière qui choque le bon goût, les bonnes mœurs & les honnêtes gens. In der Abhandlung de la litterature allemande wird das nämliche nur etwas stärker gesagt: sie ist also entweder mit den Memoires beynahe zu Einer Zeit geschrieben, oder der König hat uns seit der Erscheinung der Memoires nicht weiter kennen gelernt.

„eigene Gewächse haben, die eine Kultur verdie-
„nen, und ob unsere Art der Kultur der frem-
„den vorzuziehen sey (ist)? Hieran hat der Kö-
„nig natürlicher Weise gezweifelt, weil er sonst,
„ganz gewiß das Einheimische dem Auswärtigen
„vorgezogen haben würde (hätte); und hier bin
„ich in der That verlegen, ohnerachtet“ (unge-
achtet, besser, obgleich) „ich die veredelten
„Stauden unsers Bodens, welche Jerusalem dem
„Könige vorzählt, mehr als einmal vor mir auf-
„gestellt und betrachtet habe.“

Der ganze Gedanke des Verfassers ist ohne Metapher dieser — „wir thun besser, wenn wir „dem Beyspiele des Verfassers vom Götz von Ber- „lichingen folgen, das heißt, einheimische Ge- „genstände wählen und sie auf eigene Manier „bearbeiten, als den Franzosen nachahmen; aber „freilich ist unter allen Schriftstellern, die Jeru- „salem nennt, keiner der Nachahmung werth. „Auch (S. 8.) bietet uns unsere Nation keine „wichtige Gegenstände zur Bearbeitung dar, „theils weil nichts Erhebliches unter uns vorgeht, „theils weil wir zu schwach empfinden und an „nichts lebhaften Antheil nehmen. Wir kön- „nen auch (S. 9.) nicht zu der Höhe der Ge- „danken und des Ausdrucks gelangen, die andere „Nationen auszeichnet, oder mit andern Worten, „keine große Schriftsteller haben.“

Fühlt der Leser nicht eine Unbehaglichkeit bey dieser Reihe von Gedanken? Es ist etwas äußerst Schiefes darinne.

Wie

Wie sollen wir dem Verfasser des Götz von Berlichingen nachahmen? In der Wahl der Gegenstände? — Begebenheiten, Charaktere und Sitten aus den Zeiten der Götze von Berl können wir nicht unsere nennen: sie haben keine Verbindung mit uns, als weil sie einmal in dem Lande waren, wo wir itzt leben, und wir kennen sie folglich auf keine andere Art als die Sitten und Denkungsart der Griechen und Römer, nur aus Büchern, und haben daher kein anschaulicher Bild von ihnen, als von diesen: Auch ist der Götz, den wir auf unserm Theater haben, nur halb wahr, altdeutsch, wo er aus seiner Lebensbeschreibung spricht, modern, wo ihn der Dichter aus seinem Kopfe reden, denken und handeln läßt: eben so halb modern sind auch die übrigen Figuren. Wir gewinnen also durch die Wahl der Gegenstände aus den alten deutschen Ritterzeiten das nicht, was wir gewinnen wollen: wir schildern alsdann nicht Sitten, Denkungsarten, Handlungen und Empfindungen, die wir selbst fühlten und geschehen sahn, und die wir also mit desto mehr Wahrheit schildern können, weil wir in und um uns ein anschauliches Bild von ihnen haben: nein, wir müssen eben so die Muster dazu aus Büchern sammeln und uns in jene Zeiten hineindenken, sind eben so sehr in Gefahr zu modernisiren, wie bey allen Sitten, die in einem andern Lande existirten. Es ist uns leichter, französische oder englische heutige Sitten, Leidenschaften und Empfindungen zu malen, weil sie mit unsern eigenen mehr übereinkom-

men, als die alten deutschen, die uns eben so fremd sind, als die französischen unter den Merowingern, oder die englischen unter Wilhelm dem Eroberer. — Oder meint er die Manier, die wir im Göz v. B. nachahmen sollen? Sie ist ja nicht einmal ganz original, sondern vom Shakespear entlehnt, und wäre sie auch dem deutschen Schriftsteller ganz eigen, so ist sie doch darum nicht national, wie es der Verfasser anzunehmen scheint. — Oder will er vielleicht, daß wir Alle sie annehmen und dadurch sie national machen sollen? So muß der Recensent, für seine Wenigkeit, um Verzeihung bitten, daß er seine Stimme nicht dazu geben kann.

Meinte also der Verfasser, wenn er sagte, „daß wir unsre Götze von Berlichingen zur Voll„kommenheit bringen sollen," — meinte er damit, daß wir dem Verf. dieses Stücks nachgehn, ähnliche Gegenstände, wie er, wählen und seine Manier national machen sollten, so sagte er etwas sehr unstatthaftes: meinte er aber überhaupt, daß wir einheimische Gegenstände wählen, und sie auf eine eigene Manier bearbeiten sollten, so drückte er sich falsch aus; denn im Göz von Berlichingen sind die Gegenstände für uns fremd, und er mußte folglich jeden andern Schriftsteller eher zum Muster vorschlagen, der aus der gegenwärtigen deutschen Welt schöpfte: Gellert, Schlegel, Lessing thaten dieses, ob wir gleich sehr gut voraussehn, was uns der Verfasser in Ansehung der

beiden

beiden ersten, und in Ansehung der meisten Stücke des letzten antworten könnte.

Aber wozu Muster? — Der beste Rath ist, daß ein jeder aus sich, dem Zeitalter, worinnen er lebt, und dem Zirkel von Menschen dichtet, die er kennt, und die Manier gebraucht, wozu ihn sein Genie und sein Nachdenken führen, unbekümmert um Alle, die vor ihm schrieben, sie mögen Engländer, Franzosen, Deutsche, Griechen oder Römer seyn.

Aber giebt uns denn unsere gegenwärtige deutsche Welt brauchbaren und hinlänglichen Stoff? — Dieß läugnet der Verf. aus den Gründen, die vorhin angegeben wurden. Ein Deutscher kann, nach seiner Meynung, die edle hohe Liebe des Spaniers, die Feinheit des Italiäners, den Freiheitston des Engländers nicht erreichen, weil alle diese Dinge weder in unsrer Verfassung, noch in unserm Charakter existiren. — Glaubt er denn, daß jeder Spanier und Italiäner so liebt, wie einer ihrer Dichter von der Liebe singt? oder daß jeder Engländer so empfindet, wie ein Mann von Kopf, der im Parlamente mit Feuer für die Freiheit spricht? Gewiß nicht: die Stärke, Erhabenheit, Feinheit der Empfindung, wodurch ein Dichter oder ein anderer Schriftsteller sich auszeichnet, fließt aus seinem Charakter und seiner Imagination; und da ein Mensch mit einem solchen Charakter und einer solchen Imagination unter allen Völkern geboren werden kann, so läßt es sich auch denken, daß ein deutsches Genie

eben so stark empfinden, denken und sich ausdrücken wird, wie eines bey einer andern Nation, wenn es dem Triebe seiner Natur folgt: wen die Lektüre des Petrarchs zur petrarchischen Liebe begeistert, der erreicht den Petrarch niemals; wen aber die Natur so begeistert, wie diesen Dichter, der wird bey ähnlichen Schicksalen in Deutschland mit eben solcher Zärtlichkeit und so aus dem Herze singen wie er. In sofern hat der Verf. allerdings Recht, daß bey einer Nation die Staatsverfassung, die Sitten, Religion, und ähnliche Umstände für die Entwickelung des Genies günstiger sind als bey der andern, oder, daß es bey einer mehr Anlaß und Auffoderungen findet, sich zu zeigen: auch hat er darinne Recht, daß unsere in beiden Rücksichten keine große Vorzüge hat. Man muß gleichwohl hier einen Unterschied machen: das praktische Genie hat bey uns gar kein Feld, in England ist das Parlement sein Theater, in Frankreich die Gerichtsstube, in Rom war es der Senat und das Forum. Das praktische Leben fodert bey uns nichts als geduldige fleißige Arbeiter: wer Genie in sich fühlt, flieht davor, oder versetzt ihn sein Schicksal darein, so verliert er Talent und Ruhmbegierde. Wir werden daher niemals solche Schriften unter uns sehn, wie die Memoires der Parlemente und der Advokaten in Frankreich und die politischen Schriften in England, wo oft ein kleines Pamphlet mehr Verstand, Raisonnement und Feuer des Ausdrucks und der Gedanken enthält, als bey uns ein dickes

Buch: wir haben in diesem Fache keine Schriftsteller als trockene Civilisten, Publicisten und statistische Sammler.

Das dichterische Genie ist besser daran: der Verfasser glaubt zwar, daß auch diesem die Materialien bey uns fehlen, allein er sieht die Sache von einer unrechten Seite an. Die Dichter aller Nationen und Zeiten können nicht einerley Gegenstände und in einerley Geschmack bearbeiten, weil in jedem Zeitalter und bey jedem Volke das Publikum anders ist: man schließt daher zu voreilig, wenn man glaubt, daß eine Nation nicht eben so gute und große Dichter haben könne, wie eine andere, weil ihr die Gegenstände fehlen, von denen diese vortrefliche Werke aufzuweisen hat: eben so voreilig ist es geschlossen, wenn man glaubt, daß eine Nation mit ihrer Litteratur weiter zurück sey, als eine andere, weil sie nicht in den nämlichen Gattungen vortrefliche Produkte besitzt, worinne diese sich hervorgethan hat. Weil wir nicht mehr so kriegerisch sind und nicht mehr solche tapfre Thaten thun, wie zu Homers oder Ossians Zeiten, so folgt daraus nicht, daß wir nicht eben so große erzählende Dichter haben können, wie diese beiden sind: sie schilderten das Leben und die Leidenschaften ihres Jahrhunderts, wo der kriegerische Muth den Ton angab: Wir thun edle, nützliche, großmüthige, lächerliche, rührende Handlungen, sind ehrgeitzig, geldsüchtig, lieben die Pracht, machen bankerot, werden reich, betrügen oder handeln ehrlich u. s. w. Das

gesellige Leben mit den darinne vorkommenden Handlungen, Charakteren, Gesinnungen, Leidenschaften, Empfindungen, Tugenden, Lastern, Thorheiten und Lächerlichkeiten ist der Gegenstand unsrer Dichtkunst. Das homerische und ossianische Heldengedicht ist nicht für unser Zeitalter: Romane, Trauerspiele, Lustspiele, Lieder, Sinngedichte, Satiren, Episteln, Lehrgedichte sind die Gattungen, wo wir Lorbern sammlen können: die heroische Epopee, die hohe lyrische Poesie, der griechische Hymnus, Dithyramben, Bardengesänge werden uns nicht verewigen; denn wir können nur Nachahmungen in diesen Gattungen hervorbringen: der Dichter und Leser muß sich mühsam in die heilige Wuth versetzen, die in ihnen von selbst entstünde, wenn sie ein Bacchusfest mit gefeyert hätten, und so geht es auch, wenn Schriftsteller von Kriege, Streit und Blutvergießen singen, die doch in ihrem Leben vielleicht kein Geschöpf umbrachten, als eine Fliege, die sie in die Nase stach.

Folgt aber daraus, daß Genies in den angegebenen Gattungen nicht eben so groß werden können, als Homer, Pindar und andere Griechen in den ihrigen? — Wer ohne Vorurtheil spricht, sagt gewiß „Ja."

Dadurch hat die Sache eine andere Wendung bekommen, und es kommt nun darauf an, ob das Privatleben bey unserer Nation dem Dichter einen hinlänglichen Vorrath von Charakteren, Situationen und Begebenheiten darbietet, und

ob

ob sie so beschaffen sind, daß sie einen hohen Grad der Empfindung, der Leidenschaft und überhaupt eine solche Bearbeitung zulassen, die einen lebhaften Eindruck machen kann; oder ob hierinne Franzosen, Engländer, Italiäner u. a. einen Vorzug vor uns haben. — Der Recensent wagt nicht zu entscheiden, ob er gleich sehr der Meynung ist, daß ein Dichter in London oder Paris seine Imagination mehr bereichern und mehr Materialien für seine Erfindungskraft finden muß, als in einer kleinen oder mittelmäßigen deutschen Stadt. Wenn der Verf. dieses meinte, so müssen wir ihm Recht geben: allein die gewählten Beyspiele lassen befürchten, daß er unsre Zeiten für unpoetisch hält, weil sie nicht mehr heroisch sind. „Unsere Empfindungen sind „nicht zu der feinen Rachsucht gestimmt, welche „in Lessings Emilie tönt, und wir haben höch„stens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vater„land, das wir als Bürger oder Gelehrte lieben. „Für die Erhaltung des deutschen Reichssystems „stürzt sich bey uns kein Kurtius in den Ab„grund. (Ich wollte es einem sehr verdenken.) „Die Geschichte des Müllers Arnold würde in „Frankreich alle Parlementer und in England al„le Partheyen, die für oder wider den König „sind, in Bewegung gesetzt haben: aber in „Deutschland hat man sie sich wie eine frohe „Neuigkeit erzählt.“ — (weil bey uns eine Erbitterung gegen Richter und Advokaten herrscht, und weil man daher den Richtern geradezu Un-

recht gab und die Handlung des Königs als eine Ausübung der Gerechtigkeit betrachtete. In England, wenn die Begebenheit dort Statt hätte, würde sie freilich mehr Debatten und Aufsehn im Staate und unter den Autoren verursachen, weil dort mehr Gefahr damit verbunden wäre, als bey uns: in Frankreich hätte man lieber und Epigramme darauf gemacht, ohne den Polizeylieutenant und die Bastille zu fürchten, und wären im Parlement einer oder etliche muthige Männer, so erschienen solche Memoires, wie unter Ludwig dem funfzehnten; war keiner darunter, so demüthigte man sich und schwieg. Aufsehn und Privatdebatten hat sie in und außer den preußischen Staaten genug erregt, in Berlin auch einige elende Verse zum Lobe des Königs und zum Spotte der armen Justiz veranlaßt, und man erzählt zum Ruhme des Ministers, dem die Untersuchung aufgetragen war, daß er mit vieler Standhaftigkeit, ohne Furcht vor Misfallen, gesagt hat, was ihm Recht schien. Was verlangt denn der Verf. mehr? Wer kann dafür, daß die Leute, die bey uns Verse auf solche Vorfälle machen, schlechtere Dichter sind, als manche in Frankreich, die bey ähnlichen Gelegenheiten ihren Witz in Unkosten setzen?)

Der Verfasser läßt es inzwischen dahin gestellt seyn, ob seine Gedanken über den Mangel an poetischen Materialien und über die Kälte unsrer Empfindung gegründet sind, und kommt auf seine Hauptsache zurück, weswegen er die ganze

Broschüre geschrieben zu haben scheint, daß wir eigene Produkte ziehen und das Einheimische nicht verachten sollen: besonders liegt ihm Götz von Berlichingen sehr am Herzen, und er verlangt daher, daß wir mehr dergleichen ziehen sollen: die höchste Vollkommenheit käme vielleicht durch längere Kultur. — Fenelon sagte: „wenn ich schreibe, such, ich vor allen Dingen „mich selbst zu verstehn:“ sollte das der Verf. wohl hier gethan haben? Wir zweifeln, ob er bestimmt sagen kann, was er eigentlich verlangt.

„Wenn von einem Volksstücke die Rede ist, „so muß man den Geschmack der Hofleute bey „Seite setzen.“ (Wie sind denn Hofleute und das Volk einander entgegengesetzt?) „Der be„ste Gesang für unsre Nation ist unstreitig ein „Bardiet, der sie zur Vertheidigung ihres Vater„landes in die Schlacht singt:“ (uns, von denen er kurz vorher sagte, daß wir kein Vaterland, sondern nur eine Vaterstadt haben, die wir als Bürger oder Gelehrte lieben?) „Der beste „Tanz, der sie auf die Batterie führt, und das „beste Schauspiel, was uns hohen Muth giebt.“ (Wenn der Verf. nicht so äußerst ernsthaft spräche, so hielten wir das für Ironie.) „Dieses „ist gewiß der Vortheil, den der König von al„len schönen Wissenschaften fodert, und welchen „Sulzer als den einzigen und würdigsten von „ihnen betrachtete: es ist der Vortheil, den Gleim „in den Liedern des preußischen Grenadiers so

„glücklich erreichte; und ich glaube, daß es der „einzige wahre ist, den man für ein Volk, wie „das deutsche, suchen muß.“ (Eine große Schmeicheley, wenn wir nur zum Todtschlagen gut sind!) „Der entnervende Gesang, der wollüstige „Tanz und die entzückenden oder bezaubernden „Vorstellungen mögen Völkern gefallen, denen „sie besser, als uns, dienen und bekommen; in de„nen aber auch der König nicht die Härte, nicht „die Dauer und nicht das Herz seiner Grenadiere „finden wird.“ (Der Endzweck der Dichtkunst ist also, die Leute abzuhärten und gute Grenadiere zu machen? Neu ist der Gedanke: weder Aristoteles noch Batteux verfielen darauf.)

„Göthens Absicht in seinem Götz von Berli„chingen war gewiß, uns eine Sammlung von „Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vor„fahren zu geben, und uns zu zeigen, was wir „hätten und was wir könnten, wenn wir einmal „der artigen Kammerjungfern und der witzigen „Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne „müde wären.“ — (Götz konnte wohl die witzigen Bedienten und die geschwätzigen Kammermädchen von unserm komischen Theater nicht vertreiben; denn er gehört auf das tragische, und hier haben wir wohl langweilige Vertraute beiderley Geschlechts gehabt, aber keine witzige Bediente und Kammerjungfern.)

„Leicht hätte er dieser Sammlung mit Hülfe „einer bis zum Ekel gebrauchten Liebesgeschichte

„das

„das Verdienst der drey Einheiten geben kön„nen;“ (es ist ja eine Liebesgeschichte darinne; und warum soll denn eben eine abgenützte Liebesgeschichte, oder auch eine Liebesgeschichte überhaupt, ein Mittel seyn, die drey Einheiten zu bewirken? Finden denn diese nicht auch ohne Liebesgeschichte statt?) „Und sie in eine Handlung „flechten können, die sich angefangen, verwi„ckelt und aufgelöst hätte.“ (Also hat das Schauspiel, wovon hier die Rede ist, keinen Anfang, keine Verwickelung, keine Auflösung? Alsdann wär es in der That original. Der Verf. vergiebt hier dem Autor sehr viel, den er in Schutz genommen hat.) „Allein er wollte itzt ein„zele Parthieen malen, und diese stehen zusam„men, wie die Gemälde vieler großen Land„schaftsmaler, ohne daß die Gallerie, worin sie „sich befinden, gerade eine Epopee ist.“ (Ist die Vergleichung zwischen einem einzelen Ganzen, wie ein Schauspiel, und einer Gemäldegallerie, die aus vielen Ganzen besteht, wohl richtig? Die einzelen Gemälde in einer Gallerie sind nicht Theile Eines Ganzen, wie die Scenen und Akte eines Schauspiels, sondern unter sich durch nichts verbunden, als durch den Ort, wo sie zusammen aufgehängt wurden. Possierlich müßte ein Schauspiel seyn, das einer Bildergallerie völlig gliche und aus unzusammenhängenden Scenen und Schilderungen bestände, die so wenig unter einander verbunden wären, wie Schweizerlandschaften, italiänische und nieder-

derländische, die in Einem Zimmer zusammenhängen, weil sie alle Gemälde von Einer Gattung sind, und wovon eine jede für sich betrachtet und verstanden werden kann, ohne daß die übrigen dabey nöthig sind. Ein solches Stück ließe sich spielen, wie die Chinesischen, die so wenig Anfang, Verwickelung und Auflösung haben, daß man heute den vierten Akt und morgen den ersten sehen kann, ohne den Zusammenhang zu vermissen.) Ueber die Worte „ohne daß „die Gallerie, worinne sie sich befinden, eine „Epopee ist," können wir nur vom Verfasser Licht erwarten, was wir uns eigentlich dabey denken sollen: für itzo sind es dem Recensenten schlechterdings leere Töne, wozu sich in seinem Kopfe gar kein Gedanke finden will. Eben so unbegreiflich ist ihm auch das Folgende: (S. 19.) „man behandelt ihn (Göthen) wider seine Ab„sicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er „nicht blos für den Hof gearbeitet, und keine „Epopee oder kein reguläres Ganze gemacht hat." Ein Schriftsteller arbeitet weder für den Hof noch die Stadt, weder für den Adel, noch die Gelehrten, noch die Kaufleute, sondern für alle Leser von Verstand und Geschmack, sie mögen ein Ordensband tragen oder nicht. Wie konnte also G. nicht für den Hof arbeiten wollen, oder jemand sich es einfallen lassen, ihm ein Verbrechen daraus zu machen, daß er ein Schauspiel und keine Epopee, das heißt, ein dramatisches Gedicht und kein erzählendes schrieb? Der Verf. lehnt offen-

bar

bar von seinem Helden Dinge ab, die ihm Niemand zur Last legte, noch vernünftiger Weise legen kann. Wenn aber G. kein reguläres Ganze lieferte, wie der Verf. zugiebt, so konnte man ihm mit Recht Vorwürfe darüber machen, nicht in so fern seinem Werke die Regelmäßigkeit fehlt, die auf dem französischen Theater erfodert wird, sondern die nöthig ist, um die Aufmerksamkeit des Lesers und Zuschauers nicht zu zerstreuen, sie immer auf Einen Hauptpunkt zu richten, dadurch das Interesse lebhaft zu erhalten und fortreissend zu machen und das Vergnügen zu vermehren. In diesem Sinne muß jedes poetische Werk ein reguläres Ganze seyn, und je mehr ihm in so fern diese Eigenschaft fehlt, desto weniger Vollkommenheit hat es. Es ist ungleich leichter, eine Menge Scenen, die in einer Geschichte liegen, ohne Wahl und Ordnung zusammen zu reihen, als unter allen, die der Stoff darbietet, nur solche zu wählen, die ein Ganzes ausmachen, und sie so zu ordnen, daß der Leser die Uebersicht des Ganzen nie verliert, und vom Anfange an immer zum Ende fortgerissen wird: im ersten Falle ist es ein dramatischer Guckkasten, aber kein Schauspiel. Man braucht dabey weder die Einheit des Orts noch der Zeit zu beobachten: auch hat kein Kunstrichter von Einsicht den Verf. des Götz von Berlichingen getadelt, daß seinem Werke diese beiden Einheiten mangeln, aber wohl, daß er sie zu sehr, unnöthiger Weise, zum Schaden des Interesse, und sehr oft ohne

Ab-

Absicht verletzt, und uns von einem Orte zum andern in der Irre herumlaufen läßt, blos um uns einen Auftritt sehen zu lassen, der wegen seiner Unwichtigkeit nur erzählt werden sollte und itzt den Lauf des Interesse unterbricht: man schließt daraus, daß der Dichter zu sehr auf Gerathewohl arbeitete und ohne Wahl und Ueberlegung alles dramatisirte, was ihm in den Weg kam. Die richtige Beurtheilung, was man nach Erfoderung des Stoffs darstellen, und was man erzählen lassen soll, ist das Schwerste in der ganzen dramatischen Kunst. So gern man einem Schauspieldichter jene beiden Einheiten erläßt, so wenig darf man ihm bey der Einheit der Handlung und des Interesse nachsehn; und die Mängel, die man Götz von Berlichingen in dieser Rücksicht vorwerfen kann, sind eigentlich die Unvollkommenheiten, die ihm bey der Vorstellung und im Lesen Schaden thun. Es ist ein Haus, wo kein Zimmer ans andere stößt; um aus einem ins andere zu kommen, muß man eine Treppe hinabsteigen, durch einen Gang, durch ein Winkelchen gehn und wieder eine Treppe hinauf steigen.

„An dem Unfuge der Göthischen Nachahmer,“ (die neben die höchsten Scenen die niedrigsten stellten,) „ist G. nicht Schuld, ob er gleich noch „vieles gegen diejenigen zu sagen haben möchte, „die aus einem übertriebenen Ekel gar nichts „Naktes leiden und die schönste Venus nicht an„ders als unter der Decke wissen wollen.“ (Wenn nur

nur wenigstens ihre Hüften mit einem Gewande umschlungen sind, so mag sie immerhin ganz nackt seyn; aber wenn sie uns den Hintern zukehrt, das ist kein angenehmer Anblick auch für Personen, die sonst eben keine Feinde des Nakten sind. Es ist freilich alles natürlich, aber man sieht nicht gern alles, was natürlich ist: „mein „Steiß ist auch natürlich, und doch trag ich Ho„sen," sagte Voltaire, als man die niedrigen Sitten und Scenen im Shakespear gegen ihn damit rechtfertigen wollte, weil sie doch natürlich wären.)

S. 20. nimmt der Verf. an, daß die Deutschen in der Wahl der Gegenstände zu wenig Geschmack bewiesen haben, und daß sie kein einziges Stück besitzen, das die Vergleichung mit Corneille's und Voltaire's Werken aushält, und wirft daher die Frage auf, „ob wir auf unserm Wege oder „auf demjenigen, welchen andre Nationen (namentlich die Franzosen) „erwählt haben, fortge„hen dürfen, um das Ziel der Vollkommenheit „zu erreichen, das die Natur für uns bestimmt „hat?" — Er beantwortet sie ziemlich richtig: „Der Weg, welchen die Italiäner und Franzo„sen erwählt haben, ist dieser, daß sie zu sehr der „Schönheit geopfert, sich davon hohe Ideale ge„macht und nun alles verworfen haben, was sich „nicht sogleich dazu schicken wollte: Hierüber ist „bey ihnen die dichterische Natur verarmt und „die Mannichfaltigkeit verloren gegangen. Der „Deutsche hingegen hat, wie der Engländer, der

„höch-

„höchsten Schönheit die Mannichfaltigkeit vorge„zogen und lieber ein plattes Gesicht mit unter„als lauter Habichtsnasen, malen wollen.“ (Die Italiäner kommen in Ansehung des tragischen Theaters, worauf der Verf. hauptsächlich zu zielen scheint, gar nicht in Betrachtung: sie haben hier noch weniger aufzuweisen als wir; und im Komischen kann man fürwahr nicht von ihnen sagen, daß sie zu sehr der Schönheit geopfert haben: Italien ist ja das Vaterland der Possen und aller burlesken Ungereimtheiten. Die Franzosen unterscheiden sich in Absicht auf die Wahl der Gegenstände vom Shakespear und seinen deutschen Nachahmern vorzüglich in folgenden Stücken. Erstlich halten sie streng über die Einheit des Tons und der Empfindung: sie leiden in einem Stücke, das einen tragischen Eindruck machen soll, nichts Komisches, noch weniger etwas Possenhaftes, nicht einmal einen witzigen Einfall; in einem rührenden oder komischen nichts Tragisches. Es läßt sich aus der Natur der menschlichen Seele demonstriren, daß ihr Geschmack hierinne Recht hat: Shakespear ist in der Zusammenstellung und Vermischung des äusserst Possenhaften und des höchsten Tragischen, der niedrigsten Scenen und der edelsten, des erschütternden Komischen und des erschütternden Tragischen unausstehlich. Allein bey der Ausübung treiben die Franzosen eine sonst richtige Regel zu weit: ihre tragischen Helden sind immer von einem Ende zum andern so ganz tragisch, daß sie fast

nie

le aus dem Affekte kommen, und eben so machen sie es auch mit Situationen, Vorfällen, Ideen und Ausdrücken: aus der Einheit des Tons und der Empfindung wird daher bey ihnen gewöhnlich Einförmigkeit. Zweytens schränken sie jede Gattung auf gewisse Stände ein, aus denen ein Charakter seyn muß, wenn er darinnen erscheinen soll: im Trauerspiele wird keiner zugelassen, als Kaiser, Könige, Fürsten, Herzoge, Minister, Generale und Personen von ähnlichem Range: im Lustspiele steigen sie mit den Hauptrollen niemals unter dem Herrn von herab und nicht über den Marquis und Grafen hinauf. Moliere's bürgerliche Charaktere sind ganz verbannt. Die Sitten, Thorheiten und Lächerlichkeiten der geringeren Stände schildert man nicht, entweder weil sie den Autoren nicht bekannt sind, oder weil die französischen Zuschauer nur die Sitten und Charaktere der guten Gesellschaft sehen wollen und die übrigen nicht interessant genug finden, um darüber zu weinen oder zu lachen. Dies ist die Hauptquelle der Armuth an Mannichfaltigkeit der Charaktere und Situationen auf ihrem tragischen und komischen Theater: den Kontrast, der aus der Verschiedenheit der Stände in Sitten und Charaktern entspringt, brauchen sie gar nicht. Die Schuld liegt offenbar an den Schriftstellern, die selten das menschliche Leben im ganzen Umfange und in allen seinen Zweigen beobachten, sondern nur Gesellschaften vom guten Tone kennen, wo die Politur der

 Lebens-

Lebensart das Scharfe und Originale im Charakter abgeschliffen hat. Daß die Nation auch gern etwas anders als blos gute Gesellschaft auf dem Theater sieht, das kann man aus der Begierde schliessen, womit man nach den Schauspielen der Boulevards und in die italiänische Komödie und in Operetten läuft. Drittens sind ihre Begriffe von decence und bienséance (Ehrbarkeit und Anständigkeit) zu enge: sie verbannen vom Theater alles, was in guten Gesellschaften zu sagen und zu thun unanständig wäre. Die Engländer und viele Deutsche übertreiben das Gegentheil hievon zu sehr, besonders Shakespear, der Dinge darstellt, die man nicht gern erzählen hört: Prügel, Zoten, Saufen, Schreyen, Fallen, Fluchen ist bey ihm gangbare Münze. Viertens haben sie eine gewisse Delikatesse, die das Starke flieht: das Schreckliche, das zu heftige Verabscheuung und folglich leicht Ekel erweckt, das Traurige, das nicht blos zum Mitleid bewegt; sondern angreift, erträgt ihr Geschmack so wenig, daß sie nicht einmal auf dem Schauplatz ermorden und sterben sehen wollen: selbst in der Erzählung vermeiden sie alles Erschütternde und dehnen diese Delikatesse bis auf Gedanken und Ausdrücke aus. Shakespear läßt den Leuten Augen austreten und bedeckt ohne Bedenken den Schauplatz mit Leichen. Die deutschen Schriftsteller und Zuschauer hängen zum Theil auf die französische, zum Theil auf die englische Seite, weil die wenigsten unter uns einen eignen Geist und eine eigene Den-

kungs-

kungsart für sich haben. Es ist freilich nicht leicht, in allen diesen Dingen einen festen Punkt anzugeben, wie man weder zu wenig noch zu viel thut: wenn man einen annimmt, so kann man sagen, daß die Franzosen sich zu sehr diesseits desselben halten, und die Engländer zu weit über ihn hinausgehn.)

Die Vergleichung zwischen der Gartenkunst der Engländer und Franzosen (S. 22.) und ihrer Litteratur ist nicht richtig: die englische Gartenkunst ahmt die Natur nach und bringt alle ihre Schönheiten, die man hier und da zerstreut findet, in Einen kleinen Raum zusammen; bey der französischen liegt die Architektur zum Grunde: jene bringt daher Wasserfälle, schöne Gründe, schattiche Gänge, herrliche Aussichten hervor; diese Kolonaden, Arkaden, Obeliske, grüne Wände. Hingegen in der Litteratur stellen beide Nationen die Natur dar und gehen nur darinne von einander ab, daß die eine alle Theile derselben ohne Ausnahme, und so wie sie ist, ohne Verkleidung und Verschönerung sehen will, und daß die andere ihre Nachahmung nur auf gewisse Theile und Arten der Natur einschränkt; sie will nur die verfeinerte edle sehen und wendet sich von der rohen weg. Auch scheint die Liebe zu den englischen Gärten, die seit einiger Zeit in Deutschland sich ausbreitet, dem Recensenten keine so gute Anzeige zu seyn, wie dem Verf. (S. 24.) Sie beweist deutlich die Armseligkeit des deutschen Geistes, der nie aus sich selbst schöpfen

kann, sondern bald dem Franzosen, bald dem Engländer nachhinkt: man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß diese Aenderung des Geschmacks geschah, weil man die englischen Gärten für besser, für reicher an Imagination hielt: nein, man sah oder hörte, daß man in England die Wege eines Gartens schlängelte, und folglich wurde man der geraden überdrüßig und schlängelte sie gleichfalls in Deutschland. Sonst war es noch erträglich, einen kleinen Raum von vielen geraden Wegen durchschnitten, mit Hecken, Boskets, Fontänen und ähnlichen Dingen angefüllt zu sehn; allein wenn man in dem nämlichen kleinen Raume Seen, Hügel, Tempel, Ruinen, Einsiedeleyen, und wer weiß was mehr, zusammendrängt, oder aus einem Gärtchen eine Menge krumme Wege macht, so ist das unstreitig kein Beweis von gesunder Beurtheilung. Um einen englischen Garten anzulegen, muß man so viel Raum, so viel Geld und so viel poetisches Genie haben, wie Shenstone: auch hat, außer dem in Wörliz, keiner in Deutschland Spuren des Genies, so viel der Recensent davon gesehen und gehört hat.

Nachdem er bewiesen hat, daß man andern Nationen nicht wohl nachahmen kann, weil es schwer ist, sich in ihre Empfindungsart zu versetzen, und daß wir also nicht dem Italiäner und Spanier Sonnetten, oder den Engländern den Enthusiasmus der Freiheit nachmachen sollen, sagt er — „Meiner Meynung nach müssen „wir mehr aus uns selbst und aus unserm Bo-

„den

„den ziehen, als wir bisher gethan haben, und „die Kunst unserer Nachbarn höchstens nur in so „weit benutzen, als sie zur Verbesserung unserer „eigenen Güter und ihrer Kultur dient.“ (Das ist auch von allen unsern vorzüglichen guten Schriftstellern geschehn: keiner hat die englische und französische Manier sklavisch nachgeahmt.)

In einigen Stellen scheint sich der Verf. in seinen eigenen Gedanken zu verwickeln. Z. B. S. 38. „Zwar können wir auf diese Weise (wann wir alles aus uns selbst ziehen) leicht auf Irrwege gerathen; denn indem wir tief in uns zurückgehn, und was wir also empfinden ausdrücken, verlassen wir einen Pfad, welchen auch schon Meister vor uns geebnet haben, und gerathen leicht auf Verhältnisse, die wir hernach mit der Rechnung nicht bezwingen können, oder wir folgen, wie Göthe in Werthers Leiden, blos der erhöheten Empfindung und opfern die logische Wahrheit der ästhetischen auf. Aber wir bringen doch damit eigene edle Erze zu Tage, und es werden sich dann auch Philosophen unter uns finden, welche sie prüfen, läutern und zu grossen Werken verarbeiten werden.“ Was heißt das, wenn mans deutlich denken will?

S. 95. „Unser bisherige geringe Fortgang auf diesem Wege (den er uns vorhin vorgeschlagen hat) darf uns aber nicht abhalten, ihn zu verfolgen. Vielweniger dürfen wir den andern nehmen, wo die verwöhnten Liebhaber alle andere schöne Bäume ausgerottet haben, um

lauter Pürschen zu essen. Was bey diesen Uebermuth und hoher Geist ist, würde bey uns Leichtsinnigkeit oder Schwachheit oder Spröbigkeit einer Häßlichen seyn. Ist es gleich schwerer, unter einer großen Menge zu wählen, und gewählte unzählbare Sachen zu einem großen Zwecke zu vereinigen, als einen einförmigen Kranz von Rosenknospen zu binden, so ist auch die Wirkung davon so viel größer, wenn die Wahl und Zusammenstellung wohl gerathen ist; und was Montesquieu und Winkelmann, zwey Männer, die ich gern zusammenstelle, weil sie mir einerley Größe und einerley Fehler gehabt zu haben scheinen, (wie so?) aus unzählbarn Bruchstücken von ganz verschiedner Art und Zeit zusammengesetzt haben, wird immer ein Werk bleiben, welches der Heyne eines jeden Jahrhunderts seiner Aufmerksamkeit und Verbesserung werth achten wird." — Auf dergleichen Stellen, die eine Entzifferung bedürfen, stößt man hin und wieder.

Von Voltairen wird S. 43. gesagt, daß er durch die Großheit seiner Empfindungen und seiner Manier alles um sich her verdunkelte.

In diesem ganzen ersten Theile hat der Verf. sehr mühsam und umständlich etwas bewiesen, das Jedermann von selbst zugiebt — daß wir weder Franzosen noch Engländern noch einer anderen Nation nachahmen, sondern unsern eigenen Weg gehen, die Gegenstände unsrer Dichtung aus der gegenwärtigen deutschen Welt nehmen, und sie

auf

auf eigene Manier bearbeiten sollen. Das thut ohnehin jeder Schriftsteller von vorzüglichem Genie, und wenn er auch zuweilen Gegenstände aus andern Nationen und Zeitaltern wählt, was man ihm nicht verdenken darf, so folgt er doch mit der Manier blos seinem Genie und seinem Nachdenken. Der Verf. führt diesen sehr richtigen und einfachen Gedanken sehr dunkel und weitschweifig aus: statt dessen wünschten wir, daß er tiefer eingedrungen wäre und den Unterschied zwischen der Originalität, die nur in Sonderbarkeit besteht, und der Eigenthümlichkeit der Manier, die das wahre Kennzeichen des Genies ist, angegeben hätte: er konnte dabey auf eine lehrreiche Art zeigen, daß die Herren, die er in Protektion genommen hat, sich nur durch Sonderbarkeit auszeichneten.

Nur noch ein Wort über seine Gedanken von unsrer Sprache! S. 35. sagt er von ihr: „Sie ist, so sehr sie sich auch seit Gottscheds Zeiten bereichert hat, in manchem Betracht noch immer arm; aber das ist der Fehler aller Buchsprachen und am mehrsten der Französischen, (ist denn die französische eine bloße Buchsprache, die nirgends gesprochen wird?) die wieder so sehr gereiniget, verfeinert und verschönert ist, daß man kaum ein mächtiges, rohes oder schnurriges Bild darinnen ausdrücken kann, ohne wider ihren Wohlstand zu sündigen. (Sie hat und erlaubt sehr drollige Ausdrücke: die Plaisanterie ist ihr Hauptcharakter. Man darf nur die Pucelle

aufschlagen, um sich davon zu überzeugen. Was soll man sich unter einem rohen Bilde denken?) „Die englische Sprache ist die einzige, die wie die Nation nichts scheuet, sondern alles angreifet, und gewiß nicht aus einer gar zu strengen Keuschheit schwindsüchtig geworden. Sie ist aber auch die einzige Volkssprache, welche in Europa geschrieben wird, und ein auf den Thron erhabener Provinzialdialekt, der auf seinem eigenen fetten Boden steht, nicht aber, wie unsre Buchsprache, auf der Tenne dörrt. Alle andre Buchsprachen sind bloße Conventionssprachen des Hofes oder der Gelehrten, und das Deutsche, was wir schreiben, ist so wenig der Meißner als der Franken Volkssprache, (ist nicht, aber ursprünglich) sondern eine Auswahl von Ausdrücken, so viel wir davon zum Vortrage der Wahrheiten in Büchern nöthig gehabt haben."

Etwas sehr räthselhaft! Warum soll denn nur die englische Sprache ein auf den Thron erhabener, das heißt wahrscheinlich, ein verfeinerter, zur Büchersprache ausgebildeter Provinzialdialekt seyn? Das Englische, das auf den Kanzeln, in Staatsschriften und andern öffentlichen Verhandlungen, in Büchern und im Umgange zwischen Personen von Stande und Erziehung, zwischen Gelehrten gebraucht wird, ist von der gemeinen Volkssprache in London und in den Shires eben so unterschieden, wie unser Hochdeutsches vom gemeinen Obersächsischen, Niedersächsischen,

sischen, Thüringischen u. s. w. Die Bücher-sprache ist und war in allen Ländern ursprünglich etwas zusammengeschmolzenes aus verschiedenen Mundarten, worunter die am meisten herrscht, die in dem Hauptsitze der Litteratur und der berühmtesten Schriftsteller gesprochen wird; und dieses ist die Hauptstadt einer Nation, wenn sie Einem Herrn gehört, oder ist sie unter viele Herrn getheilt, wie Deutschland, so wiederfährt diese Ehre dem Lande, das zuerst in Handel, Wissenschaften und Politur sich hervorthat. Eben so wenig läßt sich begreifen, warum die englische Sprache die einzige seyn soll, die nichts scheuet, sondern alles angreift: glaubt er denn, daß es im Englischen nicht eben so wohl Anständigkeit und Unanständigkeit giebt wie bey uns oder in Frankreich? Giebt es denn nicht eben so wohl in dieser Sprache, wie in andern, pöbelhafte und edle, niedrige und anständige Ausdrücke? Selbst in den dramatischen Werken der Engländer, die doch mit für das Volk geschrieben sind, und worinne sie sich daher das meiste erlauben, findet man einen großen Unterschied, je mehr die Nation sich polirt hat: Wicherley läßt seine Personen eine Sprache reden, wie man sie in einer Hauptwache hört, und sogar Damen fluchen und schwören wie Grenadiere: wie viel edler ist dagegen die Sprache in den neuen Dramatikern, z. B. in Colmans Stücken! Die einzige Sprache, die alles bey seinem Namen nannte, war die Griechische und Lateinische, weil die Völker, die

sie sprachen, unsern modernen Wohlstand nicht
kannten.)

Nach S. 39. war Lessing der erste, der
Provinzialwendungen und Wörter, wo es die (das)
Bedürfniß erfoderte, auf die glücklichste Art na-
tionalisirte: (mit Eins und ähnliche nieder-
sächsische Sprachfehler sind also nunmehr na-
tionalisirt?) Göthe hat veteres ac urbanos
sales und veteris leporis vestigia: (sehr
richtig! denn einander im A—sch lecken heißen,
gehört zu unserm Glück unter die *veteres*
sales.)

Da der Verf. die Broschüre größtentheils
aus Liebe zur Parodoxie geschrieben zu haben
scheint, so wollen wir ihn damit strafen, daß
wir uns über seine sonderbaren Meynungen nicht
wundern; und erinnern daher nur noch, daß
diese Schrift, die von den schönen Wissenschaf-
ten handelt, nicht einmal durchaus korrekt
ist.

III.

III.

Nouveau Théâtre Allemand ou Recueil des Pieces qui ont paru avec succès sur les théâtres des Capitales de l'Allemagne par Mr. Friedel, Professeur en survivance des Pages de la grande Ecurie du Roi. Premier Volume. A Paris. 1783. gr. 8. 321 Seiten.

Herr Friedel hat durch seine lange Entfernung aus Deutschland so wenig von seinem Patriotismus verloren, daß er sich, so lang er in Paris ist, mit dem größten Eifer Mühe giebt, den Franzosen ihre Vorurtheile gegen unsere Litteratur zu benehmen und besonders gegen unsere dramatische bessere Gesinnungen beyzubringen. Er errichtete in dieser Absicht schon längst eine deutsche Lesebibliothek in Paris, und fängt mit diesem ersten Bande ein Werk an, das aus zwölf Bänden bestehn und Uebersetzungen von allen deutschen Stücken enthalten soll, die auf den vorzüglichsten Theatern in Deutschland gefallen haben. Soviel wir wissen, war Wildheit und Großmuth von Wezeln das erste übersetzte Stück, das er drucken ließ: es wurde 1780 im August des Mercure de France unter dem Titel, Menzikow ou les ennemis genereux eingerückt

und im Indicateur, der damals noch existirte, nachgedruckt. Darauf folgte im vorigen Jahre le Page, der Edelknabe vom Hrn. Engel, einzel gedruckt. Es ist zwar schon ein Théâtre Allemand von Hrn. Junker vorhanden, allein die Verachtung gegen die dramatische Kunst der Deutschen ließ es so wenig bekannt werden, daß fast niemand in Paris etwas von seiner Existenz weiß: auch konnt' es den Appetit der Franzosen nicht sehr reizen; denn es fängt mit Gottscheds Kato an. Wir wünschen der gegenwärtigen Sammlung eine bessere Aufnahme, die den Franzosen darum so schwer fällt, weil sie sich für die Schöpfer des Theaters in Europa halten und die dramatische Kunst zu einer größeren Vollkommenheit gebracht zu haben glauben, als alte und neue Nationen: wegen dieser hohen Einbildung nehmen sie es schon übel, wenn eine andre den theatralischen Ruhm mit ihr nur theilen will. Die Herren, die den meisten Lärm dagegen machen, sind gleichwohl Köpfe, die zu diesem Ruhme ihrer Nation nicht das Mindeste beygetragen haben, noch beytragen können, die nicht einmal unsere Sprache verstehn und doch auf uns schimpfen, als wenn sie uns und unsere Litteratur durchaus studirt hätten.

Vor diesem Bande steht eine kurze Geschichte des deutschen Theaters, woraus wir einiges ausziehen und mit Anmerkungen begleiten wollen, wenn Hr. Friedel von den Quellen, woraus er schöpfte, zu kleinen Unrichtigkeiten verführt

wurde,

würde, die aber meistens unbeträchtlich sind. Da es nicht möglich war, alle dramatische Produkte, womit Deutschland überschwemmt wird, selbst zu sehen, so mußte er wegen ihres Werths und ihrer günstigen oder ungünstigen Aufnahme sich theils auf Journale und Zeitungen, theils auf die Nachrichten verlassen, die ihm vielleicht dieser oder jener Freund aus Deutschland schrieb; allein in keinem Stücke kann man unsern Journalen und Zeitungen so wenig trauen, als in den Urtheilen über Schauspiele und Schauspieler. Da in Deutschland so viele Theater sind, so wetteifern die meisten nicht darinne mit einander, daß eins das andre an der Güte des Spiels übertreffen will, sondern daß jedes eben so sehr gelobt wird, als das andere. Der Ehrgeiz der Truppen und ihrer Mitglieder geht also oft dahin, sich eine Lobrede in irgend einer periodischen Theaterschrift zu verschaffen und sich alsdann für berühmte Gesellschaften und große Meister in der Kunst zu halten. Außerdem ist der Geschmack in Deutschland so ungleich, und so wenig dramatische Einsicht unter den Zuschauern ausgebreitet, daß jedes noch so schlechte Stück an irgend einem Orte gefällt, beweint oder belacht wird und einen Redner findet, der ihm in einer Zeitung die Parentation hält, und findet sich keiner, so thut es im Nothfall der Herr Autor selbst. Unsere theatralischen Kritiker sind oft nichts als der Wiederhall von der Stimme des Publikums in ihrer Stadt, oder eines Mannes, der dort für den Kenner

gilt;

gilt; ist der Kunstrichter noch etwas jung, so hält er es für seine Pflicht, sich in die prima Donna zu verlieben, oder wenns auch nicht geschieht, so thut er doch wenigstens aus Eitelkeit so, um Verse auf sie machen zu können. Es erhebt sich also ein Geschrey, daß eine Gabriele unter uns aufgestanden ist, und wenn der Fremde, der diesem Gerüchte traut, die große Virtuosin hört, so singt sie — so, so. Solche Nachrichten müssen Herrn Friedel zu folgender Stelle S. 35 verführt haben. „Das Jahr 1773 bereicherte das deutsche Theater mit einer neuen Gattung: man hatte noch keine große Opern. Alceste war die erste, die erschien.“ (Soll das heißen, die erste von Werthe, oder die erste überhaupt?) „Dieser Versuch wird als ein Meisterstück des Dichters und des Komponisten betrachtet. Die Worte sind von Hrn. Wieland, die Musik von Herrn Schweitzer, der es werth war, mit Hrn. Wieland gemeinschaftlich zu arbeiten. Diese Oper fand außerordentlichen Beyfall: außer dem Verdienste des Stücks, trug es zu seinem Glücke sehr viel bey, daß alle Schauspieler, die es vorstellten, sich durch ihre Talente auszeichneten. (Wie läßt sich das denken? und bey welcher Vorstellung hatte denn die Alceste dieß unerhörte Glück? In Weimar? in Leipzig? in Berlin, Breslau oder Frankfurt?) Vorzüglich wurde die Rolle der Parthenia von Madam Hellmuth gespielt, (er meint also die Seilerische

Vor-

Vorstellung) einer deutschen Schauspielerin, die selbst in Italien ihres Gleichen nicht fände. (Hr. Friedel weiß vermuthlich nicht, daß Mad. Hellmuth damals eine gute Stimme, viel Höhe, aber keine Musik hatte; und wenn man ihr auch zugestehn wollte, daß sie das gut sang, was sie auswendig gelernt hatte, so ist doch auf jeden Fall das Lob übertrieben, das er ihr giebt: vermuthlich haben ihn die Lobschriften im Theaterkalender dazu verführt. Auch kann der Recensent das Urtheil nicht unterschreiben, daß das Stück ein Meisterstück des Dichters und Komponisten ist: es ist nicht einmal historisch wahr, daß es in Deutschland dafür gehalten wird. Man kann es eben so wenig die beste unter den Wielandschen Arbeiten nennen.)

S. 50. steht Wezel mit keinem großen Rechte unter den Herren, die, wie Herr Bock, französische Stücke für das deutsche Theater bearbeitet haben: unter seinem Namen existirt nur ein einziges kleines aus den Proverbes dramatiques, das mehr das zufällige Spiel einer Nebenstunde als eine ernsthafte Arbeit seyn mochte. Auch glauben wir nicht, daß er auf diesem Wege Ruhm sucht.

S. 8. Eine von den elenden kleinen Truppen, die um das Jahr 1726 in Deutschland herumzogen, ging nach Schweden und stellte dort Adam und Eva vor: ihre Vorstellung machte einen so tiefen Eindruck auf das Gemüth der Zuschauer, daß sie auf die Knie fielen, als die personificirte Gerechtigkeit und Barmherzigkeit auf

dem

dem Schauplatze erschien. — Diese Anekdote dient zum Beweise, wie wenig der Effekt, den die Vorstellung eines Schauspiels auf den großen Haufen thut, für seinen Werth beweist. So verhält es sich mit „Der Subordination,“ mit „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ und vielen andern, die in den deutschen Schauspielhäusern Aufsehn machten. Der Grund des Gefallens liegt in den Gegenständen, aber nicht in der Bearbeitung.

S. 16. wird von Gellerten gesagt, daß seine Stücke zwar nicht für Muster gelten können, daß sie zwar kein vorzügliches dramatisches Genie anzeigen, es wird ihm aber, außer der guten Schreibart, das Verdienst beygelegt, daß er die Sitten seiner Nation natürlich schildert. Das kann man wohl nicht sagen: sein Herr Damon, Herr Orgon, Frau Orgon und wie die Herren Schwäger, Frau Schwägerinnen und Gevatterinnen weiter heißen, sind gute ehrliche Bürgersleute aus einem deutschen Städtchen, und ihre Sitten können daher unmöglich für der ganzen Nation ihre gelten. Es ist also die Einschränkung nöthig, daß er die Nationalsitten des Bürgerstandes natürlich geschildert hat.

S. 17. wird gesagt, daß man Lessings erstes Stück, „den jungen Gelehrten“, sehr selten spielt. Bey seiner ersten Erscheinung wurde es oft gespielt, aber itzt gar nicht mehr, und man würde ihn auch nicht aushalten, weil der Charakter zu lokal ist, und weil die Pedanterey das

Publi-

Publikum nicht interessirt — zwey sehr richtige Gründe, die Hr. Friedel angiebt! Das Stück ist auf der Universität und für sie geschrieben: über einen Pedanten, als Nebenperson, kann man wohl lachen, wiewohl der Charakter schon etwas abgenutzt ist, aber als Hauptcharakter interessirt er nicht genug. Uebrigens läßt sich hieraus die Anmerkung bestätigen, daß die Erziehung und die äußerliche Situation eines Mannes von Genie in seinen ersten Jahren gewaltigen Einfluß auf ihn haben. Würde Lessing in einer großen Stadt erzogen, und brachte er seine ersten Jahre nicht damit hin, daß er von einer Stadtschule auf eine Fürstenschule und von der Fürstenschule auf eine hohe Schule zog, so verschwendete er sein Talent an keinen so uninteressanten Charakter: sein erstes Stück schilderte alsdann nicht die Thorheiten des gelehrten Standes, sondern des Menschen, und seine Personen bekamen ganz andere Sitten. Dieses gilt auch von seinen nachfolgenden Lustspielen bis zur Minna von Barnhelm.

S. 18 sagt Hr. Friedel sehr richtig, daß die Epoke, wo Gellert, Schlegel und Lessing für das Theater zu arbeiten anfiengen, die Geburt des guten Geschmacks in Deutschland war; „und wenn die dramatische Kunst," setzt er hinzu: „seit dieser Zeit keine schnelle Fortschritte that, so muß man den Grund in besondern Umständen suchen, vorzüglich in der geringen Aufmunterung, da die besten Köpfe in einem großen Lande zerstreut sind, das unter so viele Herren zer-

theilt ist und keine Hauptstadt wie Paris hat, die gleichsam zum Brennpunkte dienen könnte."

S. 31 „Selbst in Wien, wo das Theater sich seit dreyßig und mehr Jahren so oft verändert hat, wo man nichts als Possenspiele, Haupt- und Staatsaktionen liebte, fieng man damals (1768) an, die Bühne der Hauptstadt Deutschlands würdiger zu machen, welches man den Bemühungen und dem Eifer eines achtungswerthen Mannes, der in der österreichischen Litteratur sehr bekannt ist, des Herrn von Sonnenfels, zu danken hat. Man verbannte die lächerlichen Possen, worinne Sitten und Anständigkeit beleidigt wurden, man stellte nur gute Stücke vor, ermunterte das Talent der Schriftsteller und Schauspieler. Joseph, der Zweyte, würdigte das Nationaltheater seines Schutzes und trug zu seinem Fortgange bey, theils daß er es mit seiner Gegenwart beehrte, theils daß er unter ansehnlichen Bedingungen Schauspieler von Ruf nach Wien zog; und um alle Hindernisse zu entfernen, entließ er die ausländische Gesellschaft, die bisher Hof und Stadt bey ihren Vorstellungen versammelt hatte; dies trug nicht wenig bey, das Wiener Theater zu einem der ersten und besten in Deutschland zu machen. Dieser Vorfall ist um so viel merkwürdiger, da die mittäglichen Provinzen Deutschlands den übrigen im Geschmack und in der Kultur der Wissenschaften noch weit nachstehen."

„Seit

„Seit dieser Zeit breitete sich der Geschmack am Theater allenthalben aus: Jedermann arbeitete dafür. Eine Sündfluth von Schauspielen überschwemmte das deutsche Reich; aber, wenige ausgenommen, deren Werth entschieden ist, sind die meisten höchstmittelmäßige Produkte, unzeitige Früchte, ohne Geschmack.

S. 38 wird berichtet, daß die Vorstellung der Ariadne in Paris nicht so viel Glück gemacht hat, als die Musik verdiente: die Schuld mißt Hr. Friedel dem französischen Uebersetzer bey, der sich nicht genug nach dem Geschmacke des französischen Publikums richtete und die deshalb nöthigen Veränderungen unterließ. Herr Berquin soll Herrn Gotters Medea in Versen sehr gut übersetzt, oder vielmehr nachgeahmt haben, und Hr. Friedel glaubt, daß das Ganze eine sehr gute Wirkung thäte, wenn es Hrn. Benda gefiele, seine Musik mit dieser französischen Uebersetzung zu verbinden.

Nach S. 50 soll der vorjährige Theaterkalender mehr als dreyhundert theatralische Schriftsteller enthalten: die Herr Friedel des Nennens werth achtet, sind — Bertuch, Brandes, Bock, Engel, der Baron von Gebler, Gotter, Göthe, Lessing, Leisewitz, Reichard, Weiße, Wezel, Wieland. — Die Leser werden selbst urtheilen, ob man diese Auswahl vermehren oder vermindern sollte.

Die Absicht, warum Hr. Friedel dieses Werk unternahm, ist (S. 51.) nicht, die dra-

matischen Produkte seiner Nation der französischen als Muster und Meisterstücke bekannt zu machen, sondern Frankreich einen Zweig der deutschen Litteratur kennen zu lehren, von dem es sehr unbestimmte und vielleicht nachtheilige Begriffe hat — einen Zweig, der desto beträchtlicher und der Aufmerksamkeit desto würdiger ist, weil man nur nach dem Theater einer Nation von ihrem Tone, ihren Sitten und ihrem Charakter urtheilen kann. (Wohl nicht allein nach dem Theater, sondern nach allen erzählenden und dramatischen Werken, die den Stoff aus dem Zeitalter des Verfassers entlehnen. Auch kann dieses bey den dramatischen Werken nur vom Lustspiele und höchstens vom bürgerlichen Trauerspiele gelten; und da der größte Theil unsrer guten dramatischen Schriftsteller sich nur im Trauerspiele hervor gethan, den Stoff dazu aus fremden Zeiten und Völkern entlehnt, wenigstens in diesem Fache mit ungleich größerem Glücke gearbeitet hat, so kann unser Theater um so weniger der Maaßstab von unsern Sitten und unserm Tone seyn, oder die Verfasser der Emilie Galotti, des Klavigo, von Romeo und Julie, des Richards und Eduards müssen ihren Stoff so sehr modernisirt und nationalisirt haben, wie Racine den Achilles, den Mithridat, den Titus, und wie diese Herren weiter heißen. Weder das Theater, noch der Geschmack der Nation hat so viel Konsistenz erlangt, daß wir uns nach allen Stücken beurtheilen können, deren Vorstellung gefällt; und daß man

an-

unsern Ton nicht nach den meisten beurtheilt, die geschrieben werden, dafür bewahre uns der Himmel.)

S. 52 In allen Theilen der Litteratur, der Wissenschaften und Künste, in der Dichtkunst vom Heldengedichte bis zum Epigramm hat Deutschland Meisterstücke und kann in allen Gattungen mit den Ausländern um den Vorzug streiten. (Wir danken Hrn. Friedel für diesen Patriotismus.) Wenn es im dramatischen Fache hinter seinen Nachbarn bisher so weit zurückblieb, so muß man die vielen, oben angeführten Hindernisse bedenken; man muß bedenken, daß die Gelehrten (gens de lettres) in eine Menge kleiner Städte zerstreut sind, daß sie ohne alle Aussicht nach Aufmunterung arbeiten, daß sie mehr als anderswo von der großen Welt entfernt sind. (Sehr richtig! aber man erlaube dem Recensenten eine kleine Frage. Wir wollen einmal die Hauptstädte Deutschlands durchgehn, die Residenzen eines großen Hofs sind, wegen des Handels, der schönen Künste oder der Gelehrsamkeit Ruf haben, z. B. Wien, Berlin, Hamburg, wir wollen auch Dresden, Leipzig, Göttingen hinzusetzen. Wer diese Städte als Augenzeuge kennt, der sage einmal bestimmt, welches in einer jeden der grand monde, die gens du monde, die gens de lettres, die gens d'esprit sind; er sage bestimmt, „wenn ich in diese, in jene Gesellschaft Zutritt hätte, so würd ich meinen Ton sehr poliren, meinen Witz schär-

sen, meine Imagination bereichern, meine Kenntniß des menschlichen Lebens und des Menschen erweitern;“ er sage bestimmt, wo er eins von diesen thun will, in unsern Tabaksgesellschaften, bey unsern Kaffebesuchen, bey unsern Schmäusen, Dines, Soupes, Spielgesellschaften, Dejeunes, Caffes coeffe's, bey Cour, Apartement?)

S. 53 „Die Deutschen haben das bürgerliche Trauerspiel gut bearbeitet, das in Deutschland mehr Beyfall gefunden hat als das heroische.“ (Hr. Friedel sollte wohl sagen, das versificirte Trauerspiel findet dort weniger Beyfall als das prosaische; denn Stücke heroischen Inhalts giebt und sieht man noch, aber sie dürfen nur nicht in Versen seyn.)

„Indem man die beiden Stücke dieses ersten Bandes, Emilie Galotti und Klavijo, liest, wird man die Bemerkung machen, daß unser Theater zwischen dem französischen und englischen die Mitte hält: es nähert sich dem ersten durch die Beobachtung der drey Einheiten. (Die wenigsten deutschen Schriftsteller haben die Einheit des Orts beobachtet, nicht einmal in den beiden hier übersetzten Stücken ist es geschehn. Auch ist dies unter allen Einheiten die entbehrlichste; die Einheit der Zeit ist schon wichtiger, weil sie leicht Einfluß auf die Einheit der Handlung hat, von welcher kein Dichter sich ohne großen Nachtheil losmachen kann. Auch hätte man den Stücken, an denen man die große Unregelmäßigkeit tadelte, nur den Mangel an Einheit der

Hand-

Handlung zur Last legen sollen.) „Dem Englischen nähert es sich durch die kühne und männliche Art, womit die Charakter gezeichnet sind, und durch den starken Ausdruck der Leidenschaften. Das deutsche Trauerspiel überhaupt enthält stärkere Handlungen, schrecklichere Gemälde, und stellt alles mit mehr Umständlichkeit dar, als das französische wegen des Nationalgeschmacks es wagen dürfte. Der Deutsche will den Helden, dessen Unglück und Tugenden ihn interessiren, das Triebwerk seiner großen Handlungen, die Ursache seines Unglücks, sein Betragen, seine Gesinnungen von Grundaus kennen: er will daher in seinem Herze lesen, verfolgt mit seinem Blicke den Gang der Leidenschaften und gönnt den kleinsten Zügen seine Aufmerksamkeit, wenn sie ihm hierinne Licht geben. (Der Recensent ist begierig zu wissen, von welchem deutschen Publikum und welchem deutschen Trauerspiele Hr. Friedel diese Schilderung hergenommen hat: aus seiner Wahl bey der Uebersetzung wird sich es schließen lassen.) „Da der Dichter die Freyheit hat, eine Menge Begebenheiten auf das Theater zu bringen, die man anderswo nur erzählen läßt, so folgt daraus, daß im deutschen Trauerspiel das Interesse lebhafter und mehr Handlung ist, und daß die Rollen der Vertrauten ganz überflüßig, oder sehr kurz werden. Die Gegenwart der Personen in den schrecklichen Situationen, wo sie mit Schicksal und Leidenschaft kämpfen, thut einen stärkern Eindruck auf die Zuschauer und setzt sie mehr in

den Stand, alle Züge des Gemäldes genau zu fassen, wenn es vor ihren Augen ist, als wenn man ihnen matte langweilige Erzählungen davon macht."

Nach diesem kurzen Auszuge der Hauptgedanken aus der vorläufigen Geschichte des deutschen Theaters kommen wir zu den Uebersetzungen selbst und legen den Lesern einige Stellen und Auftritte vor, damit sie selbst urtheilen können.

Emilia Galotti. Im siebenten Auftritte des zweyten Akts sagt der Graf Appiani, indem er hereintritt, zu Emilien, die ihm entgegenspringt, weil er sie vor tiefen Gedanken nicht bemerkt.

Ah, meine Theuerste! — Ich war mir Sie im Vorzimmer nicht vermuthend.

Emil. Ich wünschte Sie heiter, Herr Graf, auch wo Sie mich nicht vermuthen. — So feyerlich? so ernsthaft? Ist dieser Tag keiner freudigern Aufwallung werth?

App. Er ist mehr werth, als mein ganzes Leben. Aber schwanger mit so viel Glückseligkeit — mag es wohl die Glückseligkeit selbst seyn, die mich so ernst, die mich, wie Sie es nennen, mein Fräulein, so feyerlich macht. — (Indem er die Mutter erblickt.) Ha! auch Sie hier, meine gnädige Frau! — nun bald mir mit einem innigern Namen zu verehrende!

Diesen etwas schwerfälligen Dialog übersetzt Hr. Friedel sehr glücklich:

App. Ah! ma chere Emilie! je ne m'attendois point à Vous rencontrer ici.

Emil.

Emil. Monsieur, je souhaiterois que la gaieté Vous suivit dans les lieux même où Vous ne m'attendez pas. — Pourquoi cet air grave? & reserré? — Cet heureux jour ne merite-t-il pas qu'on donne un peu d'essor à sa joie?

App. Il merite bien davantage. Non, le sacrifice de ma vie ne paieroit pas tout le bonheur qu'il semble me promettre. Mais si près de le gouter — C'est peut-être ce bonheur même qui me rend si sérieux, & comme Vous dites fort bien, si reserré. (*appercevant la mere.*) Quoi, Vous aussi, Madame! — Vous qu' enfin je pourrai bientôt appeller d'un nom plus cher à mon cœur.

Claud. Et qui fera ma gloire &c.

In der zehnten Scene des nämlichen Akts, wo der Graf Appiani und Marchese Marinelli sich zanken, sagt der erste, daß er weder heute, noch morgen, noch übermorgen, als Gesandter nach Massa gehen kann: darauf antwortet Marinelli:

Vous plaisantez, Monsieur le Comte.

App. Avec le Marquis Marinelli? (Mit Ihnen?) Diese Veränderung macht die Frage im Französischen mehr bitter.

Marin. A merveille! si la plaisanterie regarde le Prince, elle n'en est que plus *delicieuse.* (Wenn der Scherz den Prinzen gilt, so ist er um so viel lustiger.) Enfin Vous ne pouvez pas partir?

App. Non, Monsieur, non. (Nein, mein Herr, nein.) Hier fällt zwar das Verächtliche des Deutschen „Mein Herr," weg, aber desto besser; denn im

Original ist es ein wenig zu hart. — Et j'espere que le Prince voudra bien agréer mes excuses.

Mar. Je serois bien curieux de les savoir.

App. Ce n'est qu'une bagatelle — je me marie aujourd'hui. (O eine Kleinigkeit! — Sehn Sie; ich soll noch heute eine Frau nehmen.)

Die Uebersetzung ist unverbesserlich, kürzer als das Original, und darum eindringender, weil es der Graf mit dem kältesten Tone sagt: das „O eine Kleinigkeit!“ ist ein wenig zu exklamatorisch; das „Sehn Sie“ zu gemein und schleppend.

Marin. Eh bien? après? (Nun? und dann?)

App. Après? — après? — D'honneur voilà une question bien naive. (Ihre Frage ist auch verzweifelt naif.)

Nach einigem Wortwechsel über die Verbindlichkeit des Grafen, dem Befehle des Prinzen zu gehorchen, sagt er zu Marinelli — „daß ich mit Ihnen darüber stritte!“ Vous voudriez bien m'engager dans une discussion sur ce point — völlig im Sinne des Originals, aber freylich ein wenig gedehnt!

Der Graf sagt, daß er sich mit Emilien verheurathet.

Marin. La fille de cette maison?

App. Elle-même.

Marin. Hm! hm!

App. Que dites-Vous? (Was beliebt?)

Marin. Je dis qu'en ce cas il y auroit encore moins de difficulté à differer la ceremonie jusqu'à Votre retour.

App.

App. La ceremonie? qu'appellez-Vous la ceremonie? (Nur die Ceremonie?)

Nicht ganz im Sinne des Originals, aber es ist völlig, was Jedermann geneigt ist, im Französischen dem Hrn. Marinelli zu antworten.

Marin. Ces bonnes gens ne s'en formaliseront pas. (Die guten Aeltern werden es so genau nicht nehmen.)

App. Ces bonnes gens?

Marin. Et Emilie sans doute ne Vous echappera point. (Und Emilie bleibt Ihnen ja wohl gewiß.)

App. Sans doute? — Sans doute elle ne Vous echappera point —, Vous êtes sans doute un grand singe. (Ja wohl gewiß? Sie ind mit Ihrem ja wohl — ja wohl ein ganzer Affe.)

Diese Stelle hat Hr. Friedel nicht bloß gut übersetzt, sondern auch energischer gemacht.

Marin. Et c'est à moi, Comte, que celà s'adresse? (Mir das, Graf!)

Ap. Et pourquoi non?

Mar. Pourquoi? — Par le ciel & l'enfer! — Nous nous parlerons.

Ap. Bon! je sais que le singe est mechant; mais —

Mar. Mort de ma vie! Vous me ferez raison.

Ap. Rien de plus juste.

Mar. Et je l'exigerois à l'instant même — mais je ne veux pas troubler la joie d'un amant si tendre.

Ap. Le bon cœur! (Gutherziges Ding.)

Hier

Hier ist das Gemeine des Originals (Ding) gut vermieden.

Zur Probe, wie Hr. Friedel eine leidenschaftliche Stelle übersetzt hat, wählen wir die letzte Scene des dritten Akts. Emiliens Mutter beschuldigt den Marinelli, daß er den Grafen Appiani hat umbringen lassen. Sie sagt:

»Es ist klar! — Ist es nicht? — Heute im Tempel vor den Augen des Allerreinsten! in der nähern Gegenwart des Ewigen! begann das Bubenstück! da brach es aus! (Gegen den Marinelli) Ha Mörder! feiger, elender Mörder! Nicht tapfer genug, mit eigener Hand zu morden! aber nichtswürdig genug, zur Befriedigung eines fremden Kitzels zu morden! — morden zu lassen! — Abschaum aller Mörder! — Was ehrliche Mörder sind, werden dich unter sich nicht dulden! Dich! Dich! — Denn warum soll ich Dir nicht alle meine Galle, allen meinen Geifer mit einem einzigen Worte ins Gesicht speyen? — Dich, dich Kuppler!«

Das übersetzt Hr. Friedel so:

»Voilà qui est clair! — Oui — c'est aujourd'hui dans le temple! sous l'oeil terrible du Saint des Saints! à la face de l'eternel! — que cet horrible projet a été conçu; c'est là qu'on le meditoit! (*A Marinelli*) Ah Scelerat! miserable assassin! Trop lâche pour assassiner de ta propre main: mais assez vil *pour assouvir les passions d'un autre* en fesant assassiner! — en fesant assassiner!

mère!*) — C'est donc moi, le plus exècrable des assassins! — *Car s'il en est qui conservent encore le moindre sentiment d'humanité ils auront horreur de moi!* — Va monstre, fuis loin de moi! — O ciel! que ne puis-je l'accabler de ma rage! — Fuis, te dis-je, infame!«

Die unedlen Ausdrücke, „warum soll ich dir nicht alle meine Galle, allen meinen Geifer ins Gesicht speyen?" hat Hr. Friedel sehr gut dadurch verändert, daß er die Wuth der Mutter in die Worte ausbrechen läßt — O ciel! que ne puis-je l'accabler de ma rage! Es ist nicht schwächer und doch edler. — „Was ehrliche Mörder sind, werden dich unter sich nicht dulden," ist einer von den spitzfündigen Gedanken, denen Lessing oft ausgesetzt war, und die viel zu sagen scheinen, ohne etwas zu sagen. Nach dem Zusammenhange zu urtheilen, muß Klaudia einen Mörder für einen ehrlichen Mörder halten, wenn er selbst mordet: aus Scherz oder Satyre kann wohl jemand Personen, die im Duell

*) Der Recensent möchte wissen, ob diese und ähnliche Wiederholungen, die einen Gedanken auszeichnen sollen, den Franzosen nicht kalt vorkommen müssen: wir legen hier einen auszeichnenden Accent auf lassen und machen die Idee dadurch eindringender; allein das kann der Franzose nicht, der keinen Gedankenaccent in seiner Sprache hat. Die Wiederholungen müssen ihm also den Gedanken schwächen.

Duell ihren Gegner umbringen, ehrliche Mör-
der nennen; aber was soll es hier heißen, in
einer so ernsthaften Stelle? in einer solchen Lei-
denschaft? — Oder meynt sie Mörder von
Profession, Banditen, die selbst umbringen?
und sie will also sagen, „selbst Banditen, die
Ehre besitzen, werden dich verachten.“ Aber
warum? Entweder weil der Kammerherr zur Be-
friedigung einer fremden Leidenschaft mordet,
oder weil er nicht Herz hatte, den Mord selbst zu
verrichten. Ehrliche Mörder müssen folglich im
Gegensatze des Marinelli entweder solche seyn, die
selbst morden, oder die es um ihres eigenen
Vortheils willen thun: aber was für ein Gedan-
ke ist es, wenn man sich dieses unter dem Aus-
drucke „ehrliche Mörder“ denket! Herrn Frie-
dels Uebersetzung: S'il en est qui conservent
encore le moindre sentiment d'humanité
drückt zwar einen guten Gedanken aus, aber sie
ist matt, gedehnt und schadet dem Eindrucke die-
ser Stelle, die sonst mit Kürze und Stärke über-
setzt ist. An Hrn. Friedels Stelle hätte der
Recensent eine Untreue gegen das Original be-
gangen und den ganzen Gedanken ausgelassen:
in der Uebersetzung macht er die Rede der erzürn-
ten Mutter matt und gedehnt, und im Original
thut er dem Effekte der Stelle darum Schaden,
weil er den Leser und Zuschauer wegen des räth-
selhaften Ausdrucks dabey zu verweilen und nach-
zudenken nöthigt, was damit gemeynt ist: in pa-
thetischen Stellen fühlt jeden Stillstand, jedes

Nach-

Nachdenken den Leser ab. — „Zur Befriedigung eines fremden Kitzels," das in diesem Zusammenhange kein edler Ausdruck ist, und am wenigsten im Munde einer Klaudia, hat Herr Friedel sehr gut gegeben, pour assouvir la *passion* d'un autre.

Aus dem Auftritte des letzten Akts, der die Entwickelung enthält, schreiben wir blos einiges ab, um die Leser selbst urtheilen zu lassen, ob die Uebersetzung das Unnatürliche darinne vermehrt oder vermindert hat.

Donnez, mon pere, sagt Emilie, donnez-moi ce poignard.

Odoard. Si tu savois ce que c'est que ce poignard! —

Emil. Et quand je ne le saurois pas! Un ami inconnu est toujours un ami — Mon pere, donnez-le moi.

Od. Si je te le donnois. (*Il lui donne*) Prends!

Em. Tenez! (*Elle veut se percer, mais Odoard lui arrache le poignard des mains.*)

Od. Vois quelle fureur aveugle! (Sieh wie rasch!) — Non, il n'est point fait pour ta main.

Em. Il est vrai, c'est une epingle à cheveux qui doit me servir. (*En cherchant une epingle, elle met la main sur la rose.*) Quoi, tu es encore là? Tu ne dois pas orner la tête d'une victime de la seduction — comme mon pere veut que je la devienne!

Od.

Od. O ma fille! —

Em. O mon pere, si je lisois dans Votre pensée! Mais non, je me trompe. Pourquoi tarderiez-Vous. (*Amérement tandis qu'elle dechire la rose.*) Autrefois il se trouva un pere qui pour sauver l'honneur de sa fille, lui donna une seconde fois la vie. Mais toutes ces actions sont anciennes! Il n'y a plus aujourd'hui des ces peres.

Od. (*la poignardant*) Oui, ma Fille, il y en a! — Dieu, qu'ai-je fait.

Emil. Vous avez cueilli une rose *avantqu' un souffle cruel en fit tomber les feuilles.* (ehe der Sturm sie entblätterte.)

In der Notice historique vor der Uebersetzung des Clavigo (S. 218.) wird gesagt, daß Göthens erstes Werk eine Parodie auf Medon, ein Drama vom Herrn Claudius, gewesen wäre. Der Verfasser des Schauspiels, „Medon oder die Rache des Weisen," heißt nicht Claudius, sondern Clodius und ist Professor zu Leipzig: jenes ist der Name eines deutschen Liederdichters. Auch war es keine Parodie auf den Medon, soviel sich der Recensent besinnen kann, sondern auf ein Gelegenheitsgedicht des Herrn Prof. Clodius.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, bleiben wir blos bey der huronischen Scene stehen, wo Beaumarchais erfährt, daß Klavigo ein Verräther ist, und daß er ihn in ein ewiges Gefängniß will einschließen lassen.

Oui,

„Oui, sagt de Ronac, wie Beaumarchais in der Uebersetzung genennt wird, je le veux! qu'ils me trainent dans les horreurs d'un cachot; mais ils viendront m'arracher de dessus son corps tout dechiré, de la place où je nagerai dans son sang, & je le forai jaillir sur eux. Dieu du ciel, je te remercie de ce que tu envois aux hommes quelques soulagemens au milieu de leurs douleurs affreuses. Mes entrailles desséchées sont alterées de la soif de me venger. Ce sentiment delicieux me ranime, & je sors de mon irresolution stupide & muette. Je m'eleve au dessus de moi-même! Vengeance! que je me sens soulagé! comme tous mes nerfs se tendent, se roidissent pour le saisir, le dechirer --

---

Ah traitre, je ne veux d'armes: pour assouvir toute ma vengeance, c'est de ces mains que je le dechirerai. Que je dise au fond de mon cœur: Je l'ai anéanti.

Je n'ai pu te sauver, antwortet er seiner Schwester, mais tu seras vengée; *je veux respirer son sang comme un parfum delicieux! Mes dents sont avids de sa chair.* Suis-je donc devenu une bête feroce?

(Psychologische Richtigkeit ist in dieser letzten Frage nicht: ein Mensch, dessen Vernunft bis zu einem solchen Grade von der Wuth verfinstert ist, daß er ganz zum wilden Thiere wird, fragt sich nicht so, am allerwenigsten im ersten Augenblicke des Zorns. Hinter drein, wenn die erste Flamme niedergebrannt ist, und wenn seine aufgewiegelte Imagination ihm noch immer solche rachsüchtige grau-

same Bilder aufzwingt, alsdann kann sich Jemand wohl bey sich selbst wundern und fragen, ob er ein wildes Thier geworden ist.

Seine Schwester räth ihm zu fliehen. Non, antwortet er, que je le trouve! Il faut que je le trouve. Ah, si je le tenois au delà des mers! Je le saisirois; je l'attacherois tout vivant à un poteau: je depecerois tous ses membres; je *les ferois rôtir à ses yeux, & Vous, femmes, je vous en servirois.*

IV.

Le Pitture antiche d'Ercolano e contorni, incise con qualche spiegazione. Tomo quinto. Napoli MDCCLXXIX. Nella Regia Stamperia. Gros Folio, 394 Seiten, die Kupfertafeln mitgezählet, ohne die Vorrede von 8, und das Register von 13 Seiten.

Dieser längst erwartete neue Band der Herkulanischen Alterthümer, welcher, ohne den an sich sehr entbehrlichen Katalog des Bayardi einzurechnen, den siebenten des ganzen Werks, oder den fünften der Gemälde ausmacht, ist zwar bereits im Jahr 1774. aus der Presse gehoben worden, aber noch wenig oder gar nicht bekannt, und

und dem Recensenten bloß durch die Vermittelung eines gefälligen Korrespondenten zu Theil geworden. Seiner äußerlichen Vollkommenheit und Pracht nach darf er sich nicht schämen, den vorhergehenden Bänden an der Seite zu stehen. Was aber das Innere, d. i. die Erklärungen und Anmerkungen eines jeglichen Stücks betrift, so können wir nicht bergen, daß uns eben dasjenige darinnen aufgefallen, was schon andere mit so vielem Recht daran gerüget haben. Es ist bekannt, daß die Besorgung dieses Werks, vom ersten Entstehen an, durch den itzigen König von Spanien einer Gesellschaft gelehrter Männer anvertrauet ward, welche sich Gli Accademici Ercolanesi nannten, und dem Stifter des Werks jeden einzelnen Band, der auch mit dessen Bildnisse gezieret ward, in einem kurzen Compliment zugeschrieben haben. Allein ungeachtet man aus des gelehrten, und zu früh für die Wissenschaften verstorbenen gelehrten Schweden, Hrn. Björnståhls, Briefen (B. I. Br. 18. S. 281.) zuverläßig weiß, daß Herr Pasquale Carcani allein noch an den Erklärungen arbeitet, und daß folglich die erwähnte Gesellschaft nicht weiter besteht: so findet man doch, daß die Zuschrift an den König von Spanien (dessen Bildniß dem Werke ebenfalls wieder vorsteht) gleicher Weise Gli Accademici Ercolanesi unterzeichnet ist. Dieß muß einen Leser, der die angeführte Nachricht weiß, befremden, und auf die Vermuthung bringen, es geschehe bloß, um dem Werke seine erste Achtung zu erhalten;

zugleich aber auch die Ursache lehren, warum die Fortsetzung desselben so langsam geht. Herr Björnstähl schrieb bereits im Jahr 1771: (am angef. Orte S. 276) daß die Gemälde dieses B. fast alle schon in Kupfer gestochen wären, und nur darauf warteten, ans Tageslicht gezogen zu werden: und doch verzog sich die Ausgabe ganzer 8 Jahre, vermuthlich, weil die Staatsgeschäfte, das Alter u. s. w. den Hrn. Carcani hinderten, fleißiger an den Erklärungen zu arbeiten. Was wird man sich vollends von der Zukunft versprechen dürfen, wofern keine andre Einrichtungen getroffen werden? An Stoff zum Bearbeiten kann es noch lange nicht mangeln; aber an geschickten Arbeitern desto mehr. Und wie beklagenswürdig ist es, daß dieß ganze Geschäfte nicht eifriger betrieben wird. Die Gleichgültigkeit des Neapolitanischen Hofes, und wir möchten fast sagen, der Italiäner überhaupt, bey dergleichen Entdeckungen und ihrer Bekanntmachung ist fast unglaublich — unverzeihlich. Fast alle Ausländer, die auf der Stelle sind, oder waren, klagen darüber. Doch wir müssen nur zufrieden seyn mit dem, was wir haben.

Dieser Band enthält zusammen 175 Gemälde, große und kleinere zusammen: 84 Kupfertafeln enthalten große Stücke, 40 kleinere Stücke sind als Anfangs- und 14 als Schlußleisten angebracht, deren etliche zu wiederholten malen angebracht sind, so daß die genannte Anzahl dadurch her-

heraus kömmt. Die großen sind von mancherley Arten, und alle, doch in verschiedener Rücksicht, nicht unwichtig: einige machen die darauf vorgestellten Sachen interessant; andre zeichnen sich durch ihre große Manier, durch ihre Zierlichkeit und Ausführung, oder durch ihre lebhafte und muntre Handlung, oder auch durch des Künstlers seltsame Grille in der Zusammensetzung aus. Von welcherley Art sie aber auch seyn mögen, so verbreiten sie doch ein größeres Licht über die Kunst, den Geschmack und die Vollkommenheiten oder Mängel der Alten in einigen Theilen. Es würde für uns zu weitläuftig werden, wenn wir uns in einzelne Betrachtungen über ein jegliches Stück einlassen, und dabey anmerken wollten, was aus jeglichem sowohl, als der beygefügten Erläuterung, Beydes für die Kunst- und Alterthumskunde, zu erlernen wäre, wie auch was nach Gelegenheit eine schärfere Prüfung, oder nähere Bestimmung erfoderte. Auch würde sehr wenigen Lesern damit gedienet seyn, weil man ohne das Werk selbst vor sich legen, und alles prüfen zu können, und ohne Zeichnungen sich solche Sachen nicht wohl einleuchtend und deutlich machen kann. Folglich müssen wir es bey einer bloß historischen Anzeige bewenden lassen.

1. Ein sitzendes Frauenzimmer im Eingange zu einer Gallerie, welches eine Art von Hermensäule, mit einem starkbärtigen Gesichte, und verschnittenen Haaren, und mit beyden Armen,

 über

über welchen und den Schultern eine Art von kur-
zem Gewande liegt, und deren Rechte ein Trink-
gefäß bey einem Henkel, die Linke aber einen lan-
gen Stab, fast wie einen Thyrsus, hält, abgema-
let. Die Hermensäule steht auf einem Posta-
mente, an dessen Fuß schon ein Gemälde gelehnt
liegt, auf welches ein kleiner Knabe, mit
aufwärts gekämmten Haaren, und einem Ge-
wahde über den Schultern, stehend, den linken
Arm legt, und mit der rechten Hand das anleh-
nende Gemälde hält. Das Frauenzimmer sitzt
auf einem künstlich gearbeiteten Stuhle mit ei-
nem Küssen: um die frey hinten hinabfliegenden
Haare hat sie nur ein Band: der rechte Arm ist ganz
bloß: in der rechten Hand hat sie einen Pinsel, den
sie in den neben sich stehenden Farbenkasten tunkt,
und mit der Linken hält sie ein eyrundes Täfel-
chen, worauf etliche Züge stehen: mit umge-
wandten und gleichsam forschenden Augen sieht sie
auf die, vor ihr stehende Säule. Hinter ihr ste-
hen zwo andre Frauenzimmer, um bey der Arbeit
gleichsam zuzusehen. Noch etliche Nebendinge
können wir nicht berühren. Dieses Stück hat viel
Gefälliges. Die Akademisten, oder der Erklärer
glaubt, die Hauptfigur sey kein bloßes Ideal, son-
dern vielleicht das Bildniß einer damals berühm-
ten Malerinn, Lala aus Cyzikum (Plin. H. N.
l. XXXV. 11.) Dieses Stück ist gleichsam
ein Miniaturgemälde in einer Architekturmalerey,
welche hinten n. 82. ganz vorkömmt.

2. Auf

2. Auf einem weißen Grunde, steht ein viereckigter röthlicher Pilaster, hinter welchem Bäume hervorkommen: auf demselben ruhet eine Himmelskugel, worauf der Thierkreis gezeichnet, und Widder, Stier, Zwilling, Krebs, Löwe und Jungfrau zu sehen sind. Neben demselben die Urania, mit aufgebundenen Haaren, und bekleidet, so daß ihr linker Ellbogen auf dem Pilaster ruhet, und die Hand nachläßig herabsinkt; die Rechte aber einen länglichen runden Stab hält, und ihn an die Kugel lehnet. Gegen über sitzt die ganz bekleidete Minerva, mit dem Helm auf dem Haupte und dem gewöhnlichen Brustpanzer, auf einem künstlich gearbeiteten Stuhle, und hält in der Rechten einen Spies, den linken Arm lehnet sie auf den neben ihr stehenden ovalen Schild. Der Werth dieses schönen Stücks verliert dadurch, daß die Muse an der untern Hälfte sehr beschädigt ist. Die Göttinn hat eine sehr ernsthafte Miene.

3. Eine ganz bekleidete und bewaffnete Pallas, stehend, die vorwärts gestellt, in der rechten Hand den Spies, in der linken den Schild hält, auf einem schwarzen Grunde mit einer architektonischen Einfassung. Aus den Augen leuchtet etwas Strenges und Ernsthaftes.

4. Ein ganz besonderes Rundstück, mit einer schwarzen Einfassung und äußern weissen Verzierung. In demselben ist, auf dunkelgelben Grunde, das Bruststück einer ländlichen Venus vorwärts sehend, gemalt. Sie ist ungewöhnlich,

wie in einem Mantel gehüllt, und hat auf den frey herabfallenden kastanienbraunen Haaren nur eine grüne Netzhaube. Auf ihrer rechten Schulter hält sie mit dem bloßen rechten Arm einen liebkosenden Amor, und mit der, nicht sichtbaren Linken trägt sie einen oben krummen Stab. Das Gesicht der Venus ist nicht griechisch. Diese Arbeit ist ein Miniaturgemälde in einem Architekturstücke, welches N. 81. vorkömmt.

5. Zwey kleinere Rundstücke auf einer Kupferkapsel: in einem steht wieder das Brustbild einer Venus, samt einem Amorin, doch in einer andern Stellung; in dem andern das Brustbild eines Jünglings, der auf den Haaren einen Kranz von Stoppeln, oder Seegras trägt, aus einem zweyhenklichten und unten runden Gefäß trinkt, und in der unsichtbaren Linken ein unbekanntes Werk hält. Dürfte man dieses für ein Ruder annehmen, so würde man wohl nicht sehr irren, wenn man das Stück für einen Matrosen erklärte.

6. Mars, bloß mit dem Helm auf dem Haupte, und wie fliegend, hat die Venus im linken Arme: neben beyden schwebet ein Amor, und hält etwas von des Kriegsgottes Waffen. Es war schon 1764 gezeichnet, und verräth keinen außerordentlichen Meister.

7. Sechs kleinere viereckichte Stückchen, (das erste etwas beschädiget,) worauf zween und zween Amors schweben, welche verschiedene Sachen mit

mit einander tragen. Die Figuren scheinen nicht übel zu seyn.

8. Ein viereckichtes Stück mit einer seltsamen Einfassung. In dessen rothen Grunde ist ein geflügelter Jüngling, wie ein Amor, ganz nackend, gemalt, der mit der Rechten einen Stab auf der rechten Schulter trägt, und mit der Linken ein unbekanntes und auf der Erde stehendes Instrument an einem Band hält.

9. Ein geflügelter, wie in der Luft schwebender Amorino, nackt, mit einem, über die linke Schulter hangenden Gewande, worauf er ein großes Gefäß mit einer Handhebe trägt, daß er mit der, über den Kopf gestreckten Rechte am obersten Rande, und mit der Linken bey dem spitzigzugehenden Fuße hält.

10. Zween geflügelte, und wie in der Luft schwebende Genien, nackend, mit einem über den Schultern flatternden Gewande, die eine Leyer, mit fünf Saiten bezogen, gemeinschaftlich tragen.

11. Ein viereckigtes Stück mit einer seltenen Einfassung, auf dessen schwarzem Grunde ein Jüngling, nackend, geflügelt und mit einer, unter dem Halse zusammen gebundenen Chlamys gemalt ist. In der Rechten hält er einen Spies, und in der Linken einen eyrunden Schild, worauf der Medusenkopf zu sehen ist.

12. Ein ähnliches Stück, worauf ein Jüngling, auch nackt und geflügelt, mit einer, unter dem Halse zusammen geschnallten Chlamys

steht, der in der Rechten ein Zweiglein mit weissen Blüten, in der Linken einen auf der Erde stehenden hohen Palmzweig hält.

13. Ein viereckigtes Stück, das einen weissen Grund und eine schwarze Einfassung hat: von deren obersten entgegengesetzten Ecken eine Art von röthlicher Decke herab hängt, woraus sechs Schlangenköpfe und Hälse hervorgehen. Mitten in demselben ist ein Jüngling, mit einem Rebenkranze auf dem Haupt, und etlichen grossen Weintrauben in der Rechten, nackend, geflügelt, mit einem Gewande auf den Schultern, und einem aufgehobenen, oben gekrümmten Stock gemalt. Er steht auf einem in der Mitte convexen, runden Tischlein, mit einem Fuße in der Mitte; an dem sich zwo Schlangen in entgegenstehenden Richtungen aufwärts krümmen.

14. Drey kleinere Bruchstücke auf einer Kupfertafel: das erste ist ein stehender Faunus, nackend, mit Weinlaub und weissen Blumen bekränzt, und einer Löwenhaut auf der linken Schulter. In der Rechten trägt er ein Gefäß, und in der Linken einen Hirtenstab. Das zweyte, ein stehender Amor oder Genius, nackend, geflügelt, mit einer weissen Binde um den Kopf, und einem ähnlichen Gewande auf der linken Schulter: der die rechte Hand an den Kopf, und in der linken einen Zweig mit Bändern trägt. Der dritte ist ein nackter Jüngling auf einem Blocke sitzend, mit einer Binde um den Kopf; mit der Rechten

steift

streift er sich auf seinen Sitz, und in der Linken hält er einen Stock.

15. Ein in der Luft schwebendes, bekleidetes und geflügeltes Frauenzimmer, dessen Arme und Füße nur bloß, die Haare unter dem Nacken zusammen gebunden sind, und mit beiden Händen ein, über dem Haupt schwebendes Tuch hält. Man glaubt, es soll die Iris oder Alba vorstellen. Die Figur wird durch keine Zeichen kenntlich.

16. Vier verschiedene Stücke auf einer Kupfertafel. Das erste ist gar klein, und stellt das Brustſtück einer Person, mit einer Hülle auf dem Haupt, einem Gewande, und einem Vogel am rechten Arme vor. Die Akademisten sehen diesen für einen Schwan an, und machen folglich die Leda daraus. Allein der Vogel ist, nach der Zeichnung zu urtheilen, nimmermehr ein Schwan, und die Figur sieht auch keiner Weibsperson, geschweige denn der Leda, ähnlich. — Das andre ist die Victoria, fast ganz bekleidet, und geflügelt, mit einem besondern Blatte über der Stirne, und hält in der Rechten einen Kranz, in der Linken einen Palmzweig: sie steht gleichsam an der Wand auf einem hervorgehenden Kragstein. Das dritte und vierte sind Arabesken: in jenem ist ein Sphinx zu sehen; in diesem, gleichsam in einer Thüre, eine Psyche mit Zweigen und Bluhmen, die im linken Arme einen Bluhmenkorb trägt.

17. Zwey

17. Zwey Stücke, auf deren jedem eine Psyche, schwebend, bekleidet, mit hoch aufgebundenen Haaren, und Festonen in den Händen abgebildet ist.

18. Eine andre ziemlich beschädigte Psyche, fast wie die vorigen, mit abgewandtem Gesichte, die eine Schaale auf der rechten Hand trägt.

19. Merkur, sehr kenntlich, mit Flügeln am Kopfe und an beyden Füssen, nur raget auf dem Scheitel noch etwas Rundes, fast einem Kegel ähnliches empor; die Schlangen am Caduceus sind ungewöhnlich gewunden, aus der Crumena in der Rechten, die mehr ein Fischnetz ist, stehen Fischschwänze hervor, und neben seinem rechten Fuße kriecht eine Schildkröte auf der Erde.

20. Zwo bekleidete, in der Luft schwebende weibliche Figuren: eine hält eine Keule auf der rechten Schulter, und in der linken Hand eine tragische Maske, und stellt unfehlbar die tragische Muse, oder Melpomene vor; die andre ist mit Lorbeern bekränzt, und hat die Hände ganz in ihr Gewand eingehüllt, worinnen man die Polyhymnia zu sehen glaubet.

21. Eine bekleidete weibliche Figur, mit bloßen Füssen, die eine Löwenhaut auf dem Haupte, in der Rechten eine Maske mit starkem Bart und Haaren, und im linken Arm eine Keule trägt. Die mangelnden Cothurnen machen, daß man sie nicht wohl für die tragische Muse halten kann. Vielleicht ist es gar nur eine Actrice, die sich

in

in beyden Gattungen von Dramen auszeichnete.

22. Eine andre, gleichsam in der Luft schreitende und ganz bekleidete weibliche Figur, mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte, einer Maske im rechten Arm, und einer Keule auf der linken Schulter. Es soll auch eine Muse seyn; ist aber vielleicht wieder eine Actrice.

23. Zwey Stücke auf einer Kupfertafel: eine ganz bekleidete weibliche Figur, vielleicht eine Venus, mit einem Myrthenkranze auf dem Haupte, die eine Muschelschaale queer vor sich mit beiden Händen hält; und ein junger Herkules, mit der auf die Erde gestützten Keule in der Rechten, und der Löwenhaut über den linken Arm geworfen.

24. Herkules, bejahrt, mit dem Köcher und der Löwenhaut auf der linken Schulter, erschießt die Stymphalischen Vögel. Der Genius des Stymphalus sitzt gegen über auf der Erde, und sieht dem Unternehmen mit Verwunderung zu.

25. Ein schönes, doch an einer Ecke etwas beschädigtes Stück. In einem dunkelrothen Grunde ein Bacchus, auf einem Felsen sitzend gemalt: die Haare, ohne Kranz, liegen auf den Schultern; blos um die Hüften hat er ein Gewand, das die Schenkel bedeckt; an den Füßen die gewöhnlichen Schuhe: in der Linken hält er einen Thyrsus, und in der Rechten ein Trinkgefäß mit zween Henkeln: ein Pantherthier, das

die Vordertatzen auf seine Knie legt, scheint aus dem Gefässe saufen zu wollen. Das Stück hat viel Schönes, selbst in den Mienen des Bacchus.

26. Ariadne, mit einem bloßen Bande um die freyfliegenden Haare, und einem gedoppelten Gewande um die Hüften und Schenkel, sitzt auf der Erde, unter einem Felsen, stützt die rechte Hand auf die Erde, hält mit der aufgehabenen Linken einen Theil des Gewands empor, und sieht aufmerksam einem in der Ferne segelnden Fahrzeuge nach. Unten neben ihren Knieen steht ein fast verwischter, weinender Amor. — Kömmt auch in andern Bänden des Werks vor.

27. Zwey Bruchstücke. Oben eine ganz bekleidete und geflügelte Weibsperson, mit einem Bluhmenkranze auf dem Haupt, und Socken an den Füßen, und einem Diskus im rechten Arm. Sie stehet auf einem runden und convexen Tischlein, das auf einem Fusse ruhet. Unten ein ganz nackter Jüngling, auf einem Felsen sitzend, hält in der linken Hand einen Jagdspieß. Gegen über steht ein Gefäß mit Henkeln auf einem viereckigten Pilaster, neben welchem ein Baum zu sehen ist. Es ist zweifelhaft, was diese Figuren seyn sollen. Jene könnte eine Iris, oder Aurora, dieser ein Cephalus, oder Endymion seyn.

28—31. Der in sich verliebte Narcissus, viermal, immer anders vorgestellt. Sein Bild ist in etlichen Stücken sehr schön. Der Künstler hat

hat beym ersten und letzten einen Amor, mit der unterwärts gehaltenen und auslöschenden Fackel, angebracht, auch beym ersten, dritten und vierten ein Wasser, worinnen sich sein Bildniß zeigt.

33—34. Einerley Sujet: nämlich eine auf der linken Seite liegende Bacchante, theils mit dem Epheukranze auf dem Haupt, theils samt dem, neben sich liegenden Cymbalum mit Schellen besetzt, von der man bloß den Rücken sieht. Ein schalkhafter Satyr mit hohen Hörnern, hebt das ihre Hüften deckende Gewand auf, und betrachtet sie gleichsam bewundernd.

35. Ein etwas vorwärtsgebückter Jüngling (er wird für einen Faun ausgegeben, worzu wir gar keinen Grund sehen) ganz nackend, mit kurz verschnittenen Haaren, und einem über die Schultern flatternden Felle, beschauet eine Bacchante, die mit der rechten Seite auf einem Gewande liegt, und mit diesem nur die Schenkel bedecket, übrigens ganz nackend ist. Das Stück ist ein Theil des Gemäldes, welches N. 80. ganz vorkommt.

36. Einer andere nackten, in der Luft gleichsam schwebenden Bacchante, mit schön aufgebundenen Haaren und bekränzt, deren Gewand hinter dem Rücken herabflattert, und bloß die Hüften und Schenkel verhüllet, küsset ein ebenfalls nackter Faun, dessen bloßer Oberleib zu sehen ist, und hinter welchem ein Fell flattert, die linke Hand. Mit der aufgehobenen Rechten hält sie einen Ring empor, und er mit der Linken ein

Ge-

Gefäß voll Weintrauben und Laubzweige auf der linken Achsel.

37. Eine Frauensperson mit einem Myrtenkranze auf dem Haupte, um deren Hüften und Schenkel allein ein Gewand geworfen ist, und die gleichsam in der Luft schwebet, spielt mit beyden Händen auf einer Leyer. Hinter ihr hüpft im Schweben ein nackter Faun, mit Weinlaub bekränzt, und einem, unter dem Halse gebundenen Ziegenfelle, das auf dem Rücken herabflattert: in der aufgehobenen Rechte trägt er eine Weintraube mit einigen Blättern; und ein geflochtnes Gefäß voll andrer Blätter und Trauben hält er mit der Linken auf dem linken Schenkel.

38. Eine andre in der Luft schwebende Weibsperson, mit ganz kunstlos gebundenen Haaren, bloßen Armen und Vorderleib, übrigens mit einem Gewande auf dem Rücken und den Schenkeln verhüllt, hält ein besonderes Instrument mit acht Saiten bezogen, am linken Arm und spielet darauf. Jenes soll eine Sambuca, und die Figur folglich eine Sambucistria seyn.

39. Ein fast ganz rücklings gestelltes Frauenzimmer, mit seltsam aufgebundenen Haaren, das wie schwebend fortschreitet, und ein, über den linken Arm geworfnes Gewand hat, welches sie mit der Rechten vor sich hält, und hinter den Rücken flattern läßt, um die Schenkel zu verhüllen, trägt auf der Linken eine Art von Teller, oder flachen Schaale. Man sieht wenig vom

Ge-

Gesicht; und der Zeichner würde wegen des Körpers manches ausstellen. Sie ist vermuthlich eine Bacchusdienerinn, oder andre Person von ähnlicher Bestimmung.

40. Ein vorwärts gestelltes Frauenzimmer, mit Haaren nach der gewöhnlichen Art aufgebunden, in einem Gewande, das auf beyden Armen liegt, und die Hüften und Schenkel zugleich verhüllet, in gewöhnlichen Schuhen, an deren obern Riemen wie ein Thierkopf zu sehen ist. Sie trägt einen geflochtenen Korb mit Bluhmen und Früchten, in beyden Händen vor sich. Vermuthlich ist sie eine Bacchante, die dem Bacchus ein Opfer bringt.

41. Ein, dem vorigen fast ähnliches, aber mit fliegenden Haaren, und einem Gewande auf dem linken Arm, das sich um die Hüften und Schenkel anschmiegt, doch ohne Schuhe. Sie trägt eine seltne Art von Kästchen im linken Arme, und kann auch eine Bacchante seyn.

42. Eine unleugbare Bacchante, in schwarzen Grund gemalt, mit freyfliegenden Haaren, und einem Epheukranze auf denselben, einem Felle, das über die rechte Schulter unter der linken Brust und Arm hingezogen ist, einem, hinter ihr gleichsam flatternden Gewande, wovon ein Stück über den linken Arm liegt, und welches ihre Hüften und Schenkel vorne verhüllt, mit Riemen um die Füße und Beine. In der Rechten trägt sie einen Thyrsus, und in der Linken ein Cymbalum, mit

Schellen. Man möchte gern eine [illegible] Ariadne daraus machen.

43. Zwey Stücke: eine Bacchante, oder vielmehr Ceresdienerinn, deren Haare mit Blättern und Beeren durchflochten sind. Das, hinter ihrem Rücken flatternde Gewand läßt den Vorderleib, die Arme und Füße bloß, liegt mit einem Ende auf dem linken Arme, und ziehet sich über die Hüften und Schenkel. Mit der Rechten zieht sie es herauf, und trägt Früchte und Bluhmen darinnen, so wie sie in der Linken einen Zweig mit Beeren hält: die andre ist mehr eine Bacchante, ganz bekleidet und mit Schuhen an Füßen. Mit der Rechten hält sie einen, auf dem Haupte stehenden Korb, und in der Linken trägt sie einen schiefgehaltenen Thyrsus.

44. Drey Bruchstücke, worauf ganz bekleidete Frauenspersonen stehen. Sie zeichnen sich eben nicht aus, und man kann ihre Bestimmung höchstens nur errathen.

45. Ein, auf einem gehauenen Felsen sitzender Silen, um dessen Hüfte bloß ein schmales Gewand geworfen ist. Den rechten Ellbogen lehnt er auf ein Stück von einer runden Säule, und hält in der Rechten einen seltsam gearbeiteten Thyrsus; in der Linken ein Trinkgefäß mit zwey Henkeln, dessen fast spitziger Fuß auf seinem linken Oberschenkel ruht. Eine, vor ihm stehende und bekleidete Weibsperson gießt aus einem Schlauche Wein in denselben. Das Stück hat etwas gelitten.

46. Ein

46. Ein ganz nackter auf der Erde ausgestreckter Mann, mit kurz verschnittenen Haaren, der sich mit der rechten Hand auf den Boden steuert, hält mit der Linken eine Art von Trinkhorn hoch empor, und läßt den heraus laufenden Wein in den Mund strömen. Die Akademisten sagen in der Erklärung, er halte es in der Rechten: aber in der Zeichnung ist es die Linke. Nach dieser könnte man die Figur, für eine ländliche Gottheit halten.

47. Drey kleinere Stücke: alle stellen den Apollo vor. Bey dem Zweyten ist die Cortina auf der Erde liegend, mit dem, drauf sitzenden Raben zu bemerken.

48. Drey dergleichen Weibspersonen, bekleidet und sitzend: Ohne große Kunst und Interesse. Bey der ersten und dritten sind, außer den gewöhnlichen Armbändern, auch die Spangen am Oberarme mit Edelsteinen, zu bemerken.

49. Sieben kleine Stücke, die alle, wie auf röthlichen Säulen stehen. Das erste und dritte stellen nackende Jünglinge vor, die mit Helmen auf dem Haupte, und einer Chlamys, über die Schultern gebunden, einen Schild in der Linken, und einen Stab in der Rechten halten. Die übrigen sind bekleidete Frauenspersonen, und zwar die vier ersten in einer tanzenden Stellung, und tragen Schaalen auf einer Hand; die Letzte mit einem Helm auf dem Haupte, einem Schild in der Linken, und einem Stabe in der Rechten.

50. Zwey Stücke. Das obere eine Art von Landschaft, mit Felsen, Bäumen und Pflanzen, worauf die drey Erfinder der Medicin, Apollo, der Centaur Chiron, und Aesculap stehen. Auf dem untern stehen fünf bekleidete Weibspersonen: die eine sitzt, hält in der Rechten eine Schale, und einen Thyrsus in der Linken. Dieser wird ein Kranz von der andern, vor ihr stehenden aufgesetzt, welche in der Linken auch ein Becken hält: hinter ihr zwo andre, auch bekränzt, die nächste hält einen Thyrsus, die folgende eine Schale in der Linken. Ganz am Ende ist ein kleines Mädchen.

51. Eine Art von Gebäude, worinnen ein ganz bekleidetes junges Frauenzimmer, mit einer Binde um die Haare, auf einem Stuhle sitzt. Sie ist vorwärts gebückt, legt das rechte Knie über das linke, verbirgt die rechte Hand, und legt den Zeigefinger an die Lippen, in einer nachdenkenden Stellung. Es ist vorzüglich fein gemalt, und mehr Portrait, als Ideal.

52. Ein Zimmer, worinnen zwo Frauenspersonen, bekleidet, eine mit aufgebundenen Haaren, und sitzend; die andre mit einer Haube, und stehend, beysammen sind. Es scheint, als wenn sie zugleich nach etwas sähen. Die erste hat ein Gefäß in der linken Hand; die andre stützt den rechten Ellbogen auf einen Pfeiler.

53. Ein Familienstück. Der Vater, wie es scheint, sitzt auf einem künstlich gearbeiteten Stuhle, dessen Oberleib und rechter Arm bloß,

der

der übrige Theil aber mit einem Gewande bedeckt ist. Auch Schuhe hat er an den Füßen. In der Rechten hält er einen langen Stab, und in der Linken eine Rollschrift. Gegen ihm über stehet eine bekleidete Weibsperson, mit seltsam gebundnen Haaren, und Schuhen. Den bloßen rechten Arm legt sie auf den Rücken; mit dem Ellbogen der bekleideten Linken, stützt sie sich auf einen viereckichten Pfeiler, und schlägt das linke Bein über das rechte. Auf der andern Seite, fast zwischen beyden, stehet ein Jüngling, mit einem Gewande über die linke Schulter geworfen, und hält auch eine Rollschrift mit beyden Händen an den Mund. Vor ihm stehet eine geöffnete runde Büchercapsel, deren mit Riemen befestigter Deckel an jene gelehnt ist. Man zählet noch zehn Rollschriften darinnen; sieht auch die daran befestigten Zettelchen, worauf vermuthlich die Titel standen.

54. Ein Frauenzimmer auf einer Mauer von großen Quadersteinen sitzend. Es ist fast rücklings vorgestellt, mit größtentheils frey fliegenden Haaren, und einem Lorbeerkranze. An dem innern Gewande, das sie trägt, sieht man auf dem rechten Oberarm drey Schnallen oder Knöpfe, die es da zusammen halten. Die Leyer, worauf es aufmerksam spielt, hat fünf Saiten. Das Stück gefällt wegen seiner Simplicität.

55. Ein ähnlich gestellter und auf einer ähnlichen Mauer sitzender Jüngling, dessen rechte Schulter und Arm bloß ist, liest in einer halb-

aufgeschlagenen Rollschrift. Auch dieß Stück ist simpel und doch gefällig.

56. Zwo männliche Figuren, gleichsam schwebend: ein nackter Jüngling mit einem Lorbeerkranz und einem, auf dem Rücken hangenden Felle, trägt in der Rechten einen geflochtenen Korb mit Früchten, und ein Lamm auf den Schultern, das er mit der Linken bey den Füssen hält; und ein Mann, ganz bekleidet, neben ihm, mit einer aufgewickelten Rollschrift, woraus er etwas vorzulesen scheint. Vielleicht eine Art von Liturgie.

57. Zwey Bruchstücke. Eine Dame, mit einer rothen Mütze und bekleidet, die eine geöffnete Rollschrift vor sich hat, und nachzudenken scheint. Die andre, ebenfalls ganz bekleidet, wird für eine etruscische Arbeit ausgegeben, und hat viel von einer Arabeske.

58. Drey Bruchstücke, und ein kleines Gemälde. Dieß stellt einen bekleideten Jüngling, nur mit bloßen Armen und einem Lorbeerkranze, auf einem Stuhle sitzend vor. Er liest aufmerksam in einer in der Mitte geöffneten Rollschrift. Auf dem ersten vor jenen stehet ein schmaler Streif mit Weintrauben und Blättern, auf dem andern ein hüpfender Satyr, mit einer langen Bluhmenschnur, und seiner Hirtenpfeife aus acht Röhren; und auf dem dritten ein springender Bock.

59. Zwey Bruchstücke. Ein schmaler Streif, mit einer feinen Einfassung, worauf zween geflügelte

flügelte Genien jagen, ein schon getroffener Hirsch u. s. f. Alles in schwarzen Grund gemalt. Ein Stück von einem grotesken Gebäude, auf welchem ein stehender Sphinx und ein Tiger zu sehen. Am ersten sind verschiedene Dinge zu bemerken.

60. Ein geflügelter Genius mit einem Gewande über die linke Schulter, vorne und hinten herabhängend, fast knieend, hält in der Linken eine Muschelschale, in welche er aus dem Gefäße, das er mit der Rechten auf dem Kopf hält, etwas eingießen will, indessen daß ein Hirsch sich nähert, um zu saufen. Ein artiges kleines Stück.

61. Zwey längliche Stücke. Auf beyden sind Tritonen, und Seethiere, oder Ungeheuer.

62. Eine Art von Küchenstück. Ganz oben wie über dem Eingang liegt eine Hase, oder etwas ähnliches, dem das Fell schon abgestreift ist. Tiefer, wie auf einer Bank steht ein Bund Spargel, ein Brodt mit zwölf Einschnitten, eine Zwiebel, auf der Erde ein umgefallener geflochtener Henkelkorb mit zwey Fischen, einer andern Zwiebel und zwey Muscheln.

63. Zwey Stücke, worauf zween Fechter, nackend, mit Streitriemen an den Händen, und mit Eichenkränzen auf den Köpfen stehen. Der erste hält in der Rechten einen Siegeskranz, und in der Linken einen Palmzweig mit einem Bande.

64. Vier Stücke. Ein Mann, der gleichsam auf einem Architekturstücke, nackend, mit

einem Felle vorne unter dem Halse zusammen gebunden, auf dem linken Knie liegt, das rechte Bein vor sich streckt, hält in der Rechten einen Thyrsus mit einem Bande, und mit der Linken einen runden Korb auf dem Haupte. Ferner eine ganz bekleidete Frau, mit einer Hülle auf beyden Seiten des Kopfs herabhangend, und mit rothen Socken an den Füßen, steht, und legt die Hände über einander. Jener ist unstreitig ein Bacchant, und diese eine Priesterinn. Jedes der beyden übrigen Stücke zeigt einen schwebenden Schwan, der im Schnabel und mit den Füßen eine lange Schnur hält.

65. Ein etwas beschädigtes architektonisches Stück, wo man, wie auf einer hohen Mauer, einen geflügelten Sphinx, sitzend, mit einem Modius auf dem Kopfe; gegen über eine Kapelle, neben welcher auf einer hohen runden Säule eine ganz bekleidete Göttinn, die den rechten bloßen Arm auf den Kopf legt, und den linken in die Seite stützt, mit ganz unkünstlich gebundenen Haaren; neben der Säule, einen viereckichten niedrigen Altar, weiter hinten zur Seite ein beschädigtes Frauenzimmer, sitzend, das die rechte Hand in den Schoos legt, den linken Arm auf ein Cymbalum mit Schellen stützt, und in der Hand einen langen Stab hält; gegen dieser über, einen Greis, mit Ziegenohren, und einem Epheukranz bekränzt, und um die Lenden und Schenkel mit einem Gewande verhüllet, der einen schön gearbeiteten Korb voll Blumen oder Früchte, mit

der

Rechten auf dem Kopf trägt, und in der Linken ein Cymbalum mit Schellen hält, heraufsteigen sieht. Wahrscheinlich hat das Stück eine Beziehung auf ägyptische Opfergebräuche: es ist zu Pompeji gefunden worden, wo bekanntermaßen eine Isiskapelle ausgegraben worden ist.

66. Drey Seestücke, worauf Krokodile, und andere ägyptische Thiere und Gewächse zu sehen sind. Auf einem der Krokodile reutet ein Zwerg.

67. Zwey Stücke, worauf Barken mit Zwergen zu sehen sind: auf dem Ufer neben dem untern Stücke, werden zwey Fische und Gewächse, wie Pilze, bemerkt.

68. Zwey Bruchstücke, ebenfalls mit Zwergen in verschiedenen Stellungen und Handlungen. Auf dem untern ist, im höchsten Winkel, der Eingang zu einer Kapelle: zu dessen Seite ein Sphinx auf einem viereckigten Fußgestelle, zur Linken aber ein Altar steht, worauf zween Zwerge opfern.

69. Ein Architekturstück von einer seltsamen Anordnung: oben auf den Spitzen des Eingangs stehen Greiffe: unten, Gefäße mit Gewächsen; einander entgegen zwo menschliche Figuren, ungewöhnlich bekleidet mit Waffen und Schildern; man hält sie für Amazonen.

70. Zwey Architekturstücke, die statt der Säulen auf Karyatiden oder Telamonen ruhen, welche beyde in der Linken eine Leyer, und in der Rechten ein Plectrum halten. Mitten an sie

 ist

ist bey einer eine brennende Fackel, bey der andern ein Hirtenstab angebunden.

71. Ein Bruchstück von einer Arabeske, das aber ungemein künstlich ausgeführet ist. Es sind etliche Figuren und Köpfe darunter, die eine Meisterhand verrathen. Schade, daß es nicht ganz ist.

72. Ein Architekturstück, das einen Eingang vorstellt: mitten in diesem schwebt gleichsam ein Satyr, der in der Rechten ein Cymbalum, und in der Linken einen Korb mit Früchten trägt; oben drüber ist eine Landschaft.

73 — 76. Lauter Architekturstücke von einer seltsamen Anordnung, etliche auch mit menschlichen Figuren. Fast ähnliche Stücke kommen schon in den vorhergehenden Bänden vor.

77. 78. Wieder Architekturstücke, die einen Eingang vorstellen. Im ersten schwebt in der Mitte ein fliegender Adler, und drunter ist eine Landschaft; im andern steht oben ein Pfau mit aufgeschlagenem Schweife, gleich drunter ist auch eine Landschaft, und im dritten Abschnitte flattert ein andrer Vogel aufwärts.

79 — 84. Stellen ebenfalls Architektur vor, worinnen Arabesken, auch Figuren von Menschen, Vögeln, Thieren, u. s. w. vorkommen, die ungemein zärtlich ausgemalt sind, aber im Ganzen doch keine hohe Idee geben. In einigen stehen die oben schon angeführten Stücke, gleichsam als Miniaturgemälde.

Unter

Unter den kleinern Gemälden, die zu Anfangs- oder Schlußvignetten angebracht worden, sind auch verschiedene sehr artige und mühsam ausgeführte Stücke, deren Beschreibung zu weitläuftig, und ohne Kupfer doch unverständlich bleiben würde. Wo diese ausgegraben wurden, ist nicht angemerkt: von jenen aber sind 8, nämlich N. 6, 14, 23, 34, 43, 45, 49, 61 aus Portici, N. 44 aus Stabiä, N. 74 aus einem nicht genannten Orte, und die übrigen alle zu Pompeji gefunden worden, und liefern also einen guten Nachtrag zu des Hrn. Martini Geschichte vom Pompeji.

In der Vorrede von 8 S. werden, außer dem Versprechen, daß in der Folge Abhandlungen über den Grad der Vollkommenheit, wozu die Künste, sonderlich die Architektur, Bilderey, und Malerkunst in dem Zeitalter, da Herkulan und Pompeji verschüttet worden, bereits gelanget waren, ja ein besondrer Aufsatz über die Freskomalerey der Alten, nach Maaßgebung der an beiden Orten entdeckten Gemälde, eingeschaltet werden soll, zwo alte eherne Münzen aus dem königlichen Museum erläutert, die eigentlich nicht hieher gehören, weil sie anderswo ausgegraben worden, sondern bloß als eine Nebensache zu betrachten sind. Jene werden alle Kenner der schönen Künste mit uns begierigst erwarten: diese sind auf einer Kupfertafel abgebildet, und statt einer Vignette der Vorrede vorgesetzt worden. Die kleinere stehet unten. Man sieht auf der Hauptseite das Bildniß des Augustus, mit der Umschrift:

IMP.

IMP. CAES. AVG. TR. POT. PONT. PP. auf der Rückseite zwey einander entgegensehende Gesichter, und oben drüber C. L. CAES drunter AVG. F. und in der Mitte C. V. wovon der letzte Buchstabe nach der Verf. Muthmaßung, T fehlet; so daß diese Buchstaben Colonia Victrix Tarracona hießen, welches wahrscheinlich zu machen, eine weitschweifige Gelehrsamkeit angebracht wird. Die größere stehet drüber und ist am Rande etwas beschädiget. Auf der Hauptseite zeiget sich des K. Augustus Kopf, und unter ihm nahe beym Halse ein Augurstab, mit der Aufschrift CAESAR AVGVSTVS: auf der Rückseite aber wiederum zwey einander entgegensehende Gesichter, und drüber, L. CAE. F.; hingegen drunter C. CAE. F. Bey dieser Münze werden über das ungewöhnliche CAESaris Filius verschiedene ganz gute Anmerkungen gemacht, wobey wir uns nicht aufhalten können. Statt der Schlußleiste der Vorrede ist ein Ring in einer vierfachen Ansicht gestochen, welcher auch in die königliche Sammlung gebracht worden ist. Er ist von Gold, und hat, anstatt des gefaßten Steins, eine goldene Münze des K. Trebonianus Gallus. Dessen Bildniß ist mit einer Strahlenkrone vorgestellt, und hat die Ueberschrift: IMP. CAE. C. VIB. TREB. GALLVS. AVG. Auf der Kehrseite erscheint eine weibliche Figur auf einem Lehnstuhle sitzend, die in der Rechten eine Schale, in der Linken ein Cornucopiä hält. Sie hat die Umschrift

CON-

CONCORDIA. AVGG. und hinter dem Stuhl ist ein Stern. Dieser vielleicht einzige Ring in seiner Art, ist vom besten Golde, und die Münze darinnen untern raren gehalten, folglich auch deswegen schätzbar: er ward bey einer Nachsuchung auf der Insel di Ponza, zugleich mit einer goldenen Münze vom K. Arkadius, und einer ehernen Lampe, im Jahr 1778. gefunden.

V.

Beobachtungen über das Gebürge bey Königshayn in der Oberlausitz. Dresden, 1781. In der Waltherischen Buchhandlung, 171 Seiten.

Königshayn ist ein angenehmes Ritterguth, wo der Herr von Schachmann seinen Landsitz hat, ein, sowohl seines moralischen Charakters, als seiner mannichfaltigen Kenntnisse wegen, verehrungswürdiger Mann, der eben so gut die Feder, als die Radirnadel führet. Wir haben zu seiner Zeit, sein, zur Münz- und Kunstgeschichte interessantes und im Französischen von ihm geschriebenes Buch: Recueil des Medailles à l'honneur des Artistes angezeiget; und das oberwähnte ist ein neuer

neuer Beweis von seiner gründlichen Einsicht auch in die Naturwissenschaft. In dieser Rücksicht gehört es freylich nicht in unser Fach. Indessen finden sich auf einem, dort gelegenen Berge zween Felsen, die zusammen nur eine Gruppe formiren, und unter dem Namen des Todtensteins von jeher bekannt gewesen, auf denen sich, wie überhaupt auf vielen andern dort befindlichen Felsen verschiedene Alterthümer, die ihm Gelegenheit geben, über den Zustand der Künste bey den alten Germanen mancherley artige Anmerkungen beyzufügen, von denen wir Eins und das andre anführen wollen. „Die älteste Geschichte unsers Vaterlandes," sagt er, „gleicht den Wäldern, welche damals diese Provinzen bedeckten. Finster und undurchdringlich, erhält sie nur in spätern Zeiten einiges Licht. Aber auch dieß verbreitet sich nicht weit über die dießseitigen Ufer des Rheins. Zu der Zeit, als bereits römische Colonien an diesem Fluße und der Donau blühten, hatte unsere Gegend und ihre Einwohner vermuthlich noch ein sehr wildes Ansehn." Er glaubt also, daß eine Vergleichung mit der itzigen Beschaffenheit von Nordamerika in Beziehung auf Colonisten und Eingeborne, einen richtigen Begriff von dem damaligen Zustande unsers Vaterlands geben könnte. Was Freyheit und Ruhe liebte, zog sich in entlegene Wildnisse zurück, und lebte hier ruhig, und blieb bey seinen alten Gewohnheiten bis zu Zeiten Karls des Großen. Indessen hält er es, auch wegen sich hier und

da

da im Deutschland findender Münzen, wovon Beyspiele angeführet werden, für wahrscheinlich, daß sie eine Art von Gemeinschaft mit den römischen Colonien unterhielten, und die Produkte ihres Landes, gegen Waffen und Jagdgeräthe vertauschten. — Die Künste konnten unter diesem Zustande keinen großen Fortgang gemacht haben. Dieß ist auch von Bergbaue und der damit verbündenen Scheidekunst zu vermuthen. Auch Tacitus sagt es ausdrücklich, daß sie von keinem andern Metalle als von dem Eisen, und auch von diesem nur sparsamen Gebrauch gemacht hätten, obgleich die Menge, die sich davon in Deutschland findet, es zu widerlegen scheint, und auch mehr als ein Zufall den Einwohnern die Art es zu schmelzen konnte gelehrt haben. Die Römer, so wie die Griechen, bedienten sich des Kupfers, weil sie diesem, nach der Muthmaßung des Verf., mehr Dauer zutrauten, auf die das Augenmerk der Alten bey allen ihren Werken gerichtet war. Alle Alterthümer, in Aegypten ausgegraben, so wie im Herkulanum, zu Pompeji und Stabiä, sind meistens von Bronze. Unter dreyzehn Helmen, die man in den Casernen zu Pompeji fand, war ein einziger von Eisen. Der Hr. V. zieht daraus den Schluß, daß alles, was man von kupfernen Alterthümern in Deutschland entdeckt, nicht deutscher Kunst ist, sondern den Völkern müsse beygelegt werden, bey denen die Künste blühten, und von denen sie konnten erhandelt, oder erbeutet worden seyn, daß also, was sich

von

von dieser Art auf dem Todtensteine findet, nicht einheimisch sey. Mit dem Verfalle der Künste hörte die Sorgfalt für die Nachwelt zu arbeiten, bey den Künstlern auf, und diesem schreibt es der Verf. zu, daß der Gebrauch des Eisens in den spätern Jahrhunderten allgemein geworden war.

In den Actis Moguntinis ad a. 1777. wird von einem Gelehrten vermuthet, daß die metallenen Degenklingen und keilförmigen Instrumente, die bey Neuenheiligen in Thüringen ausgegraben worden sind, den Cimbriern zugehört hätten und Hr. von S. sucht aus den vorhergehenden Gründen wahrscheinlich zu machen, daß sie ebenfalls durch den Handel aus andern Ländern dahin möchten gebracht worden seyn, wenn sich ja dergleichen bey ihnen fanden.

Woher der dort befindliche sogenannte Todtenstein den Namen hat, getraut sich der Verf. nicht zu bestimmen. Viele halten es für einen Opferplatz der alten Teutonen. Wäre es ausgemacht, daß Teuth, Tiod oder Tod in die Liste der deutschen Götter gehörte, so erklärte sich der Todtenstein von selbst; aber es ist zweifelhaft. Daß er zu einem besondern Gebrauche ausgezeichnet gewesen, zeigen die verschiedenen daselbst ausgegrabenen Alterthümer. Daß es ein Begräbnißplatz gewesen, wie andere glauben, ist wenigstens nicht aus der, dort ausgegrabenen Menge Scherben erweislich, weil sie nicht groß genug sind, daß sich Formen daraus zusammen setzen lassen, und deswegen nicht wahrscheinlich,

weil

weil sie gegen die Begräbnißgebräuche der alten Deutschen nicht tief genug in der Erde stehen. — Er wagt also noch eine andere Meynung. Noch zu Anfange dieses Jahrhunderts wurde daselbst eine Gewohnheit abgeschaft, die sich aus dem Heidenthum erhalten haben soll. Nämlich den Sonntag Lätare, der von gemeinen Leuten der Todten-Sonntag genannt wurde, (und auch noch an vielen Orten so heißt, und auf eine fast ähnliche, feyerliche Art begangen, und der Sommer genannt wird,) zogen Alt und Jung, mit Fackeln aus Stroh geflochten, aus dem Dorfe nach dem Todtenstein, zündeten hier die Fackeln an und giengen unter dem beständigen Gesange nach Hause: Den Tod haben wir ausgetrieben, den Sommer bringen wir wieder: vermuthlich eine Anspielung auf den glücklich zurückgelegten Winter, den sie als den Tod ansahen, und die Rückkehr des Sommers. „Die Vorstellung vom Tode, sagt Hr. v. S., führte sie ganz natürlich auf das Andenken ihrer Vorfahren, denen sie bey der Gelegenheit Speise und Trank in Schaalen und Krügen opferten, die als heilig betrachtet, ungestört auf dem Felsen stehen blieben. Vielleicht feyerten sie dieß Fest, nach Einführung der christlichen Religion, mit Abschaffung anderer, sonst dabey üblichen heidnischen Gebräuche, unter dem Vorwande einer unschuldigen Ehrenbezeugung gegen die Verstorbenen oder auch zum Andenken der Abschaffung, und verlegten es, um ihr ein christliches Ansehn zu geben, auf den Todtensonntag.“

Wenn der Hr. Verf. einmal aus jenem [illegible]lich abgestellten Gebrauche es ableitet, so könnte es immer auch der Ueberrest von solch einem heidnischen Feste seyn, das die Alten einer ländlichen Gottheit gewidmet, und nach Einführung des Christenthums mit einigen abergläubischen Veränderungen blieb. Herr Pennant erzählt von den Hochländern in Schottland; On the first of May, the Herdsmen of every Village hold their *Beltein*, a rural Sacrifice: They cut a square Trench in the Ground, leaving the Turf in the Middle; on that they make a Fire of Wood, on which they dress a large Caudle of Eggs, Butter, Oat-meal and Milk, and bring besides the Ingredients of Caudle, Plenty of Beer and Whiskey; for each of the Company must contribute something. The Rites begin with spilling some of the Caudle on the Ground by Way of Libation: On that evere one takes a Cake of Oat-meal, upon which are rise nine square Knobs, each dedicated to some particular Being, the supposed Preserver of their Flocks and Herds, or to some particular Animal, the real Destroyer of them. Each Person then turns his Face to the Fire, breaks off a Knob, and flinging over his Shoulders, says, this I give to thee, preserve thou my Horses: this to thee, preserve thou my Sheep: and so on: After

After that, they use the same Ceremony to the noxious Animals. This I give to thee, o Fox! spare thou my Lambs; this to thee, o hooded Crow! this to thee o Eagle! When the Ceremony is over, they dine on the Caudle, and after the Feast is finished, what is left is hid by two Persons deputed for that Purpose: but on the next Sunday they re-assemble, and finish the Reliques of the first Entertainment. In des Brand's Observations on Popular Antiquities, wo diese Stelle auch angeführet wird, erzählt er aus einem andern Schriftsteller, wobey des Olai Magni Gent. Septent. Hist. Brev. angezogen wird, daß es ebenfalls eine der ältesten Gewohnheiten von undenklichen Zeiten her sey, und noch hin und wieder unter dem gemeinen Volke herrsche, daß den ersten May die jungen Leute ausgezogen, wovon einige den Winter, die übrigen den Frühling vorgestellet und einander eine Schlacht zum Scherze geliefert, wobey der Winter, wie leicht zu erachten, allezeit den Kürzern gezogen, und der Frühling mit grünen Zweigen unter demselben Gesange zurück geführet ward, wie in Königshayn und in Deutschland üblich war:

We have brought the Summer home. —

Von dem Alter der, hier gefundenen Gefäße kann der Hr. Verf. nichts Gewisses bestimmen. Alle sind ohne Glasur — einige haben einen dunkeln, glänzenden Anstrich, doch nur inwendig, der

aus Wasserbley, oder dem sogenannten Plombago gezogen ist. Aus der Sparsamkeit, mit der es aufgetragen worden, ließe sich muthmaßen, daß es damals selten war, und von hiesigen Einwohnern ebenfalls durch den Handel aus auswärtigen Ländern hierher gebracht worden. Die Formen sind nicht unangenehm.

Das Wichtigste was man hier gefunden, ist ein kupferner Nagel, dessen zollbreiter Kopf, wie eine Rosette geformt ist, und eine kleine Figur von Erz. Der Guß, sagt der Hr. V., ist bey beiden rein und meisterhaft, und beide sind nach dem Gusse gearbeitet. Der Helm an der kleinen Figur, und die aufgeschnittene Achselbekleidung, so wie der Schurz unter dem Küras haben viel Aehnlichkeit mit der römischen Rüstung, hingegen ist der Halskragen, der Küras, wie er hier vorgestellt ist, und die Wulst über den Knien, an keiner römischen Figur befindlich. Die ungestalten Hände und Arme gleichen denen, an den ältesten etruscischen Figuren. — Es wird noch ein paar anderer solcher kleinen Figuren, die hier, oder doch in derselben Gegend, gefunden worden, die aber zu verschiedenen Zeiten oder in verschiedenen Ländern verarbeitet seyn müssen, Erwähnung gethan. Sie werden hier in Kupfer sauber vorgestellt, und besonders beschrieben, so wie auch einige Gefäße, die zu Schlußleisten dienen.

Aus dem, was der Herr V. oben gesagt, beweiset er, daß sie nicht deutschen Ursprungs sind, aber auch nicht römisch, besonders die eine, die

sehr

sehr ungestalt ist, und mit einer andern, in des Gr. v. Caylus Recueil d'Antiquités, vollkommen übereinkömmt: doch muß sie von einem Volke seyn, das Erfahrung im Componiren und Gießen der Metalle erlangt hatte.

Vielleicht hätte hier einige Rücksicht auf den Unterschied von Slaven und Deutschen können genommen werden. Bey der Völkerwanderung ward das ganze östliche Deutschland von Slaven bevölkert, auf welche sich nichts von dem anwenden läßt, was Tacitus von den Deutschen sagt. Diese Slaven bildeten sich in Böhmen, der Lausitz u. s. f. nach und nach aus, und scheinen sogar zu einer Art Luxus gekommen zu seyn, zumal da sie noch immer einige Gemeinschaft mit den östlichern Gegenden und dem griechischen Reiche unterhielten. Sie nahmen die christliche Religion erst im zehnten und eilften Jahrhunderte, und auch damals nur noch sehr sparsam an; vorher hatten sie schon Münzen, sie kannten den Werth edler Metalle, hatten goldene und silberne Götzenbilder u. s. w. Es scheint sogar, daß sie es in manchen Stücken der Cultur ihren Nachbarn, den Deutschen, zuvorgethan, weil sie mehr eingeschränkt waren, und daher an Volksmenge schneller zunehmen konnten. Wenigstens können, wie uns däucht, die hier beschriebenen Kunstwerke mehr aus der Slavischen Kunstgeschichte, als aus der Deutschen ihrer erkläret werden, und da die Slaven in Deutschland am spätesten zum Christenthum traten, so hatten sie auch, während ihres Heidenthums,

thums Zeit genug, Künste und Bequemlichkeiten kennen zu lernen und zu üben. Wie wäre es, wenn die beschriebenen Erzbilder erst aus dem zehnten und eilften Jahrhundert wären, da selbst Deutschlande schon bildende Künste hatte und kannte? die Figuren auf Tab. II. scheinen wenigstens den Figuren auf alten Grabsteinen aus diesem Zeitraume ziemlich ähnlich.

In Absicht der Gefäße zeigt Herr von S. daß die Drehscheibe der Töpfer eine der ältesten Erfindungen ist, und auch unter den alten Deutschen bekannt gewesen. Aus den Formen sollte man wegen der Aehnlichkeit schließen, daß jenen die Hetruscer nachgeahmt, wenn sich nicht die entferntesten Völker oft in Ausführung ihrer Ideen begegneten. Etwas mehr als ein bloßes zufälliges Zusammentreffen scheint der, aus Wasserbley bestehende Anstrich zu verrathen, woraus der V. muthmaßet, daß sie ihn von den Galliern lernten: aber auch dabey stehen blieben, da hingegen diese, so wie die Römer, sich bald der, bey den Aegyptern frühzeitig eingeführten Glasur bedienten. Uebrigens kann den alten Germanischen Töpfern viele Geschicklichkeit im Gebrauch des Thons und der Art ihn zu brennen nicht abgesprochen werden, welches besonders die großen Gefäße zeigen, die sehr gut eingerichtete Oefen erfodern. —

Wir wünschten, daß Mehrere dem Beyspiele des Hrn. V. folgten, und bey Entdeckung solcher Nationalalterthümer, so klein sie auch scheinen mögen,

bildeten, in Beschreibung derselbigen auf die Kunst so sorgfältig Rücksicht nähmen. Dadurch würde die Geschichte der Kultur und mancherley Künste in Deutschland mehr Licht bekommen, die bis itzt ein noch sehr unbearbeitetes Feld ist, und es doch so gut verdiente, als die etruscischen und gallischen Alterthümer. Etliche saubere Vignetten von Hrn. von S. alle gezeichnet und auch zum Theil gestochen und radirt, zieren diese prächtig gedruckte Schrift; nur das Titelkupfer, das dem Todtenstein vorstellet, ist vom Hrn. Zing in Kupfer gebracht.

VI.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Dresden. Das Geschenk, womit der Churfürst den, als Minister beym Teschner Friedenskongreß gevollmächtigten französischen Minister, Baron de Breteuil, beehrte, ist ein, in Mosaick gearbeiteter Tisch: ein 30 Zoll langes 24 Zoll breites Oval, von 128 verschiedenen im Churfürstenthume Sachsen gebrochenen Edelgesteinen und daselbst gewachsenen Perlen zusammen gefügt und in eine silberne Platte eingelassen, auf Füßen ruhend, die, wie das ganze Werk, in an-

eiken Geschmack Verzierungen von Steinen und vierfärbiger Verguldung haben. Fünf Medaillons von Meißner Porcellain, deren viere um den Größern der Mitte, zwischen den Steinreihen eingelegt sind, enthalten Gemälde, die auf den Frieden allegoriren. Sie sind auf verschiedene Art, mit Perlenschnuren, Lorbeerlaube und Bluhmenkränzen umlegt, und die rothen Bänder, die sie zusammen halten, wie aller Blätter und Bluhmen eigene Farben, in dazu gewählten Steinen dargestellt. Auf dem mittelsten Medaillon lehnt sich der Churfürst an den Altar, wo er für seines Volks Wohlfahrt geopfert hat, und erhält vom herabkommenden Frieden, den Oelzweig. Frankreich geht ihm zur Seite: die Genien des Friedens schliessen den Janustempel zu, und die Glückseligkeit kömmt, auf ihren Wink, mit gedoppeltem Segen, in zwey zusammen gebundenen Hörnern des Ueberflußes, zurück. In den vier Nebenbildern sieht man die, durch den Frieden aufs neue wirksam werdenden Künste. Im Obern, die Dichtkunst, bey einem Obelisk, auf ein, mit Epheu umwundenes Gefäß sich lehnend. In dem zur Rechten erschreckt die Mahlerkunst noch den Genius des Landes durch geschilderte Verwüstungen des Krieges. In dem zur Linken beschäftiget die Baukunst ihre Genien mit Rissen und Modellen zu Gebäuden, die sie aus den Ruinen wieder will entstehen lassen, und im Untern arbeitet die Bildhauerkunst am Standbilde des Friedens, vor welchem sich der Genius

des

des Ackerbaues fröhlich niederwirft. Im obern Medaillon schreibt die Dichtkunst, neben dem Genius der Geschichte, an den Obeliskus: Bre-teuillio legato pacificatori, Teschen, d. XIII. May. MDCCLXXIX.

Ein unter der Tafel angebrachtes Fach verwahrt das Verzeichniß der Namen aller hier verwendeten Steine und der Gegenden, wo sie gebrochen werden und zu finden sind.

Dieser zugleich, als Sächsisches Steinkabinet zu nützende Tisch, mit seinen, darinne angebrachten Gemälden, ist Erfindung des Herrn Akademiedirektor Schönaus und Ausarbeitung des Hrn. Hofjubelierers Neuber: also, ein von einheimischen Naturprodukten und Künstlern komponirtes und gefertigtes Werk.

Ebendaselbst. Herr Schenau hat eine allegorische Zeichnung auf Lessing verfertiget, die wegen ihres Gegenstandes eine ausführliche Beschreibung in dieser Bibliothek verdient. Germanien, eine schöne, majestätisch gewachsene und bekleidete Frau, ums ihr Haupt mit dem Diadem geschmückt, und um den linken Arm den Eichenkranz, das Bild ihrer ersten Zierde, hängt Lessings Portrait an den Tempel der Unsterblichkeit auf. Darüber steht Shakespears, daneben Sophokles und Moliere's Bild. Der Adler Germaniens hält das Wappen der Oberlausitz, und über solchem die sächsischen Churschwerter. Die Tragödie, eine edle Figur in Stola und Cothurn, nebst den übrigen Insignien ihrer Kunst, lehnt sich weinend auf die Urne ih-

nes Lieblings, die sie zu umkränzen bereit ist: ihr Blick ist auf sein Bildniß gerichtet; und auf der Urne ist ein Basrelief der Genius des Todes mit umgekehrter Fackel gebildet, zur Anspielung auf das, was Lessing davon geschrieben hat. Am Piedestal, im vortheilhaftesten Lichte, sitzt die Muse des Lustspiels, mit der Larve, und in ihrem Anzuge alle das Reizende, das sie sonst zu charakterisiren pflegt; doch jetzt will sie ihr Angesicht verhüllen, und die Feder entsinkt ihrer Hand. Im Vordergrunde sitzt der Genius der Antike, gestützt auf einer liegenden Ephesischen Diane, dem Bilde der schaffenden Natur; Klotzens Buch über die Münzen hat er verächtlich hinter sich geworfen: vor ihm steht ein kleiner Laokoon, und er vergleicht Lessings Schrift über diese Statue mit dieser Kopie kleinen des Originals. Ihm zur Seite enthüllt die Fabel ihren Schleyer: auf demselben sind einige von Lessings Fabeln gewebt, als die vom Stier und Kalbe, (auf Lessing selbst so passend,) vom Strauße, von Kameel und Pferde, von Schaaf und Jupiter, vom Löwen u. s. w. Die Biene auf diesem Schleyer ist wahrscheinlich auch eine Anspielung auf den Charakter des Dichters. Der Verfolgungsgeist kommt die Stufen des Tempels herangekrochen: in einer Hand eine Rolle, die berichtigten Wolfenbüttelischen Fragmente, in der andern eine zwiefache Fackel, mit welcher er Lessings Bilde drohet: auf den Rücken ein Rauchfaß. Germaniens rechte Hand stößt ihn zurück. Ueber dem Eingange des Tempels ums

umarmt der Genius der Alten den Genius der Neuern. Jener, ein schön ausgewachsener Jüngling, mit großen Flügeln, um das Haupt den Lorbeer; über ihm die Flamme der Unsterblichkeit; auf der Brust das Bild der Wahrheit: sein forschender Blick prüft noch mitten in der Umarmung seinen jüngern Bruder, ob er auch seiner werth sey. Die getroffne Miene des zweyten beweist dieß: noch zwar ist sein Haar nur mit Blumen bekränzt, seine Fittige sind kleiner, und er selbst noch nicht ausgewachsen; aber auch über ihm schwebt die unsterbliche Flamme: in seiner Linken trägt er noch die Opferschale und die Palme, die ihm zu Theil geworden ist. Der Tempel ist von dorischer Ordnung, zum Theil mit Wolken umgeben. — Jeder von unsern Lesern wünscht gewiß, daß diese so schön gedachte Zeichnung, welche eben so gut ausgeführt seyn soll, bald möge in Kupfer gestochen werden. Ehre und Vortheile würde ein guter Kupferstecher unfehlbar davon haben.

Leipzig. Das Vergnügen Herrn Wielands, dieses vortreflichen Dichters, Bildniß von unsers Bause Griffel zu sehen, ist uns nun endlich gewähret: und wir brauchen davon weiter nichts zu dessen Lobe hinzuzusetzen, da das letzte, was aus seiner Hand kömmt, immer das Beste scheint.

Auch hat er zween Mannsköpfe nach Dietrich mit allen dem Geiste in Kupfer geätzt, mit welchem ehemals Schmidt ähnliche Köpfe von Rembrandt in Kupfer brachte.

Der

Der Bildhauer Schäfer, Pensionist des Churfürsten, ist zu Rom, wo er sich, unter Cavaceppi bildete, nachdem er schon mit Ergänzung vieler Statüen, die der siebenjährige Krieg im grossen Garten bey Dresden zertrümmert, nachließ, Ehre einlegte, vor kurzem mit Tode abgegangen.

Herr Chryselius, dem, neben der Kunst welcher er sich widmete, die Versuche seiner Radiernadel empfahlen, ein Bruder des geschickten Baumeisters zu Merseburg, ist, bey der Churfürstl. Akademie der Künste zu Leipzig, als dritter Lehrer der Architektur, angestellt worden.

Der Kupferstecher Schulze, Pensionist des Churfürsten, zu Paris, wo er Willes Unterricht genoß, und sich dessen würdig zeigte, ist, mit 100 Thalern Vermehrung seines Gehaltes, in sein Vaterland zur Akademie nach Dresden zurück berufen worden.

Ein Sohn des berühmten Bildhauer Nahl und Herr Böttner sind beide aus Italien, wo sie viele Jahre, vor andern auch unter Mengs, zu Rom, studirten, als gebildete Maler wieder in Deutschland eingetroffen, und auf gnügliche Benutzung der Kunstschätze zu Wien und Dresden, nach Cassel zu ihrem Beförderer und Landesherrn zurück gekehrt.

Die berühmte Sängerin Faustine ward vor kurzem zu Venedig im 96sten Jahre ihres Alters, durch den Tod, von der Seite ihres Mannes, des

großen

großen Hasse, Churfürstl. Sächs. Ober-Capellmeisters, genommen, mit dem sie sich verheurathet; als Beide im Dienste August II. stunden. Er lebt und arbeitet noch als ruhmvoller 83jähriger Greis, mit unzuerschöpfenden Geisteskräften. Sein kunstschützender und selbst, sich in der Musik übender Herr erhielt noch vorm Jahre eine neukomponirte Missa von ihm; welcher er nun eine neuere folgen ließ, nachdem er, durch ein fürstliches Geschenk, von gnädigster Aufnahme der Vorigen versichert worden war.

Augsburg. In dem Kunstverlag bey Johann Jacob Haid und Sohn ist das vor einigen Jahren angekündigte Medaillenwerk Hedlingers unter dem Titel zu haben: Des Ritters Joh. Carl Hedlingers Medaillenwerk. Gezeichnet von Joh. Caspar Füeßli und in schwarzer Kunst bearbeitet von Joh. Elias Haid. Fol. Augsburg, 1781. der Preis davon ist fl. 60. Wer dieses Werk gesehen, der muß Hrn. Haid das Lob und Zeugniß geben, daß er dabey alles geleistet, was in schwarzer Kunst nur immer möglich ist; so daß es in seiner Art gewiß das Einzige bleibt. So wie der Künstler zur Verschönerung des Werks in Druck und Papier keine Kosten gespart; so hat er auch in seiner Arbeit, was die Richtigkeit und Feinheit betrift, so viel Fleiß aufgewandt, daß selbst England ihm den Vorzug eingestehen muß. Hr. Füeßli, der die Zeichnungen der Medaillen verfertigte, erkannte auch den Werth des Künstlers

und

und seine Geschicklichkeit, und überließ sie ihm daher mit vollem Vertrauen, wie er selbst in der Vorrede sagt. Hr. Haid sah 1774 Hrn. Füßli's Zeichnungen und machte sogleich einen Versuch, der auch seinem Wunsche und Erwartung entsprach; er faßte also den Entschluß, das ganze Werk ohne Rücksicht auf Gewinn, der sich auch bey der geringen Anzahl von Abdrücken gar nicht vermuthen läßt, mit möglichstem Fleiß auszuführen. Es war ihm dabey hauptsächlich um die Vollkommenheit der Darstellung zu thun, welche er auch durch seine Kunst am besten zu bewirken glaubte, weil diese die sanftern Schattirungen, das Zarte und Fleischigte, kurz den Geist, der gleichsam über den Bildern schwebt, und den Totaleindruck derselben weit glücklicher ausdrückt, als Kupferstiche. Das allegorische Titelblatt ist nach dem Gemälde Hrn. Joseph Hubers, dermalen eines der besten Maler in Augsburg, in schwarzer Kunst gemacht. Darauf folgt die Vorrede des Hrn. Füeßli und nach dieser das sehr schöne Bildniß Hedlingers. Die Nachricht von seinem Leben ist von einem Liebhaber der Kunst verfasset, dessen Meisterhand in diesem Fache schon lange bekannt ist. Das Werk selbst enthält 78 große Medaillen, 32 kleine und 22 Jettons. Es hat einige Stücke, die in Hrn. von Mechels Werke nicht enthalten sind, hingegen sind diejenigen weggelassen, welche nicht von Hedlingern selbst, sondern von dessen Schüler Fehrmann, gemacht sind, und zu der Reihe der schwedischen

Köni-

Münze gehören. Ein Register der Sachen und Stammschriften macht den Beschluß.

Ebend. Der berühmte Christian Rugendas starb den 10 Jul. 1781.

München. Von hieraus erhalten wir eine sehr wohlgeschriebenen Ankündigung eines vollständigen und ununterbrochenen Jahrbuchs der Menschengeschichte in Bayern, das an die Stelle der bisherigen bayerischen Beyträge tritt. Der erste Theil dieses Jahrbuchs, heißt es darinne, das in Absicht auf den Künstler und Schriftsteller, auf den Staatsmann, und den Bewohner des Landes eine ewige Urkunde zwischen uns, und der Nachwelt seyn soll, erscheint bey Hrn. Professor und akademischen Buchhändler Strobl, für das 1781ste Jahr, längstens zu Ende des Jenners künftigen Jahres, (dieser Termin aber ist ein wenig durch die Arbeiten des Herausgebers verzögert worden,) in einem schönem grosoctav Format, dessen typographisches Ansehn keinem ähnlichen Werke dieser Art in Deutschland nachstehen wird. Künftig aber und forthin in zwey Theilen, deren der erste jederzeit zu Ende des Julius, der andere zu Ende des Jänners herauskommen wird. — Im ersten Jahrbuche werden folgende Artikel erscheinen. 1) Unsere Aufklärung und Zukunft. 2) Giebt es denn viele Enthusiasten? 3) Allgemeiner Grundriß der Statistick und Einleitung zu derselben in Bayern. 4) Warum sind in Bayern so viele Gewerbe zerfallen? 5) Alle

Schrif-

Schriften, 6) Kunstwerke, 7) Schaubühnen im ganzem bayerischen Kreise. 8) Veränderungen und Verbesserungen dieses Jahres. 9) Preisaufgaben und Ankündigungen im ganzen Deutschlande. 10) Anzeigen aller Journale, berühmter Werke und Auflagen in Deutschland. 11) Todesfälle denkwürdiger Bayern mit kurzen Lebensgeschichten. 12) Verschiedene Gedanken und Vorschläge. 13) Lehrreiche und unterhaltende Anekdoten. 14) Zusätze und Berichtigungen. 15) Inhalt des künftigen Stücks und Register. — Da der Herr Prof. Westenried ein Mann, der sich schon auf vortheilhafte Art, besonders auch durch den, mit verdientem Beyfall, aufgenommenen Roman: der gute Jüngling Engelhof, bekannt gemacht, so zweifeln wir nicht an der guten Ausführung dieses Unternehmens. Besonders freuet uns, daß dabey Rücksicht auf den Fortgang der Künste in Bayern soll genommen werden, da dieß Land immer brave Männer in jeder Art derselben genährt, die weniger bekannt geworden, als sie verdient hätten.

England.

Neue Schriften.

The Critic; or, a Tragedy Rehearsed. A Dramatic in three Acts; as it is performed at the Theatre Royal in Drury-Lane. By *Richard Brinsley Sheridan*, Esqv.

Esq. Becket. Ein vortreffliches Theaterstück, durch das der Verf. den Ruhm, den er bereits durch seine School for Scandal erworben, vermehret hat, und von dem man behauptet, daß seit Wycherley's und Congreve's Zeit, kein Stück mehr Witz und Laune gehabt habe. Nur behauptet man, daß er, indem er sich über die neuern Tragödien lustig macht, dem Trauerspiele selbst eine tiefe Wunde versetzet habe.

A Trip to *Scarborough*. A Comedy, altered from *Vanbrugh*'s Relapse; or the Virtue in Danger. 8vo. *Wilkie*. Von dem vorhergehenden Verfasser, aber lange nicht mit dem Geist und Witz verbessert, als seine eigenen Arbeiten vermuthen ließen.

Duplicity: a Comedy. By *Thomas Holcroft*. 8vo. *Robinson*. Die Absicht dieses Schauspiels ist die Spielsucht verabscheuungswerth darzustellen. Die Fabel scheint von andern Stücken desselben erborget zu seyn, und ist nicht übel ausgeführet; und wenn man auch das Hauptgemälde nicht übel gefunden, so scheint doch das Nebenwerk zu uninteressant und schwach zu seyn.

The Count of *Narbonne*, a Tragedy. By *Robert Jephson*, Esq.; 8vo. *Cadell*. Dieß Trauerspiel, das mit ganz vorzüglichem Beyfall aufgenommen worden, und ihn, so wohl wegen der gut durchgeführten Fabel, der wohlgezeichneten Charaktere, verschiedener meisterhaften Situationen, und der harmonischen Versification,

herkömmt, ist aus des Herrn Walpole's Roman the Castle of Otranto genommen.

The fair Circassian. A Tragedy. 8vo. *Baldwin.* Obgleich die schöne Circassierinn nicht die Vorzüge des vorhergehenden Trauerspiels hat, so ist sie doch, nicht ohne große Verdienste und der erste Versuch eines jungen Dichters, Hr. Pratt.

An Enquiry into the Authenticity of the Poems ascribe'd to Ossian. By W. *Shaw*, A. M. F. S. A. Author of the Galic Dictionary and Grammar. 8vo. *Murray.* 1781. Wenn die Authenticität des Ossian je schwankend gemacht zu werden schien, so war es durch diese Schrift des Hrn. Shaw, der öffentlich den Hrn. Macpherson für den Verfasser von Ossian und Temora ausgiebt, ihn einen Betrüger nennt, und alle seine angeführten Zeugnisse, so wie auch des Hrn. Smith seine Beweise für die Authenticität derselben, die er der neuesten Sammlung von alten Celtischen Gedichten vorgesetzt, verwirft, läugnet, oder verdächtig macht. Indessen ist schon eine Widerlegung unter folgenden Titel erschienen:

An Answer to Mr. *Shaw's* Inquiry into the Authenticity of the Poems ascribed to Ossian. By *John Clark.* 8vo. 1782. Herr Clark, der Herausgeber der Caledonischen Barden (von welchen wir auch eine gute deutsche Uebersetzung haben,) ist der Verfasser dieses Schriftchens. Hr. Shaw hatte ihn in

dieser vorher angezeigten Untersuchung, nicht allein persönlich angegriffen, sondern auch mit Ossians Werken zugleich die Aechtheit der, von Hrn. Cl. herausgegebenen Sammlung höchst verdächtig gemacht; und dieser hat nun in seiner Antwort, den besten Theil von Sh. Beweisen gänzlich zu Boden geschlagen. Hr. Sh. beruft sich auf einen Professor in Glasgow, daß man ihm nicht sechs Zeilen vom Ossian im Original vorzeigen können, ungeachtet er für jedes eingelne Wort eine halbe Krone geboten; Hr. Cl. hat einen Brief von diesem Pr. drucken lassen, daß dieser nicht das Mindeste von diesem Vorgeben wisse; Hr. Sh. behauptet, daß gewisse, in Händen eines H. Mackenzie befindliche Manuscripte in gallischer Sprache, (die aber nichts weniger, als Gedichte Ossians enthielten) eben diejenigen wären, die Macpherson bey seinem Buchhändler niedergelegt habe; Hr. Cl. bringt Zeugnisse bey, wodurch Hr. Sh. Lügen gestraft wird. Auch die Unwissenheit des Hrn. Sh. in der gallischen Sprache hat Hr. Cl. sehr handgreiflich gezeigt, und überdem noch eigene Briefe von ihm an Hrn. Cl. selbst beydrucken lassen, worinne er sich selbst widerlegt.

Illustrations of Euripides, on the *Ion* and the *Bacchae*. By R. P. *Jodrell*, Esq. 2 Vols. 8vo. *Dodsley*. Der Verf. dieser Erläuterungen giebt von seiner Arbeit folgende Rechenschaft. „Die Untersuchung des griechischen Drama unter jedem Gesichtspunkte, macht den Endzweck derselbigen aus. In dem Prä-

Erklärungen versehen. Wird die Geschichte, Mythologie, die Gebräuche und die Begebenheiten, auf die sich die Fabel gründet, aus einander gesetzt, daß man mit der Lesung das Ganze übersehen kann. Die Bemerkungen, die einzelne Stellen betreffen, in wie weit sie den Originaltext oder die Uebersetzung betreffen, stehen bey denselben; und da sich der Verf. nicht in die engen Gränzen eines bloßen Herausgebers und Uebersetzers eingeschränkt, so hat er sich der vollen Untersuchung des Subjekts überlassen, wenn es ihm interessant genug geschienen, oder die Materialien darzu reichhaltig genug schienen. Versuche, die am Ende stehen, enthalten eine Zergliederung der Schönheiten und Mängel des Drama in Rücksicht auf den Plan, die Charaktere, Gesinnungen und Sprache, zeigen die feine Verbindung der Choral-Oden, die einen so wichtigen Theil der alten Tragödie ausmachen, erläutern die Geschichte des griechischen Theaters, mit Beziehung auf die neuern Schauspiele desselben Inhalts, die auf der römischen, italiänischen, französischen und englischen Bühne statt gefunden: die wenigen Anmerkungen ganz zuletzt, gehen bloß die Berichtigung des griechischen Textes an."

Select Odes of *Pindar* and *Horace* translated; and other Original Poems: together with notes, critical, historical and explanatory. By the Rev. *William Tasker.* Vol. I. 8vo. *Dodsley.* Da schon Hr. West die besten Oden des Pindar geliefert, so

so hat sich der Uebersetzer auf solche einschränken müssen, die in der That schwerer durch den Zusammenhang waren, und eine sehr harmonische Uebersetzung geliefert, indem er sich weder zu streng an den Text gehalten, noch auch zu frey paraphrasiret. Die erklärenden Noten zeigen, daß er ein Mann von Gelehrsamkeit und Geschmack ist.

The Mirror. A periodical Paper, published at Edingburgh in the Years 1779 and 1780. 3 Vols. 12mo. *Cadell.* Ein angenehmes Wochenblatt litterarischen und moralischen Inhalts.

The Library. A Poem. 4to. *Dodsley,* 1781. Ein sehr gut geschriebenes Gedichte, worinn der Verf. anfänglich die Unzulänglichkeit der Vernunft und der Einsamkeit wider die schweren Leiden des menschlichen Lebens bemerkt: Er fährt hierauf fort:

But what strange art, what magic can dispose
The troubled mind to change its native woes?
Or lead us willing from ourselves, to see
Others more wretched, more undone than we?
This Books can do — nor this alone: they give
New views to life, and teach us how to live;
They sooth the griev'd, the stubborn they chastise,
Fools they admonish, and confirm the wise.
Their aid they yield to all; they never shun
The man of sorrow, nor the wretch undone
Unlike the hard, the selfish, and the proud,

They fly not sullen from the suppliant crowd,
Nor tell to various peoples various things,
But shew to subjects what they shew to kings.

Der Verf. führt uns hierauf durch alle Zimmer seiner Bibliothek und durch alle Klassen wissenschaftlicher und geschmackvoller Bücher, nicht ohne viel Anmuth durch.

The Journey to Snowdon. By *Thomas Pennant*, Esq. 4to. *White.* 1781. Wenn auch diese topographische Reise nicht eigentlich in unser Fach gehöret: so verdient sie doch so wohl als dieses Verfassers Tour in Wales, wegen der vortreflichen Kupferstiche von Richard Wynne und Bartolozzi, mit denen sie geschmückt ist, angezeigt zu werden. Der Beschluß dieser Reisen, die der Verfasser in einer angehängten Nachricht als nahe ankündiget, wird die hier angefangene Beschreibung von Carnarvonshire, der Insel Anglesea, und der Gegend von Montgomery, mit einer Nachricht von Shrewsbury, dem alten Sitze der britischen Prinzen, liefern, und vermuthlich von ähnlichen Kupferstichen begleitet seyn.

Leiden. Homeri Hymnus in Cererem nunc primum editus a *Dauide Ruhnkenio*, Lugd. Batav. Ap. S. & I. *Luchtmans*. 1781. in 8vo. pag. 84. Herr Ruhnken gab schon vor Jahr und Tag diesen, in Moskau neu entdeck-

indien, und dem Homer zugeschriebenen Hymnus aus einem Manuscripte heraus. Hier erklärt Herr R. daß jene verstümmelt, und die gegenwärtige für die erste wahre und ächte zu halten sey. Der Umstand ist dieser. Herr Prof. Matthäi, der die Handschrift zuerst copirte, hatte in der Eil, da er gern seinen Freund Hrn. Ruhnken überraschen wollte, 20 Verse nach dem 198, und einen, nach dem 232 ausgelassen; diese findet man hier eingeschaltet, nebst seinen Anmerkungen und einer buchstäblichen lateinischen Uebersetzung von Hrn. Joh. Heinrich Vossius, der ebenfalls Noten hinzugefügt hat. Beyläufig bemerken wir hier zwo englischen Uebersetzungen in Versen, eine von Richard Hole, die zweyte von Robert Lucas. Beide haben Vorzüge; der letzte hat auch Notes critical and illustratives beygefügt.

An Essay on the Genius and Writings of *Pope*. Volume the Second and last. 8vo. *Dodsley*. Endlich erhalten die Liebhaber einer reifen und gesunden Kritik den längst erwarteten Theil dieses Versuchs über Pope's Genie und Schriften. Der erste Band erschien 1756. und in dem 6ten Bande Berliner Sammlungen vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Künste und Wissenschaften, findet sich davon eine sehr gute Uebersetzung. Die Absicht dieses Verfassers ist, zu prüfen, in welchem Range englischer Dichter Pope eine Stelle verdient, mit Ge-

[illegible], die aufs sorgfältigste nach Warburtons Anordnung in dessen Ausgabe geprüfet werden, erörtert. Der erste Theil enthielt kritische und litterarische Anmerkungen über Popes Pastorale, Windsors forest, die Oden, den Versuch über die Kritik, den Lockenraub und die Elegie über eine unglückliche Lady. Jetzt kommen die übrigen dran. Das Resultat der Untersuchung auf die vorgelegte Frage: welcher Rang Popen gebühret? ist: „der nicht, den Spenser, Shakespear und Milton einnehmen. Wenn man aber die Correctheit, Reinigkeit und Nützlichkeit seiner Werke betrachtet, das feine Gefühl und die Menschenkenntniß, die sie enthalten, so darf man es wagen, ihm zunächst dem Milton eine Stelle anzuweisen, und gerade über Dryden. Doch, uns in unserm Urtheil fest zu machen, muß man die göttliche Musik-Ode Drydens vergessen, weil man sich dann gezwungen fühlt zu gestehn, daß, obgleich Dryden ein größer Genie, Pope doch ein besserer Schriftsteller sey."

Italien.

Neue Schriften.

Venedig. Antica Pianta della Città di Venezia delineata circa la metà del XII. secolo, pubblicata, e illustrata da *Thommaso Temanza* Architetto e Ingegnere del

del Ser. Republica. Presso *Carlo Palese* 1781. in 8. Herr Temanza, der sich schon durch andere gelehrte Werke bekannt gemacht, hat diesen Plan von Venedig aus der St. Marcus Bibliothek, mit einer interessanten Abhandlung begleitet. Sie besteht aus drey Abschnitten. In dem 1sten handelt er von der Entstehung und dem Fortgange dieser Stadt, welcher zugleich ihre Kunstgeschichte enthält; in dem 2ten wird dieser Plan, den er ins 12te Jahrhundert setzt, beschrieben; der 3te handelt von den umher liegenden Inseln, Häfen, u. s. w.

Rom. La Bellezza dell' Universo: Canto dell' Abate *Vincenzo Monti* Ferrarese colla versione libera in francese di M. *Blanvillain*. Per *Ant. Fulgoni* 1781. in 8. Presso *Settari*. Herr Abbate Monti, ein guter Dichter zeigt, wie sich die Schönheit, die er personificirt, bey der Schöpfung und besonders in der Gestalt des Menschen zeigte, durch seine Schuld verstellt, und durch die Religion wieder hergestellt ward. Er ruft sie an, auch itzt wieder zurück zu kehren und, ihre Aeusserungen in den Künsten sind gut geschildert.

Non è straniero il loco, e la magione.
Qui fu dove dal cigno Venosino
Vagheggiarti lasciasti, e da Marone.
E qui reggesti del pittor d'Urbino
I divini pennelli, e di quel d'Arno
Michel più che mortale Angel divino.

Forse dal tuo sì grande, e non indarno,
Il Genio redivivo. Al suol romano
D'Augusto i tempi, e di Leon tornarno.
Vedrà stender giulive a te la mano
Grandezza, e Maestà, tue suore antiche,
Che ti chiaman da lungi in Vaticano.
T'infioreranno le bell' arti antiche
La via dovunque volgerai le piante,
Te propizia invocando a lor fatiche.
Per te all' occhio divien viva e parlante
Le tela, e il masso: ed il pensiero è in forsi
Di crederlo insensato, o palpitante.
Per te di marmi e duri alpestri dorsi
Spoglian le balze tiburtine, e il monte
Che Circe empieva di leoni, e d'orsi.
Onde poi mani architettrici, e pronte
Di moli aggravan la latina arena
D'eterni fianchi, e di superba fronte.
Per te risuona la notturna scena
Di possente armonia, che l'alme bea,
E gli affetti lusinga, ed incatena.
E questa selva, che la selva Ascrea
Imita, e suona di febeo concento,
Tutta è spirante del tuo nume; o Dea &c.

Parma. Il Caffe. Canti due. Parma, in 8. grande 1781. Ein artiges Gedicht von Abbate Lorenzo Barotti. Venus und Pallas kämpfen, unter welchem Schutze diese neue Pflanze stehen soll, und Jupiter spricht sie allen beiden zu; indem er zugleich jeder eine eigne der Venus die Myrthe, und der Pallas die Olive zutheilt.

Ve-

Venedig. Dell' Arte di vedere nelle Belle Arti del Disegno, secondo i principi di *Sulzer*, & di *Mengs*. 1781. presso *G. Pasquali*. in 8. di pag. 166. Wir kennen dieß Buch bloß dem Titel nach.

Neue italiänische Kunstnachrichten.

Rom. Nach Zeichnungen von Jacob Philipp Hackert sind erschienen Veduta della Chiesa di St. Pietro di Roma dalla parte di Ponte Molle und geäzt von B. A. Dunker und Giov. Volpato: Veduta della Città di Cesena, von Isaac Lacroix gestochen, 13 und einen halben Zoll hoch und 21. breit, beide 16 Paoli. Vue des Environs de Campentras & Vue des Restes de l'Aqueduc à Frejus, 10 und einen halben Zoll hoch und 13 breit. 8 Paoli. Suite de IV. vues dessinée dans le Royaume de Naples, auch von demselben gestochen 16 und einen halben Zoll, 13 und einen halben breit; 15 Paoli. Deux Vûes des Ruines du Pont d'Auguste sur la Nera à Narni von G. Ph. Hackert ebenfalls gezeichnet und von Georg Hackert gestochen, 16 Paoli.

Florenz. Bey Giuseppe Molini sind zu haben La Peinture & la Poesie, nach einem Gemälde von Gavino Hamilton, von Seydelmann gezeichnet und von Rafael Morghen gestochen, 14 Zoll hoch, 10 breit, zu 10 Paoli.

Stefano

Stefano Mulinari, Kupferstecher bey der K. Gallerie zu Florenz zeigt an, daß er nun den zweyten und dritten Theil der Meister aus der Florentinischen Schule, nach den Originalen in der K. Gallerie ausgiebt. Es sind folgende: Santi di Tito Titi. — Fr. Bartolommeo di S. Marco. — Pietro Festa — Pierino Bonaccorsi, detto del Vaga — Bernardino Paccetti — Pieto Berrettini, detto da Cortona. — Alessandro Allori, detto il Bronzino. — Antonio Tempesta. — Gio. Mannozzi, detto da S. Giovanni. — Lodovico Cardi detto il Cigoli. — Jedes Zehnthel wird um 10 Paoli verkauft.

Despres, Architekt des Königs von Frankreich zu Rom, nachdem er durch Italien gereiset, und die interessantesten Oerter und merkwürdigsten Reste des Alterthums in Augenschein genommen, hat sich mit dem Piranese vereiniget eine Reihe colorirter Zeichnungen herauszugeben. Sie fängt sich mit dem Croce di Lumi an, das allezeit den grünen Donnerstag unter der Kuppel di S. Pietro di Roma angezündet wird. Die zweyte ist La Girandola di fuoco artifiziale di Castel S. Angelo. Dann die Esposizione del SS. Sagramento nella Cappella Paolina del Palazzo Vaticano. Der letzte Ausbruch des Vesuvs. — Ausgewählte Ansichten von der Gegend um Neapel und der unterirrdischen Stadt von Pompeji. Von diesen Zeichnungen werden einige groß, die andern wer-

den

den Kupferstichen, die ersten zwey und 25 und einen halben Zoll werden für vier römische Zechinen, die zweyten halb so groß um den halben Preis verkauft.

Derselbe Franz Piranese giebt auch von den schönsten Bildsäulen heraus, die nach der verschiedenen Arbeit zu 4 und 8 Paoli verkauft werden. Sechse sind bereits erschienen: La Venere, e l'Apollo fanciullo dei Medici di Firenze; Il Gladiator Moribondo; La Cleopatra; Il Meleagro Picchini - vaticano, e l'Amazone Mattei - vaticana.

Auch ist ein genauer Plan in 6 großen Folioblättern von der berühmten Villa di Adriano erschienen; und in Florenz bey Giu. Molini zu haben.

Giuseppe Bardi, Kupferhändler in Florenz, der auch eine Reihe der vorzüglichsten Statüen und Basreliefs dieser Stadt heraus giebt, hat wieder zwey geliefert, Il Perseo colla Testa di Medusa von Benevuto Cellini nebst dem Basrelief welches die Andromeda vorstellt, die dem Ungeheuer soll Preis gegeben werden, und von Perseus befreyet wird: 3 Paoli.

Das Bildniß Clemens des 14ten, eine Rede haltend, von Thommaso Zafaka, von Gius. Garofaldo, beide Italiäner, in Kupfer gestochen, verkauft Bouchard und Gravier in Rom um 3 Paoli.

Venedig. Der Buchhändler Bentini giebt hier ein Avertissement heraus, worinnen er eine

eine neue Sammlung in Kupferstichen von den berühmten Gemälden, Stuccaturen und Basreliefs, die sogenannten Logen des Raphael im Vatican ankündiget. Sie sollen an Schönheit und Genauigkeit den Römischen nichts nachgeben, und das Blatt nicht höher, als 2 [illegible] zu stehen kommen. Von der Hand werden ihrer 28, zwey und zwey ungefähr auf einen Monat erscheinen, die die 14 Pilaster gedachter Logen vorstellen.

Frankreich.

Neue Bücher.

Sophoclis Tragediae septem cum interpretatione latina & scholiis veteribus ac novis. Editionem curavit Ioan. *Capperonier*, Reg. bibl. Custos, Reg. Inscript. Academiae Socius, Regius Lector, & Graecae linguae Professor. Eo defuncto, edidit, notas, Praefationem & indicem adiecit Ioan. Francisc. *Vauvilliers* Regius Lector, & Graec. linguae Prof. Parisiis, Ap. I. N. *Pissot*, Viduam *Desaint*, &c. 1781. 2 Vol. in 4. Endlich ist diese längst erwartete Ausgabe des Sophokles erschienen, den vor vielen Jahren Hr. Capperonier herauszugeben unternahm, dessen Arbeit aber durch den Tod unterbrochen wurde. Herr Vauvilliers war Anfangs bloß Willens, die

[illegible] diese Ausgabe interessirten [illegible] in [illegible] Uebungen, die Beobachtungen sowohl der ältern als (der) neuern gelehrten Kritiker eines [illegible], Toup, Musgrave, Brunck, über den Sophokles, zusammeln, um den Text nach ihren Muthmaßungen, oder durch Hülfe der Handschriften zu bessern, und kleine Erklärungen der schwersten Stellen, nebst den Varianten hinzuzufügen. Er ist aber weiter gegangen, da er die Ungewißheit vieler Gelehrten über verschiedene Gegenstände die griechische Sprache betreffend bemerkt, und legt hier auch seine Gedanken über die Dialekte, Verba, Partikeln, u. s. w. vor, de verborum in diversis vocibus potestate, de temporum ratione, de modorum discrimine, de particularum usu, de variis orationis formis & figuris, de dialectorum finibus, de prosodiae ac metrorum legibus. Wir überlassen es den Kennern der griechischen Litteratur, in wie weit seine Bemerkungen richtig, und welchen Werth diese Ausgabe des besten griechischen dramatischen Dichters hat. Sie ist mit aller typographischen Schönheit abgedruckt, und nach der Anzeige nicht mehr als 500 Exemplare, und kostet roh 42 und in rothem Korduan mit Golde 48 Livr.

Le Printems, poëme de feu M. de *Kleist*, traduit en François, par M. *Beguelin*. In 8. A Berlin, chez *Decker* 1781. Diese Uebersetzung, der Herr B. das

Leben

leben des deutschen Dichters vorgesetzt, läßt sich gut lesen, obgleich ein Deutscher, der seine Muttersprache nicht verläugnet, sich allezeit lieber an das Original halten wird. Hier ist eine Probe der Stelle, wo er die Schrecken des Krieges schildert.

O Vous qu'un peuple libre avoit pris pour ses
guides!
De sujets plus nombreux seriez-Vous donc
avides,
Ah! peres des humains, pourquoi choisir le
fer,
Les flots ensanglantés d'une orageuse mer,
Pour les conduire au port du bonheur qu'ils at-
tendent?
Sur tant de millions lorsque Vous soins s'éten-
dent,
Que voulez-vous de plus? O! rendez-les
heureux.
C'est trop pour un mortel que d'exaucer leurs
voeux;
Mais du moins sauvez-les de l'extrême misère;
Mais qu'ils trouvent en Vous un protecteur, un
pere.
Sous Votre aile royale assemblez vos aiglons.
Que désormais le fer ne serve qu'aux moissons,
Que sur ses flots dorés, la mer, de Vos navires,
Porte les cargaisons aux plus lointains em-
pires!
Sur le sage en haillons répandez Vos faveurs.
Et quand la vertu souffre, allez sécher ses pleurs.

Etude

Etude pour le lavis &c. Ouvrage utile aux Architectes, Ingenieurs & Arpenteurs à Paris. Enthält einen guten Unterricht von Mischung und Gebrauch der Farben bey Rissen zu Befestigungswerken und topographischen Karten von Hrn. Panseron, Professor der Zeichnung bey der Militärschule.

Traduction des Odes d'*Horace*, avec des observations critiques & des poésies lyriques, suivies d'un discours sur l'ode & de quelques autres pieces de prose. Par M. *de Reganhac*. 2 Volumes. A Paris, chez *Laporte* 1781. Unter der Menge französischer Uebersetzungen des Horaz scheint gegenwärtige Probe von den Oden dieses Dichters, die den ersten Band einnehmen, alle, so wohl an Treue, als Richtigkeit, Stärke, Précision und Eleganz, (so weit es nämlich diese Sprache in Prose zuläßt,) zu übertreffen. Im zweyten Bande sieht eine Abhandlung über die Ode und, so wohl in Nachahmung horazischer, als eignen Oden in jenem Geschmacke zeigt er, daß er selbst Dichter ist; ein gutes Vorurtheil für die Uebersetzung selbst.

Les Après-soupers de la Société, ou petit Théâtre lyrique & moral sur les aventures du jour, avec des gravures & des air notés. Tom. I. composé de 4 cahiers d'un très-petit format. A Paris. Man hat bey dieser Sammlung die Absicht, eine Reihe kleiner komischer Opern zu liefern. Die

6 Bände, oder 24 Lieferungen, die jene ausmachen, werden also Operetten, Monodramen, artige Poesien, nebst dreyßig Kupferblättern enthalten. Alle 14 Tage erscheint Eine Lage, und die Stückchen, die sich in den gelieferten bereits befinden, sind voller Witz und Feinheit und enthalten sehr lustige Auftritte und niedliche Gesänge nebst andern kleinen Poesien.

Histoire de Paris, & Description de ses plus beaux monumens, dessinés & gravés en taille-douce. Par F. N. *Martinet*, Ingénieur, Dessinateur & Graveur du Cabinet du Roi. Tome III. A Paris. Der erste Theil dieses Werks erschien 1779 vom Hrn. Bequillet, und enthielt eine allgemeine Notiz dieser großen Hauptstadt; der 2te, der 1780. heraus kam, den Zustand der Künste und Wissenschaften in Frankreich und die Geschichte der Universität; der dritte und gegenwärtige die Beschreibung der Denkmäler und Gebäude, die öffentliche Erziehung betreffend, als die Sorbonne, das königliche und die übrigen Collegien: er endiget sich mit der Geschichte der Ecole vétérinaire, die 1765 zu Charenton gestiftet worden.

Encyclopédie Méthodique, ou, par ordre des matiéres, par une Société de Gens de lettres, de Savans & d'Artistes; précédée d'un Vocabulaire universel, servant de Table pour tout l'Ouvrage, orné des

des Portraits de M. M. *Diderot* & d'*Alembert*, premiers Editeurs de l'Encyclopédie; publiée en deux formats, in 4to. à trois colonnes, quarante-deux volumes de Discours & sept volumes de Planches, imprimée sur papier-grand raisin, caractère, formats, justification & papier pareils, au modèle ci-joint, proposée par souscription, au même prix de 672 livres pour chaque Edition. Unter diesem Titel erscheint ein großer Prospectus die Subscriptions-Bedingungen auf die neue Umarbeitung des bekannten Dictionaire Encyclopedique, betreffend, welche auf diese Weise eben das, was die erste Ausgabe in 13 Foliobänden, und weit mehr enthalten soll, so wie auch dieselbe Anzahl von Kupferplatten, und doch nur die Hälfte jenes Preises kosten wird.

Les Promenades de Chloé, ou les tableaux de la nature: par M. *L. D. L.* A Paris, chez la veuve *Duchesne*. Dieß angenehme Werkchen ist den Damen in einem leicht versificirten Sendschreiben zugeschrieben. Des Verfassers Absicht ist, den jungen Mädchen durch Schilderungen aus der Natur, wie er sich ausdrückt, un coup d'électricité morale zu geben. Zu diesem Ende stellt er eine Mutter mit ihrer eilfjährigen Tochter auf. Ein Spaziergang mit Anbruch der Sonne stellt ihnen eine Menge reizende und lehrreiche Gegen-

L 2 stän-

stände dar: dieß macht den ersten Gesang. Der 2te ist der Abendspatziergang, zu dem Chloe von ihrer Mutter eingeladen wird, und der ihnen pathetischere Scenen anbeut. Der Gang der Stanzen giebt seinen Versen einen großen Reiz: die interessantesten Gegenstände sind durch Kupfer ausgedrückt.

Eloge de *Claude-Joseph Dorat* &c. à Paris. chez *Guessier*. Diese Lobschrift auf den angenehmen Dichter Dorat, ist mit Poesien, die auf ihn Beziehung haben, begleitet, mit einer Apologie von Colardeau, einem Dialog: Gilbert & une Furie, mit der Rache des Pluto oder der Fortsetzung der Musen als Nebenbuhlerinnen, ein Drama, und andern kleinen Werkchen.

Theorie des Loix de la Nature, ou la science des causes & des effets; suivie d'une Dissertation sur les Pyramides d'Egypte. Par M. *Pauclon*. A Paris, chez la veuve *Desaint*. 1781. 434 pag. in 8. avec 5 planches. Wir zeigen dieß Buch hauptsächlich wegen der Abhandlung über die Pyramiden an, da diese zu dem ältesten Denkmälern der Künste gehören, und man hier eine interessante Beschreibung, nebst ihren Ausmessungen und Figuren, und auch eine genaue Nachricht von ihrem itzigen Zustande, der Schwürigkeit sie zu ersteigen und andern merkwürdigen Umständen, die sie betreffen, findet.

Obser-

Observations sur la construction d'une nouvelle Salle d'Opéra. Par M. *Noverre*. In 8. A Paris, 1781. Diese Anmerkungen des berühmten Balletmeisters Hrn. Noverre, der sich durch seine vortreflichen Lettres sur la Danse auch als Schriftsteller bekannt gemacht, verdienen überall zu Rathe gezogen zu werden, wo man dergleichen Gebäude, als ein Opernhaus ist, aufzuführen gedenket. Da er 40 Jahr auf dem Theater gewesen ist, und beynahe auf allen Opernbühnen in ganz Europa seine Kunst gezeiget, so kann man leicht glauben, daß er die Fehler, die die meisten haben, so wohl als ihre Vorzüge kennt.

Neue französische Kupferstiche und Kunstnachrichten.

Paris. Es erscheint hier ein Prospektus, worinnen eine Sammlung von Münzen in einer neuen Art von Abgüssen dem Publikum angeboten wird. Sie bestehen aus einer Kalkerde: das Erhabene aber sowohl als die Buchstaben sind von einer matten Vergüldung, so daß der Grund durch die Politur wie die schönste Email aussieht, und sich die Züge des Bildes, der Umriß und die Aufschrift ungemein herausheben. Der Verfasser ist Dom Gauthey, ein Mönch von dem Orden de Cîteaux; Proben von dieser Methode und die ganze Sammlung erhält man

beym königl. Kupferstecher Bernier, in dem Hôtel de la Monnoie.

Collection coloriée des plus belles variétés des Tulipes, qu'on cultive dans les jardins des Fleuristes, Cahier premier & second. Eine angenehme Sammlung für die Bluhmenfreunde: die Lage kostet 18 Livres.

La Fête du St. Sacrement, la Fête de St. Louis. Le Pain des Anges, le Pain des hommes. Jedes der ersten Blätter zu 3. Livres, die andern beiden zu 2 Livr. gezeichnet, sämmtlich von Cochin, die ersten beiden von Licien, und die letztern von Madam Lingee, gestochen.

Figures de l'histoire de France, Septieme livraison. Premier cahier de la troisiéme race. A Paris chez M. *le Bas*, graveur du Roi 1781. Diese Lage enthält 18 Blatt, nebst historischen Erläuterungen.

Première & 2 de vues des Montagnes près de Ferney, von J. Deny, nach J. Pillement gestochen.

Laurent, der das große Blatt, La Mort d'Assas, geliefert, nimmt auf 3 neue (auf jedes, 24 Livres) Subscription an. Das erste Gemälde 27 und einen halben Zoll hoch, von de Marne aus der flamändischen Schule, welches das Gegenbild von dem vorhergehenden vorstellen wird,

stellt

stellt den Grafen d'Estaing vor, der einen Serjanten vom Regiment von Hainaut belohnt, der sein Leben für einen Officier waget, welcher eine Fahne, die er dem Feinde abgenommen, vertheidiget, mit der Unterschrift: la valeur récompensée, und 10 Versen, die den Inhalt erläutern. Das 2te Gemälde, von eben dem Künstler gemalt, 22 Zoll lang, 16 Z. hoch, stellt Ludewig den 15ten nach der Schlacht von Fontenoy vor: drunter die Worte, die dieser Monarch auf dem Schlachtfelde zum Dauphin sagte: Voyez mon fils, ce que coûte une victoire! Das 3te von Bonnieu gemalt, zum Gegenbilde des Vorhergehenden, ist Henry IV. après la bataille d'Ivry: darunter die Worte, die Heinrich der IVte zum Sully sagte, als er ihn auf dem Wege nach Rosny, von Soldaten getragen, antraf. Die Hälfte der 24 Livres wird bey der Subscription, und die Hälfte nachher bezahlt.

Die Herausgeber der Tableaux topographiques, pittoresque, historiques, moraux, politiques, littéraires de la Suisse, die bey Ree und Masquelier herausgekommen, geben einen neuen Prospektus heraus, worinnen sie melden, daß, ob sie gleich mit Einem Bande, der nunmehr völlig erschienen ist, ihre Absicht zu erreichen geglaubt: sie doch so viel Materie über den alten und neuern Zustand der Wissenschaften, über die Künste, Handelsgeschichte, Sitten, Ge-

wohnheiten und Gerechtsamen dieser Länder [illegible] gefunden, daß sie nothwendig, wenn sie ihre Geschichte nicht unvollständig lassen wollen, zu einem zweyten Bande schreiten müssen. Sie werden darinne hauptsächlich auf die Oerter Rücksicht nehmen, die sich durch verschiedene berühmte Schlachten auszeichnen. Das Frontispiß wird, ein allegorisches Blatt seyn, von Moreau zusammengesetzt und gezeichnet, unter dem Titel: Temple de la liberté helvétique, und wird mit 6 Livr. bezahlt. Der Text von 600 Seiten wird mit 24 Livres, so wie die Karten und Kupferstiche bezahlt, deren an der Zahl 36 seyn werden: die Hälfte bey der Subscription, die andere bey der Ablieferung.

Toutes les Nymphes assemblées autour de Mentor prennent plaisir à le questionner. — Vénus amène Cupidon au sécours de Calypso, von Demachy, machen die Suite von 4 andern kleinen artigen Blättern zum Telemach aus, von Boucher und Monet gezeichnet.

Exposition des Ouvrages de Peinture, Sculpture & Gravure au Sallon du Louvre, année 1781. Diese Brochüre enthält, wie gewöhnlich, das Verzeichniß der Gemälde, Bildhauerey und Kupferstiche, die seit zwey Jahren von den Mitgliedern der königl. Akademie der Malerey und Bildhauerkunst gewöhnlich auf dem Saale des Louvre geschieht, und den 25. August

am

am St. Ludewigsfeste eröffnet wird. Ungeachtet verschiedene, unter dem Vorwande der ungerechten Kritiken, denen sie dabey unterworfen gewesen, zurücke geblieben, so ist doch die Anzahl sehr groß gewesen, und dabey viele, hauptsächlich gute historische Stücke erschienen. Wir finden, ohne die Porträte, die Werke der Bildhauerkunst, der Kupferstiche und Zeichnungen 269. Nummern, und verweisen die Leser, die der Inhalt interessiret, auf dieses Verzeichniß.

Monument d'Allegresse, ein allegorisches Blatt bey Gelegenheit der Geburt des Dauphins nach einer Zeichnung von Le Barbier, gestochen von Godefroi.

Allegorie en l'honneur de Marie Therese, von Durand gezeichnet, und Fessard fleißig gestochen.

La Soirée du Palais Royal, von Coquet gestochen.

Von der Description Générale de la France sind bey Ne'e und Masquelier, die 10. Lieferung von Nummer 21 bis N. 28. Vorstellungen und Ansicht aus dem Gouvernement de l'Isle-de France erschienen.

Avis sur la Galerie Françoise, ou Portraits des Hommes & des Femmes célebres, qui ont paru en France gravés en taille-douce par les meilleurs Artistes, avec un Abregé de leur vie, par une

Societé de Gens de Lettres. Paris. 8 Lieferungen in Folio geheftet 25 liv.: gebunden, 30 liv. Mynen der ältere, Buchhändler, hat den Rest dieses Werks, das sonst 72 livr. kostete, an sich gekauft, und beut sie den Liebhabern um diesen wohlfeilen Preis an. Sie enthalten folgende Bildnisse: Henry IV. Louis XIII. Louis XIV. Roi de France. Philippe d'Orleans, Régent. Louis IXe, Dauphin, Fils de Louis XV, Pere de Louis XVI. Stanislas, Roi de Pologne. De Chevert, Lieutenant General des Armées du Roi. Le Comte de Caylus. Joly de Fleury, Procureur-General. L'Abbé Nollet. Le Maréchal de Noailles. L'Abbé d'Olivet. Charles Vanlo, Peintre. Astruc, Medecin. Rameau, Musicien. Le Comte d'Argenson, Ministre d'Etat. Gilbert de Voisins, Conseiller d'Etât. Mad. du Châtelet. Le Cat, Chirurgien. Le Abbé Prévost. Le Maréchal de Belle-Isle. Lorry, Prof. en Droit. Crebillon, pere. Boucher, Prem. Peintre du Roi. Pennand. Le Chancelier d'Aguesseau. Mad. de Grafigny. Clairaut. Racine, fils. Servandoni. Le Maréchal d'Estrées. Le Président Hénault. Dortous de Mairan. De Moncrif. L'Abbé Chappe. Belidor. Marivaux. L'Abbé Pluche. Winslow, Médecin. Restout, Peintre.

Le

Le Retour du Laboureur, ein Blatt von 22 Zoll in der Breite, 16 hoch, von Ingouf dem Jüngern nach einem Gemälde von Ch. Benazech. Die Zusammensetzung ist nach Greuzens Geschmack: kostet 12 Liv.

Zwey allegorische Blätter bey Gelegenheit der Geburt des Dauphins. Auf dem einen beut der König, Frankreich den Dauphin dar: dieß zeigt ihn dem Volk, welches in ein Freudengeschrey ausbricht. Der König stützt sich auf die Gerechtigkeit, die die Laster zertritt. Die Weisheit in Gestalt der Minerva verbreitet über das Volk die Schätze der Erde. Zwey Genieen, wovon einer einen Oel-der andere den Lorbeerzweig hält, stützen die Krone. — Auf dem zweyten trägt die Königin von den Tugenden, die sie charakteriren, umgeben, einen Dauphin. Die Sanftmuth erscheint unter einem Lamme, die eheliche Treue unter einer Taube, die Volksliebe unter einem Pelikan, der seine Jungen mit dem Blute seiner Brust nähret, die Weisheit, die sie, mit Bluhmen bekränzt, den Ueberfluß der Früchte ausschüttet, und die Grazien, die ihre Krone mit Bluhmen schmücken: die Erfindung beider Allegorien ist von Cochin, und die Ausführung von Longueil: jede kostet 36 Sols.

Eine andere Composition von Bonnieu gemalt und gestochen, hat folgende Aufschrift und Inhalt:

Naissance de Henri IV. „Si tôt, qu'il „fut né, Henri d'Albret, son grand Père, „le

„le prit dans ses bras, le baisa. Il donna „à sa fille une chaine d'or, qu'il lui mit au „cou, & son testament enfermé dans une „boëte d'or, en lui disant: voilà qui est à „Vous, voyez ce qui est pour moi. Il „le mit dans le pan de sa robe." Kostet 16 Liv.

Wieder eine andere mit der Unterschrift:

Dès long-tems une tige & si belle & si chère
Te devoit un Dauphin, ô France, applaudis-toi;
Il a déjà les traits, les grâces de sa mère,
Il sera l'héritier des vertus de ton Roi.

Ist von Compona und kostet 3 Liv.

Les voeux patriotiques, ebenfalls ein allegorisches Kupfer, auf jene Begebenheit von Caresme gezeichnet, und von Duchesne gestochen.

November. Antiquités d'Herculanum, avec leur explication en françois. N. 4. Diese 4te Lage enthält 12 Blatt, die 22 Gemälde darstellen, sie kosten 9 Livr. in 4. und 6. in 8vo.

Le bonheur de la France, auf getuschte Art gezeichnet und gestochen von Bovel mit einer Erklärung darunter zu 3 Livres. Das Gegenbild, das er mit nächsten dazu liefern wird, soll den Titel führen: L'Etat Actuel de l'Angleterre.

L'Ar-

L'Arrêt du Destin: im vorhergehenden Geschmack und gleichen Inhalts von Vosfinik nach einer Originalzeichnung von Brion de la Tour dem Sohne.

Portrait de M. Antoine-Eléonore — Léon le Clerc de Suigné de Neuchelles, Arche-vêque de Paris &c. Von Varin gezeichnet und gestochen.

December. Lebas verkauft 9 neue Blätter von seiner Hand 1) die ersten nach Sammt-Breugel zwey Ansichten, les Environs d'Anvers, und Les Environs de Bruxelles. 2) Zwey nach demselben Meister Vues des Environs des Bruges; diese beiden sind aus dem Kabinette des Prinzen von Condee. 3) Wieder zwey Vues des Environs de Bruges, nach L. Michau. 4) Vue des Environ d'Alost und Vue de Lokeren; nach Sammtbreugel, La Belle après diner nach Karl dü Giardin macht das Gegenbild von einem andern gleicher Größe und von demselben Künstler, jedes zu 3 livres.

Portrait du R. P. Louis Petit, Prêtre de l'Oratoire, gezeichnet und gestochen von Letellier.

Von den Livraisons des Costumes des Dignités, in Fol. wovon allezeit zwey Lieferungen 9 Livr. kosten, ist nunmehr die 5te, 6te und 7te heraus.

Plan

Plan du Port-Vendres en Roussillon, & Vue de l'Obelisque élevé au milieu de la Place de ce Port. Dieser Obelisk, der Ludwig dem 16ten zu Ehren errichtet worden, trägt eine verguldete Erdkugel, aus deren Axe sich ein Lilienstängel erhebt. Beide Blätter sind nach Zeichnungen des Architekt de Wailly ausgeführet, und kosten mit der Beschreibung 6 Livr.

Venus & Adonis, 14 Zoll hoch, 10 breit, ist das Gegenbild von Salmasis & Hermaphrodite, ein Blatt von gleicher Größe, nach P. J. Cazes von Joseph Maillet gestochen.

Léonard de Vincy mourant dans les bras de François Premier, von C. Macret, nach Menageot.

Les Sources de la vie & du Bonheur, gestochen von Karoline Licottier, nach einem Gemälde von Gibelin.

L'Amour agreste, nach einer Antike von A. C. G. gestochen: beide Blätter von gleicher Größe, verkauft der Bilderhändler Joullain.

Figures de l'Histoire de France, septième Livraison, premier cahier de la troisième Race. Diese Lieferungen von Moreau, dem Jüngern, enthält 18 Blatt; das Prècis Historique dazu ist vom Abbé Garnier.

Vue & Perspective de l'extérieur de l'Eglise de Sainte-Geneviève, dédiée aux Mânes de M. Soufflot par M. *Dumond*, Prof. d'Architecture, 3 Livr.

Por-

Portrait de feu M. Tronchin, von Gaillard, nach einer Zeichnung von Liotard gestochen, in 4to.

1782.

Jannar. Les Baigneuses surprises, nach einem Gemälde von Albano, gestochen von J. J. Avril, ist das Gegenbild zur Diane, die den Aktäon in einen Hirsch verwandelt, nach demselben Meister. Jedes zu 6 Livr.

Le Revers de la fortune, nach Le Valentin, gestochen von Cathelin, kostet 3 livres.

Portrait du Général Washington, ganz aus mit Papieren in der Hand vor seinem Zelte, 18 Zoll hoch, 13 breit, von Le Mire, nach einem Originalgemälde, das der Marquis de la Fayette besitzt.

Von der Description particulière de la France, Département du Rhône; Gouvernement du Dauphiné, onzième Livraison, *in Fol.* enthaltend 8 Blatt. Diese Lage enthält. 1) Une Vuë de la ville de Grenoble prise sur la rive gauche de l'Jère. 2) Une vûe de la ville de Valence prise de l'autre côté du Rhône; 3) Une vûe de la ville & du Château de Crest. 4) Vûe de la Montagne du Puy, *appellée* le fond de Roches; 5) quatre Estampes sur une même

même feuille, contenant des Rochers & Cascades. 6) Vûe de la Cascade de Maupas. 7. & 8) trois Vûes du Désert de la grande Chartreuse.

Les Amusemens dangereux, ein Blatt 15 Zoll hoch, 11 breit von Boyer, dem Jüngern, nach einer Zeichnung von Touze', kostet 3 Livres.

Portrait du frere Cosme, religieux feuillant, célebre chirurgien lithotomiste, gestochen, nach Notte', von Godefroy.

Februar. Toilette d'Esther, gezeichnet und gestochen von J. Beauvarlet, ist das erste Stück einer Folge von 7 Blättern, die Geschichte der Esther enthaltend, wovon jedes 16 Livres kostet, und alle Monat Eines erscheinen wird.

Les Delices maternelles, ein Blatt 16 Zoll hoch, 12 breit von J. G. Wille, nach einem Gemälde seines Sohnes P. A. Wille, der verwittweten Herzogin von Weimar zugeeignet, 10 Livres.

Le Couronnement de Voltaire, ein Blatt von Gaucher, nach einer Zeichnung des jüngern Moreau gestochen. Der Prospectus davon kündigt es folgendermaßen an: „die malerische Wirkung der Lichter, der Verzierung des Theaters, der Schauspieler, alles ist nach der Natur gezeichnet. Das Parquet, das Orchester, die Logen, sind mit einer Menge Zuschauer angefüllt,

stellt, die alle in verschiedenen Stellungen die Augen auf Voltaire geheftet haben. Die Büste, die gekrönt wird, ist so ähnlich als möglich: Er selbst aber, der in einer Loge mit Madame Denis, und der Marquise de Villette erscheint, noch mehr. Alle Schauspieler, die in der Tragödie Irene spielten, stehen auf der Vorderscene in derselben Stellung, worinne sie sich bey seiner Krönung fanden.

Die zwölf angekündigten, mit Farben gestochene Blätter von Eduard D'Agoty sind nunmehr erschienen. Der Inhalt von der 1sten Klasse les deux Vénus du Titien, avec la ste Messe: La Magdeleine, de le Brun; Saint François de Van Dyke; & Pictipher, d'Aléxandre Véronèse. 3te Kl. La Baigneuse, de Lemoine; la Bethzabée, de Bougieu, avec l'Amour & Psyche, du Guide. 4te Kl. Vénus à la Coquille, du Titien; l'Amour, qui fait son arc, du Corrège: & la Léda, de P. Véronèse. Das Stück kostet einen neuen Louisdor.

La Philopatrie, nouveau Personnage iconologique, répréfent l'Amour de la Patrie, von Cochin, gezeichnet, Laurent gestochen und Me'tal erfunden, mit einer Beschreibung und Erklärung dieses Blattes.

Dix - feptième Livraifon du Voyage pittoresque de Naples & de Sicile, ou nouvelle fuite de Gravures qui doivent

entrer dans le second Volume du Texte de cet Ouvrage. Diese Lieferung enthält die Theater, Feste, und verschiedene Schauspiele in Asien.

Spanien.

Wie weit man die Schönheit des Drucks hier gebracht, davon ist die prächtige Ausgabe des Sallustius, die auch unter uns bekannt ist, ein Beweis; dann auch das Gedicht:

La Musica, Poëma por D. *Thomas de Yriarte*. En Madrid con superior Permiso: en la imprenta 1779. 166. fol. in 8. Mit schönen Kupfern. Zu dieser fügen wir noch die neue Ausgabe des Don Quixote hinzu, die ein Muster typographischer Pracht, und mit einer Menge herrlicher Kupferstiche geziert ist.

El ingenioso *Don Quixote* de la Mancha, compuesto par *Miguel de Cervantes Saavedra*; nuova Edition, corregida por la Real Academia Espanola. En Madrid por Don *Joaquin Ibarra*, Impresor de Camara de S. M. y de la Real Academia. 1780. 4 Vol. in 4to.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Sieben und zwanzigsten Bandes Zweites Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1782.

Inhalt.

VII.

Drit-

Frank-

Frankreich.

Neue Schriften.

I.

Ueber die neuerbauten Musiksäle in Leipzig.

Den unzubestimmenden Jahren, in welchen, bey der Liebe für jede Kunst insbesondere, die Verehrung der Musik in Leipzig allgemeiner wurde, folgte, vor vierzig Jahren, ein Zeitpunkt, da einige Patrioten, unbeschadet der vorhin bekannten Musikübungen, unter welchen sich ein sogenanntes *Collegium musicum* auszeichnete, eine öffentliche Uebung für Gesang und Instrumente veranstalteten, die wöchentlich, unter den Nahmen des Leipziger Concerts, fortgesetzt wurde.

Die von Mitzlern errichtete Societät der musikalischen Wissenschaften, welche, außer ihrer guten Absicht, durch die unter ihren Mitgliedern hervorleuchtenden Nahmen Telemann, Händel, Graun, Bach — sich empfahl, bestand neben dieser wenige Jahre später entstehenden Gelegenheit zu Verbesserung des praktischen Studiums der Kunst.

Seine Stifter erfuhren in Kurzem: daß der Nutzen davon sich weiter als auf den gemeinen

Genuß gesellschaftlicher Vergnügungsstunden erstreckte. Er würkte bald außer unsern Mauern, und schränkte sich in der Folge nicht nur auf die Gränzen unsers Landes ein.

Denn Geschmack und Eifer für die Musik begann auch in andern, besonders in umliegenden kleinern Städten, durch die dahin beförderten Lehrer, wieder zu blühen, und mancher verdiente Virtuos legte hier, wo er sich zu bilden, und öffentlich zu zeigen die erste Gelegenheit fand, den Grund zu seinem, ihm in weitester Ferne aufbehaltenem Glücke.

Der Wachsthum dieses löblichern Instituts hing aber, wie Gang und Fall einer jeden guten Sache, von der Gunst des Schicksals ab, je, nachdem es ihm von Zeit zu Zeit mehr oder weniger thätige Freunde, fähige Lehrer und uneigennützige Beförderer gab.

Als es vor einigen Jahren die geschwächte Gestalt einer, blos mit Geschmack gewählten Zeitkürzungsanstalt zu gewinnen schien, und daher leicht abzusehen war, wie bald es der leidige Ueberdruß, ein gewöhnlicher Leichenbegleiter des Zeitvertreibes, zu Grabe bringen würde: der doppelte Herr Musikdirektor Hiller seinen unzuvergeltenden Eifer für die Erhaltung des Wesentlichen der Sache, indem er der fernern Bestrebung des edlern Zweckes, sich, mit musikliebenden Freunden, und den besten Virtuosen vereint, dadurch uneigennützig unterzog, daß er,

ne-

neben dem scheidenden Concerte, seine längst unter ihm sich gebildete Musikübende Gesellschaft hervortreten ließ, und sie zur höhern Würde einer gemeinnützigen Kunstschule erhob, an welcher nicht nur Kunstbeflissene, sondern auch Freunde und Dilettanten beiderley Geschlechts, Antheil nehmen, und darinne, wie in seinen, besonders für das Studium des Gesangs wöchentlich gehaltenen Chorübungsstunden, ihre Fähigkeiten zu Ausübung der Kunst prüfen konnten.

Bey öfterer Anhörung der besten Oratorien, andrer Cantaten und geistlicher Musiken, erweiterte jedes gesunde Ohr seine Bekanntschaft mit dieser höhern Gattung der Tonkunst, und des eifrigern Kunststudiums Einfluß auf jede ihrer öffentlichen Ausübungen, besonders auf die Kirchenmusik, ward bald allgemeiner bemerkt.

So bekam die Musikverfassung die einer Stadt, wie Leipzig, völlig angemessene Gestalt, und fand den verdienten Beyfall, der schnell und so sehr zu ihrem größern Vortheile entschied, daß die Erweiterung dieser Hillerischen Musikinstitute den Mangel an Raume für die Versammlung der Dilettanten, und der Theilnehmer des Concerts nach sich zog, und die Anlage eines Baues neuer Säle für sie veranlaßte, welcher durch die weise Veranstaltung des Herrn geheimen Kriegsraths Müller, dessen Tadler

selbst, unvermögend dem Strome des allgemeinen Beyfalls zu begegnen, beym Genusse der Verschönerungen, Bequemlichkeiten, und mehrern der Stadt verschafften Vortheilen, beschämt, Seiner sich zu erinnern genöthigt seyn würden, zum Vergnügen des musikalischen Publikums, im alten Stadtbibliothekgebäude, ausgeführt ward.

Der größte und der mittlere von den drey Sälen, die einander Bequemlichkeit und Wohlstand verschaffen, sind vom Herrn Akademiedirektor Oeser, herrlich plafonirt; der ganze Bau aber, vom Churfürstlichen Architekt Herrn Dauthe, beyfallswürdig geführt, und dessen darinne angegebene Architekturmalerey, von Herrn Giesel, mit verständigem Fleiße vollendet.

Der dazu gewählte, sonst unbenutzte Platz lag unter einem hohen deutschen Dache, über dem alten leeren Büchersaale, auf dem, seit vielen Jahren, die innländischen Tuchfabrikanten Markt halten. Man kam, durch ein finsters Halbgeschoß, zu ihm; und auf einer mit Gefahr zu steigenden Treppe, zu dem über ihm liegenden Boden, dessen Länge hundert und sechzig, Breite acht und funfzig, und Höhe funfzehen Fuß war.

In seiner Mitte halfen drey Reihen Säulen die Unterzüge, worauf das Gebälke des Daches lag, tragen.

Der

Der ganze Raum, dem kleine gothische Fenster sparsam Licht gaben, theilte sich in Kammern, welche nichts als Behälter veralteter Möbeln und leichter Waffen waren, die aus dem zu unterst im Gebäude gelegenen, nun zu Magazinen, gebrauchten Zeughause herauf geflüchtet hatten.

Außer dem, dessen Beruf es war, sich hier umzusehen, wußten Wenige etwas von dieser Reliquiensammlung; und nie blickte hier die schnell gesättigte Wißbegierde aus einem Winkel in den andern, ohne sich nach dem Rückwege zu sehnen.

Dieser trübe Verbannungsort rostender und verwesender Dinge sollte zu einem Tempel der Musen umgeschaffen werden: und ward es in einer Zeit von Jahr und Tag. Schwierigkeiten und Vortheile lagen hier beysammen, und diese sind mit eben so viel Klugheit genützt, als jene gehoben worden.

Da der große Saal 80 Fuß lang, 40 Fuß breit, und 30 Fuß hoch angelegt ward, wozu man, von der Mitte seiner runden Tiefe aus, eine 8 Fuß tiefere, 14 Fuß weite Stelle, in gnüglicher Höhe für eine unterbaute Orgel mit vorstehenden sechzehenfüßigen Principale, nahm, und darneben noch mehr Raum zu Seitenchören mit verborgenen Treppen brauchte, mußten die Säulen hinweg, das obere Dachgeschoß dazu genommen, und darüber ein Hängewerk ange-

angebracht werden, daß die bey so weiter Spannung unaufliegenden obern Balken gehalten, und die untern herausgeschnitten werden könnten.

Der Saal ward in die Mitte gesetzt, und jede seiner langen Wände, von der Umfassungsmauer, 8 Fuß herein gerückt: so daß, zu beyden Seiten, Gänge entstanden, durch welche man eher, als an die Treppen der Seitenchöre, zu 4 Nebenthüren gelangt, deren letztere beyde einander gegen über, an den Stufen des Orchesters, sich öffnen, daß die hinausgehenden den Weg dahin nicht vom Haupteingange aus, durch den Saal zu nehmen genöthiget sind.

Das Licht ward dem Saale, im vollen Maaße, durch 14 Mezzaninfenster, nach italienischer Bauart, von oben herein, gegeben. An jeder Seite sind ihrer sieben: und eben so viel, von gleicher Größe, durchs Dach gebrochen, und so gestellt, daß jedes äußere auf ein inneres trifft, mit dem es durch Deckenverschalung und Backenwände vereint ist.

Dadurch entstanden so viel Zwischenräume als Fenster, zu welchem jeden man insbesondere, auf dem über den untern Gängen dazu gesparten Theile des alten Gebälkes, durch Thüren kömmt, die, wenn sie völlig aufgeschlagen werden, den innern Fenstern zu Läden dienen, den Einfall des Tageslichtes verhindern, den völligen Umgang zwischen den Fenstern verstatten, und

beym

[illegible] schlagen an den Wänden wieder verschwinden.

Die schöne große, 8 Fuß breite steinerne Treppe, welche aller sieben Stufen mit geraumen Ruheplätzen unterbrochen, an eisernen Geländern zwischen den Pfeilern, zum Stadtbibliotheksaale führt, dienet zugleich den neuen Sälen zur ersten Bequemlichkeit. Auch bey der zu ihnen durch die alte Mauer gebrochenen Thüre, als dem ersten Eingange vorüber, führt sie weiter hinauf zu den Tribünen, welche die mindere Höhe des mittlern Saales anzulegen vergönnte, und zu den Gängen zwischen den gedoppelten Fenstern. Sie ist so glücklich benützt, daß sie blos zum neuen Gebrauche erbaut zu seyn scheint.

Die im Heraufsteigen wachsende Erwartung nahet sich der Befriedigung beym Eintritte in den 24 Fuß tiefen, 17 Fuß breiten, 15 Fuß hohen Vorplatz.

Von diesem, den verweilenden Dienern angewiesenen Platze wendet man sich, zur Rechten, in die gleich hohe, 40 Fuß tiefe, 24 Fuß breite Vorhalle, aus welcher man, durch die erste ihrer zwo Thüren zur Linken, den großen Saal betritt.

Neben dieser ersten, als dem Haupteingange, kommt man, durch die andere, auf den einen Gang, der an die zwo Seitenthüren zur Rechten, und durch die, welcher man im Vorplatze, bey der Hereinkunft von der Treppe, gerade

rade entgegen geht, auf den andern, welcher zur die beiden Seitenthüren zur Linken führt.

Mitten an der andern Wand der Vorhalle, dem Zwischenraume der 12 Fuß von einander entfernten Thüren gegen über, steht der Ofen in seiner Nische.

Ein paar kristallne Kronleuchter geben hier des Abends, und zwey Fenster des Tages, Licht.

Zwischen diesen, oben in der Mitte am Schafte, ist der Kopf des Apollo, ein Medaillon nach dem Antik in Marmor, mit Lorbeerlaube angeknüpft; worunter ein, über seine Console gestellter hoher Pfeilerspiegel, in gerader Linie, die herabhängenden Leuchter, und die Hereintretenden, aufnimmt.

Die Architektur der Decke und Wände ist, ohne glänzende Verzierungen, mit Farben angegeben.

Jedes thut seinen so schicklichen als nützlichen Beytrag zum bescheidenen Ansehen des Ganzen.

Das Deckenstück schildert des gesunden und bescheidenen Beurtheilers der Kunst treueste Führerin, die Erkenntniß, im Schooße einer Wolke, von welcher sie, im gemilderten Glanze ausgegoßner Klahrheit, leicht umdämmert, wird.

Tief in forschende Gedanken, zur Prüfung versenkt, sammelt sie alle ihr verliehenen Kräfte, bey

ten aufgethanem Buche und brennendem Lichte.

Daneben verräth sich, unbemerkt von ihr, der wachsende Aufklärungstrieb, im Bilde eines muntern Knaben, welcher mit der Scheere die Flamme reiniget: daß das Licht der Erkenntniß allen Augen heller leuchte.

Beym Ausmalen des Musiksaales selbst ward, nicht weniger als hier, aller schimmernde Schmuck vermieden, und in Anwendung der Verzierungen die äußerste Sparsamkeit beobachtet. Denn weil die Baukunst durch vorspringende Glieder und ausgehobene Zierden den freien Wirkungen des Schalles nachtheilig zu werden glaubte, ließ sie der Malerkunst für sich das Wort führen.

Und diese zeigt, mit täuschender Hand: zwo an den Schäften zwischen den Fenstern hinaufsteigende jonische Pilaster, mit ihren antiken Kapitälen: das darauf ruhende Hauptgesimse der Decke, mit seinen umher laufenden Zahnschnitten: darüber alle mit Blätterschmuck in Voluten sich verlierende Ribben am Muldengewölbe, wo sie, an der Scheidung seiner Kuppel von der platten Decke, ein höheres Gesimse erreichen, und dieses die kleinern umfaßt, welche drey Deckenöffnungen, deren mittlere die größte ist, mit belaubten Gliedern, elliptisch umziehen.

Die

Die dazwischen angebrachten 4 runden Luftabzüge sind mit durchbrochnen Rosetten bedeckt, aus welchen die kristallnen Kronleuchter herabhängen.

In jeder Mitte der längern Wände, die sich, an beiden Enden, in schmälern Rundungen vereinigen, läßt eine Nische, zwischen zwo, die die Höhe und Breite gleichen Arkadenthüren, einem dem andern entgegengestellten säulenförmigen mit Medaillonen und Vasen gezierten weißen Ofen Raum gewinnen.

An der obern Hälfte der Wände wird, durch einen um und um, zwischen den kanälirten Pilastern, fortlaufenden Gurt, die gleiche Grund- und Brüstungshöhe der Fenster beider geraden Seiten, und der 5 Tribünen angegeben, deren drey, an der einen runden Wand, über dem Haupteingange, für Zuhörer, oder ein zweites Musikchor, und ihnen gegen über, zwey, an der andern, über dem Orchester, zu jeder Seite der Orgel eine, für Chöre der Pauken und blasenden Instrumente sich öffnen, und unter jeder Schwelle ihrer Brüstungen, wie die unter den Fenstern, auf vorgeschobenen Balkenköpfen ruhen.

Diese sind, von der Zocke aus, mit unverzierten Lesseen untersetzt, zwischen welchen, da wo keine Thüre oder Nische hintrifft, berahmte Füllungen Platz bekommen haben.

Kein

Kein Gegenstand widersetzt sich, vom Eintritte aus, der Ansicht des erhobenen Orchesters und seiner Aufschrift am Friese des Hauptgesimses über der Orgel:

RES SEVERA EST VERVM GAVDIVM.

Alles erscheint in ernster Einfalt, welche sich veredelt, durch eine Scene der Musen, welche die Kunst des Pinsels, durch das geöffnet zu seyn scheinende Gewölbe, sichtbar werden ließ.

Die neun Göttinnen des Parnasses sammleten sich über dem Gebäude. Ihre kleinere Hälfte verweilet, höher sitzend, beym Gotte des Lichtes.

Die drey Vorsteherinnen der Musik ziehen, von ihnen gesondert, durch die mittlere Oeffnung der Decke, in ihren Tempel ein.

Völlig bekleidet und mit ihren Kronen festlich geschmückt lassen sie, die hier allein gefallen und nützen wollen, jene, gemächlich mit aufgelößtem Gewande und freien Locken, zurück.

Die Erfinderinnen der Flöten und der Saitenspiele, Euterpe und Clio, nahmen ihre Fürstin, die Muse des Gesanges, Polyhymnia, mitten unter sich, leiten sie, in ihren Armen, von der Höhe, aus der sie, mit ihr, in gerader Richtung niederschweben, und der Genius der ernsten Freude, ein schöner Jüngling, der ihnen, im Schwunge, beide aufgehobene Hände voll frischer Blumen beut, führet sie an.

Ihre

Ihre genauer mit ihnen verbündeten Schwestern, die einander zur Seite sitzende dramatische und lyrische Dichtkunst, Melpomene und Erato, begleiten sie, gleich ihnen feyerlich gekleidet und gekrönt, in mäßiger Entfernung, auf einer schwellenden Wolke.

Im obern Lichte des glänzenden Gewölkes erzeugt sinkt sie näher herzu, und wallt vor den vom Antlitze des Musengottes alles beleuchtenden Strahlen her. Gleich einer andern, die vom Sitze der übrigen Musen und ihres Lehrers losgewunden, ihr gegenüber, das Gebäude ereilte, hat sie, beym Niederlegen auf die gewölbte Decke, einen Theil des Gesimses überzogen, und davon sich weiter zur Oeffnung hereingewälzt. Der lichte Schatten, der die gemilderte Klarheit ihres Saumes an der Fläche nachahmt, scheint zu schwinden, und die Annäherung der Herabkommenden sichtbarer zu werden.

Melpomene schlägt ein breites Buch in ihrem Schooße auf, worein sie ihre Blicke versenkt, als ob sie der melodischen Vereinigung des gesungenen und gesprochenen Ausdruckes ihrer Ideen nachdenke.

Ein Kind der Liebe, seiner Stelle zwischen beiden redenden Künsten getreu, erhebt sich hinter ihr, über ihre Linke herzu, und giebt, bey dem, was sein Auge in den Blättern erschlich, mit gegen einander gekehrten Händen, ein stilles Zeichen ehrerbietigster Bewunderung.

Erato

[illegible] sandte ihren getreuen Begleiter, Amor, voraus: durch die zwote Oeffnung, gerade über dem Orchester, sieht man, wie er, die Hand an der Leyer, jeder wilden Leidenschaft gebiethen will; und sie selbst im Löwen, auf dem er sitzt, durch die Gewalt der Musik, bezähmt. Sonst grausam, nun erweicht, scheint dieser im Laufe gehemmt, mit Weile, auf wallender Bahn, mehr fürder zu schwimmen, als fortzuschreiten; und friedlich lauschend sieht er sich um, nach dem, der ihm, mit dem Saitenspiele, nie empfundenes Gefühl ins Ohr rauschte.

Die Mutter des kleinen Siegers wendet sich, stillen Beyfalls voll, vom schwebenden Lager, zu ihm: verbirgt, in der linken, den goldnen Apfel, der ihrer Schönheit, im Wettstreite mit Weisheit und Hoheit, zufiel; verweilt aber, mit theilnehmendem Vergnügen, in einiger Entfernung, zur Annäherung bereit, und zum Entschlusse gereizt, den Liebling, bey Endigung des siegenden Spieles, mit Schenkung des selbst erlangten Preises zu überraschen.

Sie vertraute seine hier entbehrliche Waffen den Händen ihrer beyher spielenden Kinder, die sie anderwärts zu verwenden sich gelüsten lassen. Schon raubt eins dem andern die Pfeile, zu ihrer Bestimmung, aus dem Köcher.

Indessen wagte sich der Unverstand, in Marsyas Gestalt, an dem Thron des Apollo, und ward, auf einen vom Gotte mit gebietender

Freund-

[illegible]lichkeit gegebenen Wink, der Willkühr des Musengefolges überlassen.

Durch die dritte Oeffnung sieht man das Urtheil an ihm vollstrecken.

Gewaltübende Götterknaben nöthigen ihn sich zu krümmen, und mit hinterwärts gebundenen Armen vom Lichtquelle zu entfernen. Das Ende der Bande in der Linken, und mit Ruthenstreichen von der aufgehobenen Rechten verfolgt ihn der eine; der andere faßt das ziegenfüßige Mißgeschöpf bey den Haarlocken, quetscht ihm mit beiden Händen die gespitzten Ohren an den Kopf, und zieht ihn daher, von der Höhe nieder, nach der Thüre zu.

Unter ihren umherschwebenden Weibern empfiehlt einer dem andern, der ihn Himmelan begleitet, mit lohnenden Lorbeeren in der Hand, ein offnes Buch, daß mit dem Nahmen einer Virtuosenfamilie, Bach, bezeichnet ist, deren Stamm, durch seine aus Leipzigs Schooße verbreiteten vielen Zweige, in und außer Deutschlands Gränzen, Früchte trägt.

So leicht sich aus dem Sinne der Allegorie die Bestimmung des Gebäudes erklärt, welches dem Musikstudium, besonders der Uebung des Gesanges gewidmet ist, um dessen edelste Anwendung die redenden Künste schwesterlich sich mit ihm beeifern: eben so deutlich wird dadurch zugleich erinnert, was Würde und Gewalt dieser vereinigten Künste vermag, und wie hier die Hö-

Hö-

Zwecke ihres gemeinschaftlichen Zweckes erstrebt werden könne, wenn gute Genien sorgen, daß kein Unberufener oder Verworfener dieses Heiligthum der Musen entweihe, und darinne nur die Stimme solcher Lehrer laut werden darf, die mit einem Bach, Hasse, Hiller, oder Naumann in geistiger Verwandschaft stehen.

II.

A Critical Essay on Oil-Painting, proving That the Art of Painting in Oil was known before the pretend discovery of *John and Hubert van Eyck*; to which are added *Theophilus de Arte pingendi*, *Eraclius de artibus Romanorum*, and a Review of *Farinator's Lumen animae*, by *R. E. Raspe*, London 1781. 148 S. in 4to.

Ungeachtet wir Deutschen, schon vor sieben Jahren, über eben diese Materie (das Alter der Oelmahlerey) eine Untersuchung erhielten, welche Herr Raspe diesem seinen kritischen Versuch so-

sogar zum einzigen Grunde gelegt zu haben scheint, und auf welche, der Gelehrte wenigstens, auch mit ziemlicher Sicherheit fußen kann, (denn sie ist von G. E. Lessing) — ungeachtet wir, durch die Bemühungen eben dieses großen Mannes, eine Ausgabe des wichtigsten Buches, das Hr. Raspe seinem kritischen Versuch, (und oben drein sehr unvollständig) anzuhängen für gut gefunden hat, (S. des Theophili Presbyteri Diuersarum Artium Schedula im 6ten Beytrage zur Geschichte und Litteratur, Braunschw. 1781.) besitzen: so glauben wir denn doch, diese Schrift des Hrn. Raspe nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, weil diejenigen unserer Landsleute, welchen Erörterungen dieser Materie am Herzen liegen, leicht glauben könnten, daß wir wieder aus der Fremde (denn wir betrachten Hrn. Raspe auch deswegen als einen Fremden, weil er dieses Werk nur für Fremde hat schreiben können,) ein wichtiges Geschenk erhalten hätten, — das auch deswegen wohl schon wichtiger ihnen scheinen könnte, weil es auf schönem Papier splendid in 4to erschienen ist, da Lessing, vom Alter der Oelmahlerey aus dem Theophilus Presbyter (Braunschweig 1774.) nur in klein 8. und schlecht und recht abgedruckt werden. — Aber, wir können unsre Prüfung dieses kritischen Versuches nicht eher anstellen, als bis wir Lessings Manen um Verzeihung gebeten

ten haben, daß wir itzt erst, und nur bey Gelegenheit des Strömleins, der Quelle gedenken, aus welcher dieses — und viel andre Strömlein — entsprungen sind. Der Recensent hofft, daß wenigstens zur Anzeige der Lessingschen Schrift über diese Materie, in dieser Bibliothek, nur aus eben dem Grunde keine Veranlassung gegeben worden ist, aus welchem man, — bey dem Leben eines großen Feldherrn, nicht auf die kleinen coups de main Acht hat, die er ausführt, die man aber, mit Aufmerksamkeit und Theilnehmung, in dem Leben eines Partheygängers bemerkt. —

Der Innhalt der Lessingschen Schrift ist unter uns bekannt, oder sollte es doch wohl seyn. — Sie ist gegen die allgemeine Behauptung, daß van Eyck der Erfinder der Oelmahlerey gewesen, gerichtet. Ob Herr Raspe, durch die Lessingsche Schrift, auf diese Materie, und auf den Theophilus Presbyter, zuerst aufmerksam gemacht worden, läßt sich nicht entscheiden, ob es gleich wahrscheinlich genug ist. Aber, daß er, ohne Lessing, darüber nicht so geschrieben haben würde, wie er darüber geschrieben hat, das ist nun ausgemacht. Denn nicht einen eigentlichen Grund, nicht eine Autorität wider das, was in beiden Schriften bestritten wird, führt er mehr an, als Lessing; nicht einmal den Wink, den Lessing (S. 66.) auf ein Werk giebt, das bey dieser Sache noch

genützt werden könnte, (die Sicilia inventrice des Auria) hat er aufgefaßt; und oft, sehr oft, bestreitet er gewisse Behauptungen mit eben den Gründen, und eben den Wendungen, und fast eben den Wörten, womit Lessing sie bestreitet: *) höchstens macht er nur der Worte mehr. Auch

*) Z. B. Zur Bestreitung der Meinung, daß das Geheimniß der Oelfarben lange Zeit bey dem Erfinder, und seinen Freunden allein geblieben, sagt Lessing: (S. 13.) »Wer Augen und »Nase hat, wird sich das schwerlich bereden »lassen; denn beide überzeugen ihn, daß die „Oelfarben zu denjenigen Erfindungen ge»hört haben müssen, welche gemacht zu haben, »und sie, bey der ersten Ausübung, der gan»zen Welt mitzutheilen, einerley gewesen;« und Herr Raspe (S. 17.) But whoever has eyes to see, and nostrils to smell will not easily to be imposed upon by such a story, for both these senses will convince him, that inventing, and using oil colours must have been the same as disclosing the secret to the whole world. — S. 12. bestreitet Lessing die Erzählung des Vasari, daß van Eyck, »aus Verdruß, weil ihm eines von sei»nen Gemählden, das er in Wasserfarben, und »auf Holz ausgeführt hatte, als er es an der »Sonne trocknen wollte, von der allzu großen »Hitze geborsten, daß er aus bittern Ver»druß hierüber, auf Mittel bedacht gewesen »sey,

Auch ist die ganze Sache der Oelmahlerey durch ihn weder mehr berichtiget, noch mehr aufgeklärt

»sey, die Sonne inskünftige zum trocknen zu »entbehren, und so die Oelfarbe erfunden ha- »be,« — mit der Wendung, dieses laute ungefähr so, als ob man erzählte: »Jemand »versengte sich am Ofen ein schön Kleid, »und um nicht wieder so unvorsichtig zu seyn, »entschloß er sich, den Ofen aus der Stu- »be zu schaffen, und erfand den Kamin,« — und Hr. Raspe sagt ihm nach: (S. 14.) This saying (des Vasari) is nearly as absurd »as saying: »somebody burnt and singed his »clothes at a stove; and to prevent similar »accidents for the future, he pulled down »his stove, and invented the chimney fi- »re,« — ohne nur gewahr worden zu seyn, daß ein solcher Einfall, überhaupt so ungereimt er auch scheint, doch, diesem unbeschadet, wohl irgend einmahl ein wahrer Einfall gewesen seyn könnte, wenn er gleich hier nicht statt gehabt hat, und daß dadurch mehr die Art, wie Vasari die Sache erzählt, ungereimt dargestellt, als die Sache selbst bestritten wird, denn auch Einfälle, die ungereimt scheinen, können auf Entdeckungen führen. So ganz methodisch, wie die methodischen Köpfe wollen, geht es wohl dabey nicht immer zu; wenigstens läßt sich die Kette von Schlüssen, an welchen Entdeckungen hängen, nicht immer, als Kette, anschaulich machen, so gewiß es auch Kette im Kopf des Erfinders ist.

worden, als sie es vorher war. Wir sind durch ihn um keinen Schritt weiter in der Kenntniß der Entstehung der Oelmahlerey gekommen, als wir vorher waren.

Das Erstere (den Gebrauch der Lessingschen Schrift überhaupt) würden wir Hrn. Raspe verzeihen. Warum sollte man den Nachbar immer mit etwas ganz Eigenem, ganz Neuem beköstigen? Genug, daß man ihm nichts vorsetzt, was er schon zu Hause hat, und alltäglich haben kann. Auch hat Hr. R. (S. 7.) eingestanden, daß er, wenigstens zum Theil, mit Lessings Argumenten die Sache behandeln würde, und das ist für einen neuern Schriftsteller immer genug; denn so viel Gewissenhaftigkeit, wie unsre guten Deutschen im 16. und 17ten Jahrhundert hatten, die lieber gelehrt scheinen, als mit fremden Federn prangen, lieber, gerade zu, ihr Borgen eingestehen, als alles aus sich selbst heraus gesponnen haben wollen, fordern wir in unserm — aufgeklärtern, feinern Jahrhundert nicht mehr. —

Aber, was wir dem Hrn. Raspe weniger verzeihen können, ist, daß er, durch die Lessingsche Schrift, nicht zu mehrerm eigenen Nachdenken, und Nachforschen über diese Materie geführt worden, daß er den Ruf, den van Eyck, in Rücksicht auf die Oelmahlerey bis itzt gehabt, und bey den größten Künstlern noch hat, nicht genauer untersucht, nicht den Grund, worauf die-

dieser Ruf eigentlich beruht, genauer geprüft, und den Unterschied nicht bestimmt hat, der sich zwischen dem, was für die Mahler, und was für die Gelehrten, Erfindung heißt, vielleicht befinden kann. Er begnügt sich, wie Lessing, den Ruhm der Erfindung des Eyck blos darinn zu sehen, daß dieser gelehrt, wie die, mit Oel abgeriebenen Farben leichter zum trocknen gebracht werden könnten. Und doch giebt er, in der Einleitung, zu verstehen, daß er in seinem Buche einen Beytrag zur Geschichte, der schönen Künste, so zu liefern gedenke, wie er dergleichen, zur Geschichte andrer Künste, in zwey Vorreden geliefert habe! — Doch, ehe wir zur Sache selbst kommen, etwas von dem Eigenthümlichen, das die Schrift des Hrn. Raspe hat.

Außer dieser Einleitung, worinn er von dem Werth der Geschichte der Künste und Fertigkeiten des Menschen überhaupt handelt, und mit uns bedauert, daß Leibnitz seine Encyclopedie nicht ausgeführt habe, worinn er vorzüglich auf den Ursprung und den Fortgang der mechanischen sowohl als der freien Künste, und aller Wissenschaften überhaupt, Rücksicht nehmen wollen, unterscheidet sich das Werk des Hrn. Raspe von der Lessingschen Schrift überhaupt dadurch, daß, so wie der Faden der Untersuchung hier ununterbrochen fortläuft, und die Zeugnisse und die gelegentlichen Prüfungen und Würdigungen der-

selben in die angehängten Anmerkungen gewiesen worden, Hr. Raspe dieses alles in den Text mit hinein geflochten, den Gang der Untersuchung ein wenig verändert, — ich könnte sagen, verwirrt, — und dadurch dem bloßen Liebhaber die Lectüre desselben erschwert hat, und noch mehr erschwert haben würde, wenn er Lessings ganze Gelehrsamkeit beybehalten wollen. —

Doch, zu dieser Veränderung scheint er einige Gründe gehabt zu haben. Bis zu S. 21. hat er nichts gesagt, was nicht Lessing auch gesagt hätte, (einige Erweiterung abgerechnet,) aber hier bringt er nun die, von Lessing schon abgefertigte Behauptung des Graf Caylus, daß Griechen und Römer wohl schon mit der Oehlmahlerey bekannt gewesen seyn könnten, bey, um diesen zu widerlegen, und läßt sich in Untersuchungen hierüber ein, welche von S. 21. bis zu S. 35. gehen, die uns zu einer nähern Bekanntschaft mit dem Gebrauche des Oeles in, und bey der Mahlerey leiten sollen.

Zuerst redet er von der Mahlerey der Egypter. Da die, in den Trümmern von Theben, und in andern Theilen Egyptens, auf den Wänden noch befindlichen Ueberbleibsel der egyptischen Mahlerey nicht genau genug von dem Pocock, Shaw, Norden, Maillet, u. a. untersucht worden sind: so glaubt Hr. Raspe daraus nichts schließen zu können; hat aber mit den, in England befindlichen Mumien Versuche angestellt, und

und gefunden, daß 1) die, auf dem Behältniß sowohl, als auf der Hülle, oder Kleidung derselben befindliche Mahlerey auf einem weißlichen Grund stehe, der, seiner Meinung nach, aus der, dem Plinius (Lib. XXXIII. c. 13. Lib. XXXV. c. 7.) schon, zum Grundiren bekannten Creta, cretula (Kreide) gemacht ist; und daß dieser Grund, ob er gleich auch bey Oelfarben gebraucht werde, und den großen Vortheil habe, daß er das Oel einsauge, und es dadurch verhindere, eine Haut über die Farben zu ziehen, auch, wegen der Weisse, und Glattheit, die er bey dem Abreiben und Poliren erlange, noch andre Vortheile gewähre, dennoch auf diesen Mumien zu leicht zu zerkrümeln sey, um mit irgend einem Gummi, oder Oel, aufgetragen, vermischt, oder sehr getränkt worden seyn zu können, zumal, da auch mit Wasserfarben auf eben diesen Grund gemahlt worden sey, und gemahlt werde; 2) daß der Glanz, den die Farben zweyer dieser Mumien (im Brittischen Museo, und auf der Bibliothek zu Cambridge,) vorzüglich haben, sich von einem Firniß herschreibe, der, da er sich weder mit gewöhnlichem Wasser, noch mit distillirten Wassern (wie, z. B. mit doppelt distillirtem Lavendelwasser, oder mit Weingeist) auflösen lasse, aus einem feinen Oelfirniß bestehen müsse, weil Firniß, der mit abgezogenen Wassern gemacht werde, oder ein, mit Wachs zubereiteter Ueberzug, durch diese auch wieder

aufgelöst werden könne. Der Oelfirniß aber, der Wirkung dieser sowohl, als des Oeles selbst, widerstehe; daß, 3) die darunter liegenden Farben, an Stellen, wo dieser Firniß fehle, sogar mit gewöhnlichem Wasser weggewaschen werden könnten, und daß auch der Grund angegriffen werde, woraus denn zu folgen scheine, daß diese Farben mit gewöhnlichen Gummen, Eyweiß, u. d. aufgetragen worden seyn müssen; jedoch, setzt er hinzu, wollte er dadurch nicht behaupten, daß es ein beständiger und allgemeiner Gebrauch gewesen, die Mumien mit einem solchen Firniß zu überziehen, weil in D. Hunters Cabinet eine sich befinde, die nicht die mindesten Spuren davon trage.

Aber, wie, wenn dieser Oelfirniß eine neuere Arbeit wäre. — Hr. Raspe sucht zwar diesen Einwurf (S. 26.) dadurch zu entkräften, daß so etwas nur in den Kopf eines unwissenden, betrügerischen Antiquars kommen könne, — und wirft, bey dieser Gelegenheit einen Seitenblick auf das Naturalien-Cabinet zu Cassel, in welchem die Fossilien, Crystallisationen, u. d. bemahlt und befirnißt worden sind; aber dieses letztere ist denn doch wohl etwas unnatürlicheres und ungereimteres als jenes? Uns dünkt, daß Hr. Raspe des letztern aus allerhand Gründen nicht, — und auch deswegen nicht gedenken sollen, da er selbst (S. 28.) der Betrügereien erwähnt, die, vermittelst dergleichen Firnissen gespielt

spielt werden. Und hat man denn in Europa nicht Mumien viel sonderbarer aufgestützt? — Er kommt hierauf auf den Firniß, (wir wollen das Atramentum des Plinius so übersetzen,) dessen Apelles sich bedient haben soll. Plinius redet (XXX. 10.) von diesem Firniß auf folgende Art: „er (Apelles) war in einem „Stücke unnachahmlich, darinn nähmlich, daß „er, nachdem er seine Arbeiten vollendet hatte, „sie mit einem so dünnen Firniß überzog, daß „durch den Widerschein desselben, nicht allein der „Glanz der Farben selbst erhöhet, sondern sie „auch vor Staub und Schmutz bewahrt wur„den, und der dennoch, so fein oder dünn war, „daß er nur von ganz nahem entdeckt werden „konnte. Auch hatte er einen andern guten „Grund hiezu, damit das Auge nicht durch den „Glanz der Farben beleidigt werden möchte; „denn sie erschienen dadurch gleichsam, als ob sie „in einer Ferne, durch einen durchsichtigen Stein „(ich wage nicht, Marienglas zu übersetzen,) „gesehen würden, und eben dieser Firniß mäßig„te zugleich die zu lichten Farben auf eine un„merkliche Art.“ Nach Hrn. Raspens Meinung, soll nun ein Oelfirniß nur diese Wirkung hervorbringen können; und folglich sollen die Griechen, mindstens zu Firnissen, so wie die Egypter, den Gebrauch des Oeles gekannt haben. — Doch, wir wollen Hrn. Raspens Erläuterung dieser Stelle, und seine daraus gezo-

ge

genen Folgen ein wenig genauer betrachten. *) Diese Stelle selbst habe ich ungefähr so übersetzt, wie Hr. Raspe; aber, ich glaube denn doch, daß diese Uebersetzung nichts taugt. Wird die Stelle so verstanden, wie Hr. Raspe sie versteht; so wird, durch ein und denselben Firniß, ein und derselbe Glanz der Farben (claritas colorum) einmahl erhöht; und einmahl gedämpft, oder gemäßigt, und das reimt sich nun, man sage, was man wolle, nicht zusammen! denn, von zweyerley Farben ist hier gar nicht die Rede. Wie, wenn wir also den Widerspruch heben, und den zweiten Satz, sed, et cum **) ratione magna, u. s. w. auf folgende Art geben? „Aber, er that dieses mit vieler Einsicht „und Behutsamkeit, so daß der Glanz der Far„ben

*) Ich glaube die Stelle im Original anführen zu müssen: Vnum imitari nemo potuit, quod absoluta opera atramento illinebat ita tenui, vt id ipsum repercussu *claritates colorum excitaret*, custodiretque a puluere et sordibus, ad manum intuenti demum appareret. Sed et cum ratione magna, ne *colorum claritas oculorum aciem offenderet*, veluti per lapidem specularem intuentibus e longinquo, et eadem res nimis floridis coloribus austeritatem occulte daret.

**) Herr Raspe hat hier, statt cum, *tum* gelesen; bey dieser Lesart scheint seine Erklärung freilich ehe statt haben zu können.

„ben das Auge nicht beleidigte,“ u. s. w. das heißt: der Glanz der Farben wurde durch diesen Firniß zwar erhöht; aber nicht so erhöht ꝛc. — Ich sehe überdem, daß Harduin, in seiner Ausgabe des Plinius, die Stelle auf folgende Art erläutert: sed et istud cum ratione ac modo fiebat, und daß Falcourt, sie, auf folgende Art, übersetzt: Mais il l'emploïoit (le vernis) avec beaucoup de menagement, de peur que la vivacité, u. s. w.

Was Hr. Raspe zur Vertheidigung des Plinius, daß dieser das Wort atramentum für diese Sache gebraucht habe, sagt, übergehen wir, — weil wir glauben, daß Hr. Raspe selbst, es sich hätte ersparen können. — Zwar gründet er diese Vertheidigung auf seine Erklärung des: vnum imitari nemo potuit; und diese Erklärung scheint dem Hrn. Raspe noch lange nicht die einzige, und die beste. Herr Raspe glaubt, nähmlich, daß dieses so viel heisse: als die sämmtlichen Bestandtheile dieses Firnisses wären ein Geheimniß gewesen; und freilich ist die Stelle von mehrern so verstanden worden. Aber, wenn es ein Oelfirniß war, wie Hr. Raspe behauptet: so konnte er es nicht gänzlich seyn; — und, im Vorbeygehn, es ist sonderbar genug, daß Hr. Raspe, wenn die Sache damahls unerrathbar war, sie itzt hat errathen wollen. — Denn dieses Oel würde man durch den Geruch im Anfange haben entdecken müs-

müssen; und daß es dem Apelles niemand hier-inn gleich that, konnte also wohl daher kommen, weil kein andrer Mahler so gut, wie er, die Far-be des Gemähldes selbst, so zu wählen, oder so aufzulösen, zu mischen und aufzutragen wußte, daß dieser Firniß diese, und keine andre Wir-kung that. *) Auch übergehen wir den Erweis, daß,

*) Wenn dieser Firniß wirklich ein Oelfirniß ge-wesen seyn soll: so hat Plinius uns wohl, und wenigstens darinn falsch berichtet, daß, unter den vier Farben, deren sich Apelles be-dient, die weisse aus einer, in der Insul Me-los gefundenen Erde (denn ich möchte sie mit den Vitruvius nicht gern zu einem Metalle machen; sondern glaube dem Dioscorides lib. V. c. 180. ehe Glauben beymessen zu müs-sen) bestanden habe; denn, obgleich der eben angeführte Schriftsteller sagt: καὶ ζωγράφοις πρὸς πλείονα χρόνον μόνιμα χρώματα, und obgleich Hill ausdrücklich behauptet, daß sie fest, und unveränderlich weiß bleibt: so wissen wir doch, daß weisse Erdarten, die ihr ganz ähnlich sind, so wie alle weisse Farben, das einzi-ge reine Bleyweiß, wenn es mit Vorsicht ge-braucht wird, und anfänglich wenigstens, ausgenommen, durch das Oel sogleich gelb und fleckicht werden, und daß auch der Oel-firniß des Apelles dem Melino desselben ge-schadet haben müßte. Doch, was hätte ihn denn auch hindern können, das Bleyweiß zu gebrauchen? —

daß, weil nach Hrn. Raspens Meinung, die Egyptier schon den Oelfirniß gekannt haben, auch die Griechen ihn wohl hätten kennen müssen; denn, einmahl, wenn man den Vorzug des Oeles zu Firnissen von den Egyptern gelernt hatte, warum sollte ihn denn Apelles alleine kennen? Wie war es möglich, daß nicht mehrere Mahler ihn auch kannten? Und, wenn Hr. Raspe die glückliche Wirkung jenes Firnisses vorzüglich dem Oele zuschreibt: so müßte es sonderbar zugegangen seyn, wenn nicht auch mehrere Mahler ihn hätten gebrauchen sollen. — Dieser Erweis stürzt, wie man sieht, also andre Behauptungen des Hrn. Raspe zu Boden, daß er ihn lieber nicht hätte unter seine Hülfstruppen aufnehmen sollen. — Und dann ist es ja gar noch nicht ausgemacht, daß jener, auf den Mumien befindliche Firniß ein ganz alter Firniß ist. —

Auch war ja der Gebrauch des Oeles zu Ueberzügen der Gemählde, mindestens zu den Zeiten des Plinius, nicht mehr ein Geheimniß. Hr. Raspe selbst, gedenkt der Stellen des Plinius, und Vitruvius, wo diese erzählen, daß man, um das Minium vor den Wirkungen der Luft zu bewahren, es mit punischem Wachs, das in ein wenig Oel aufgelöst worden, überzogen habe. Und aus allen diesem wird es denn ziemlich wahrscheinlich, daß das Unnachahmliche des Apellischen Firnisses nicht sowohl darinn, daß die Composition desselben ein Geheimniß gewesen,

sein, sondern vielmehr in der Art und Weise, wie er die Farben des Gemäldes selbst, zur Erreichung seines Zweckes, geordnet und behandelt, bestanden habe. Ueberhaupt scheint uns Herr Raspe bey dieser ganzen Behauptung, nicht die Natur der Wassermahlerey genug in Erwägung gezogen zu haben; wir werden davon in der Folge noch zu reden Gelegenheit haben. *)

Nicht also aus Hrn. Raspens Erläuterung dieses unbekannten Firnisses, sondern aus Stellen des Plinius und Vitruvius selbst lernen wir, daß das Oel wenigstens zu Zeiten dieser Römer, zu Ueberzügen von Gemählden gebraucht wurde.

Und aus Vergleichung dieser Stellen des Plinius und Vitruvius mit einer andern Stelle des erstern, hätte Hr. Raspe vielleicht mit meh-

*) Rec. erinnert sich in dem Dict. Encycl. gelesen zu haben, daß man im Herkulanum ein, mit diesem Firniß überzogenes Gemählde, welches eine Muse mit einem musikalischen Instrumente auf der Schulter, darstellt, gefunden habe. Aber, vergeblich hat er diese Muse in den, bis itzt erschienenen fünf Bänden der im Herkulanum gefundenen Gemälde, oder bey dem Caylus und Winkelmann noch Nachrichten von ihr, gesucht.

mehrerer Gewißheit ausmitteln können, daß auch die Griechen schon den Gebrauch des Oeles zu Ueberzügen überhaupt kannten. In der vorhergehenden erzählt Plinius, daß die Luft (oder, wie er sagt, der Sonn- und Mondenschein) dem Minium schädlich wäre, und daß, um diesem zu wehren, man die gut getrockneten Wände mit punischem Wachs, das mit Oel flüssig und warm gemacht worden sey, überziehe; und, nachdem er das Verfahren dabey beschrieben, sagt er, daß man auf eben die Art dem Marmor die Politur gäbe. (sicut et marmora nitescunt.) Eben dieses sagt Vitruvius von dieser Art des Ueberzuges der Gemählde. (vti signa marmorea nuda curantur.) Nun erzählt aber auch Plinius vom Praxiteles (Lib. XXXV. c. 11.) daß dieser, als er gefragt worden, welches seiner eignen Werke in Marmor ihm das bessere scheine? geantwortet habe, „dasjenige, woran Nicias Hand gelegt „hat," und Plinius setzt hinzu: tantum *circumlitioni* eius tribuebat; und diese circumlitio ist nun, wahrscheinlicher Weise, wohl nichts anders gewesen, als vorgedachte Politur, oder der Firniß, aus Oel und Wachs. Freilich folgert hieraus nichts, als das die Griechen das Oel zu Firnissen überhaupt zu gebrauchen wußten; aber es folgert denn doch vielleicht sicherer daraus, als aus einer Stelle, die durchaus ein Geheimniß enthalten soll. Und nichts mehr, als

den Gebrauch des Oeles hiezu, hat uns Hr. Raspe lehren wollen. *) —

Hr. Raspe geht hierauf (S. 29.) zu seiner Untersuchung zu den ältesten itzt noch übrigen griechischen Mahlereien auf den Etrurischen Gefäßen über; und obgleich die schwarzen Außenlinien der Figuren, so scharf, so gleich, auf eine so leichte und meisterhafte Art gezogen sind, daß man, seiner Meinung nach, sie für Oelmahlerey halten möchte; ob er gleich viel Worte macht, um

*) Ich weiß, daß Winkelmann, in der zweiten Ausgabe seiner Geschichte der Kunst, das Wort circumlitio ganz anders erklärt, und das Geschäft des Nicias nur auf eine unmerkliche Verbesserung der Modele des Praxiteles eingeschränkt hat. Aber es sey, daß das linere sich auch so erklären lasse; es sey, daß es wirklich ganz kunstwidrig wäre, eine schöne Statue noch zu überfirnissen: — was machen wir denn aber aus den vorher angeführten Stellen des Plinius und Vitruvius? Wegerklären lassen sich diese doch nicht? — W. hat sich hier sonderbar zu helfen gewußt. In der ersten Ausgabe der Gesch. d. Kunst hatte er (S. 287.) diese Stellen selbst angezogen; aber, bey jener Erklärung hätten unterrichtete Leser dadurch irre gemacht werden können; — sie mußten also fort; — und sind auch, mit der ganzen Stelle, zu welcher sie gehören, fortgeblieben.

ihn zu erweisen, daß sich Arbeit der Art nicht füglich anders als mit Oelfarben machen lasse: — so kommt alles denn doch endlich darauf hinaus, daß diese Farben auch wohl mit einer Mischung von aufgelöstem Wachs, oder Gummi, aufgetragen worden seyn könnten, und daß wir, aus vielerley Gründen, hierüber nicht mehr urtheilen können.

Ueber die Herkulanischen, und sonst noch zu Rom befindlichen alten Gemählde, sagt Hr. Raspe nichts, was wir nicht schon aus dem Winkelmann u. a. wüßten. Nur daß durch den Firniß, mit welchem man anfänglich die erstern überziehen lassen, das Colorit einiger, nämlich der al fresco gemahlten, gewonnen habe, besinnen wir uns nicht gelesen zu haben. —

Nun kommt Hr. Raspe endlich (S. 33.) zu den schon angeführten Stellen aus dem Plinius und Vitruvius; und verbindet, mit Hülfe des darinn vorkommenden Wortes, Wachs, seine Digression mit der Wachsmahlerey, wohin wir ihm nicht folgen, weil dieses nicht zur Sache der Oelmahlerey gehört; legt hierauf das Resultat seiner Untersuchungen, daß wir nämlich nicht directe Beweise für den Gebrauch des Oeles in der Mahlerey der Egypter, Griechen und Römer haben, seinen Lesern vor, — und kommt nun so endlich wieder in die Lessingsche Heerstraße.

Daß er uns auf seinem Fußstege der Sache um nichts näher gebracht, und daß er diese Zusätze, zum Theil auf die sonderbarste Art, — und wäre es auch mit Wachs — an seine Untersuchung selbst angeklebt habe, werden die Leser schon bemerkt haben. Das Seltsamste ist, daß er mit Worten, mit welchen Lessing offenbar einen ganz andern Sinn verbindet, sich wieder an diesen anschließt. Dieser nämlich, nachdem er vorher die Erzählung des Vasari, daß Eyck, aus bitterm Verdruß, weil ihm ein Gemählde mit Wasserfarben an der Sonne geborsten sey, die Oelfarben erfunden habe, dadurch lächerlich zu machen gesucht hat, daß er (S. 12.) sagt, „dieses lautet ungefähr so, als ob man erzählte, Jemand versengte sich am Ofen ein schönes Kleid, um nicht wieder so unvorsichtig zu seyn, entschloß er sich, den Ofen aus der Stube zu schaffen, und erfand den Kamin,,“ — fährt, offenbar in Beziehung hierauf, (S. 15.) fort: „auf viele Erfindungen geräth man auf einem „Wege, auf welchem man gerade nicht darauf „gerathen sollen, und vielleicht von allen läßt „sich mehr oder weniger zeigen, daß irgend ein„mal irgend Jemand sehr nahe dabey gewesen „seyn müsse. Von einer, sie sey welche es „wolle, beweisen, daß sie vorlängst hätte „gemacht seyn können, oder sollen, ist nichts „als Chicane; man muß unwiedersprechlich „beweisen, daß sie wirklich gemacht gewe„sen,

„sen, oder schweigen. — Und hieraus wird „man leicht abnehmen, was ich mir selbst zu „thun auferlege, und zu thun getraue, indem „ich dem Johann van Eyck diese Erfindung „— gänzlich abspreche," u. s. w. Hr. Raspe, der, aus Thatsachen den Alten die Kenntniß der Oelmahlerey abgesprochen hat, warnet die Leser, daß sie nicht, dem ungeachtet, sie den Alten zuschreiben mögen, und setzt hinzu, „es ist offen„bahre Chicane, nur zu erweisen, daß ein Ding „in vergangenen Zeiten schon, hätte erfunden „seyn sollen, oder können. Wir müssen diese „Sache unwidersprechlich erweisen, oder schwei„gen. — Diesem Gesetz unterwerfe ich mich, und „überlasse den eifrigern Lobrednern der Alten," u. s. w. — Der Recensent gesteht aufrichtig, daß er bis itzt den Hrn. Raspe nicht für einen so undenkenden Nachschreiber gehalten hat, als er hier sich zeigt. —

Er kommt hierauf, mit den Worten: „ein „ähnliches Gesetz verbindet mich, durch Thatsa„chen zu erweisen, daß Vasari's Nachricht von „der Erfindung der van Eyck" u. s. w. zum Theophilus Presbyter, und dem Eraclius. Was er von den Handschriften des erstern nachrichtlich mittheilt, hat auch Lessing. Nur hat Hr. Raspe auf der Universitätsbibliothek zu Cambridge eine vierte gefunden, die er ziemlich ausführlich beschreibt, und welche aus dem 13ten Jahrhundert seyn soll, deren Gebrauch ihm

aber — er sagt nicht, aus welchem Gründen —, versagt worden ist. Sie enthält indessen auch bey weitem nicht das vollständige Werk des Theophilus. Es wundert uns nicht wenig, daß Hr. Raspe, der hier wirklich gelehrt zu seyn gesucht hat, dieses Umstandes nicht besonders gedenkt, dessen er billig hätte gedenken sollen. Er wußte ja, aus dem Lessing wenigstens, (S. 17 und S. 77. u. f.) daß in dem Werke des Theophilus auch etwas über die Glasmahlerey enthalten seyn mußte, daß es aus drey Büchern bestehe, u. s. w. Auch setzt er hier unter die Recepte des alten Kopisten eines, das offenbar dem Theophilus, wenigstens der Überschrift nach, selbst gehört, das De componendis luminarum, welches aber aus dem dritten Buche desselben und zwar daselbst das 18te Kap. ist. — Dieses Manuscript enthält übrigens das erste Buch des Theophilus, so wie es in den Beyträgen wirklich abgedruckt worden, und auch das darin fehlende Kapitel de incausto (bey Hrn. Raspe das 38ste.)

Ein fünftes Manuscript des Theophilus hat Hr. Raspe ebenfalls zu Cambridge, in dem Dreyfaltigkeits-Collegio, gefunden, und dieses ist es, was er hier abdrucken lassen. Er nennt es (S. 41.) ein besseres; wir wissen nicht aus welchem Grunde; denn es ist nicht einmahl so vollständig als das vierte; es finden sich nur die 28 ersten Kapitel des ersten Buches, so wie

es

es in den Beyträgen abgedruckt worden ist, darin; und Hr. Raspe hätte also (S. 43.) nicht sagen sollen, daß es nur das erste Buch enthalte; es fehlen noch 7 Kapitel; und, da Hr. Raspe gewisse Recepte für untergeschoben erklärt, gar 10 Kap. Oder, hat er etwann geglaubt, daß dasjenige der 2te Theil des Werkes sey, was das vierte Manuscript mehr hat? — Beynahe scheint es so; denn gegen welches Manuscript hätte er es sonst halten, welchen Maaßstab hätte er, zu Bestimmung der Größe dieses seines ersten Buches, gebrauchen sollen? Das Wolfenbüttelsche Manuscript? Er giebt sich (S. 79. in der Note) das Ansehn, als ob er dieses wirklich gekannt habe; er sagt, gewisse Recepte (die er aber doch mit abdrucken lassen) wären seiner Handschrift durch den Kopisten angehängt worden, fänden sich aber in dem Manuscript zu Wolfenbüttel nicht. Aber die drey ersten finden sich allerdings daselbst, und im ersten Buche; das de molendo auro et molendino eius, (das 26ste S. 313.) das quomodo aurum et argentum libris imponatur, (das 27ste S. 315.) das quomodo decoratur pictura cum stagno. (das 28ste S. 316.) — Die übrigen, nach Hrn. Raspens Meinung untergeschobenen Recepte, sind folgenden Innhalts, de molendo auro secundum Flandrenses; Quomodo scribitur de auro; Aliud, De eadem arte sicut supra, Iterum, Item ad idem,

idem, De eadem arte, Adhuc eadem; Item, Item, Item; und wenn es also darum zu thun ist, alles zusammen zu haben, was Theophilus entweder selbst geschrieben hat, oder die Kopisten dem Manuscripte desselben angehängt haben, kann bey Hrn. Raspen diesen kleinen Zusatz finden. Dem Style nach ist alles vom Theophilus. Hat sich Hr. Raspe vielleicht auch verleiten lassen, diese Recepte für ein Werk der Abschreiber zu halten, weil sie von einer andern Hand sind? — Aus allem diesen erhellt indessen, daß Hr. Raspe nicht genug von dem Werke des Theophilus gewußt, daß er auf die Herausgabe desselben nicht den Fleiß und die Sorgfalt verwandt hat, welche man von Herausgebern solcher Werke fodert. Wir erinnern zugleich beyläufig, daß es äußerst fehlerhaft, sowohl in Ansehung der Interpunction, als der Rechtschreibung abgedruckt worden ist. So liest man, z. B. (S. 87.) discoperiens, statt disco operiens, und an sehr vielen Stellen stehen (.) wo (,) stehen sollten. Ist die Handschrift so: so mußten wir wenigstens davon benachrichtigt werden. Alles dieses sind Kleinigkeiten; aber Hr. Raspe macht bey diesem Werke so viel Ansprüche auf den wahren Gelehrten, daß wir alles, was man von dem Gelehrten fordern kann, von ihm fordern zu müssen glauben. —

Auf

Auf den Eraclius, de artibus Romanorum, ist Hr. Raspe wahrscheinlicher Weise, auch durch Hrn. Lessing aufmerksam gemacht worden. Er fand die Handschrift desselben in eben dem Volum, worinn der Theophilus war; und über den Verfasser selbst, sagt Hr. Raspe (S. 44.) folgendes: „Auf dem Titel des Bu„ches heißt er vir sapientissimus, woraus denn „zu folgern scheint, daß er kein Priester war, „oder eine kirchliche Würde hatte, und welches „unwidersprechlich beweist, daß das Zeitalter, „in welchem er lebte, und welches ihn mit die„sem Titel beehrte, ein höchst barbarisches gewe„sen seyn muß; denn die Sprache desselben ist „unbegreiflich barbarisch, seine Leichtgläubigkeit „höchst anstößig, und seine Kenntniß der Dinge „und Principien höchst seicht. Mit alle dem „kann er denn doch ein Layenbruder oder Mönch „gewesen seyn, denn er eignet sein Werk einem „Mönchsbruder zu; und ganz sicherlich war er ein „unwissender Quacksalber, weil er von seinen Ge„heimnissen mit der prahlerischen Wichtigkeit ei„nes Marktschreyers spricht. Es war leicht„gläubige Unwissenheit, wenn nicht quacksalberi„sche Selbstsucht, die ihn öfters verhindert hat, „deutlich heraus zu reden, oder die Geheimnisse, „welche er seinen Mönchsbruder zu lehren vor„hatte, zu entdecken. Der Nahme Heraclius, „oder Eraclius ist ein griechischer Nahme, und „griechische Nahmen wurden, nachdem das rö-

„mischen Reich getheilt worden war, in Italien
„sehr gewöhnlich, weil ein Theil dieses Landes in
„dem Besitz der griechischen Kaiser blieb. Inz
„dessen kann hieraus, weder in Rücksicht seines
„Zeitalters, noch seines Vaterlandes, eine rich-
„tige Folgerung gezogen werden; auch giebt die-
„ses uns kein Recht, etwann anzunehmen, daß
„dieses Werk, de artibus Romanorum, nur
„eine unvollkommene lateinische Uebersetzung ei-
„nes griechischen Werkes sey; eine Voraussez-
„zung, die, um desto minder zuzulassen ist, da
„er nie andre, als lateinische Schriftsteller an-
„führt. Seine besondern Nachrichten von eini-
„gen, zu Rom, in den höchst-barbarischen Zeit-
„altern, blühenden Manufacturen, und beson-
„ders von den Glasmanufacturen, scheinen zu
„verrathen, daß er kein gebohrner Italiener und
„Römer war, und daß er in einem, oder doch
„für ein fremdes Land mit dem Vorsatz schrieb,
„diese fremden Künste ihm mitzutheilen. Er
„zieht keine spätern Schriftsteller, als den Isi-
„dorus an, der im siebenten Jahrhundert lebte,
„und wir irren uns vielleicht nicht sehr, wenn
„wir annehmen, daß er bald nach diesem Zeit-
„alter lebte und schrieb. Daß er in oder vor
„dem dreyzehnten Jahrhundert gelebt habe, er-
„hellt unwiderleglich aus der Handschrift zu
Cambridge.“ —

Zur nähern Kenntniß des Buches selbst
müssen wir die neugierigen Leser auf die Schrift
des

des Hrn. Raspe vermessen; viel tröstliches werden sie nicht darin finden. Von dem Gebrauch, den Hr. Raspe davon gemacht, in der Folge. —

Wir kommen zu seinem Anhange, den Fragmenten aus den Lumen Animae. Auch dieses seltnen Buches gedachte Lessing, (S. 19. u. f. 87. u. f.) weil des Theophilus darinn erwähnt seyn sollte. Hr. Raspe fand eine dritte Ausgabe desselben, (vom Jahr 1482.) auf der Bibliothek zu Cambridge, die er (S. 124.) beschreibt, und aus deren Vorrede er eine Stelle mittheilt, zu Folge welcher Farinator nicht blos, wie Lessing (S. 84.) behauptet, das Werk in Ordnung gebracht, sondern selbst geschrieben hat. Lessing hat indessen seine Behauptung mit so vieler Zuversicht vorgetragen, — und er war nicht gewohnt, in solchen Fällen, etwas zu äußern, dessen er nicht ganz gewiß war, — daß wir schon gewünscht hätten, sein (S. 85.) gethanes Versprechen erfüllt zu sehen. — Das Werk muß, Hrn. Raspe zu Folge, in den Jahren 1316. bis 1334. zusammen getragen worden seyn; es bleibt indessen immer ungewiß, ob der darin erwähnte Theophilus unser Presbyter ist; denn Hr. Raspe hat alle Stellen, die aus dem Breuiario diuersarum artium darin angeführt werden, (S. 145.) ausgezogen; und ob Hr. Raspe gleich nicht mit so vieler Zuversicht (S. 45.) hätte sagen sollen, daß keine derselben, aus dem Theo-

phi-

phylus, wovon hier die Rede ist, gekommen sey,
(denn er kannte ja das ganze Werk desselben we-
nigstens nicht,) so hätte er denn doch Recht gespro-
chen. —

Und nun zu der Sache selbst! Wir werden uns hier aus den angeführten Gründen an die Lessingsche Schrift halten; sie hat auch den Vorzug, daß man die Sache darinn leichter übersehen kann; was Hr. Raspe indessen etwann hinzugesetzt hat, soll auch angezeigt werden.

Vasari war unstreitig der erste, welcher den Gebrüdern van Eyck die Erfindung der Oehlmahlerey zueignete. Er that dieses in seinen Lebensbeschreibungen der Mahler, an zwey verschiedenen Orten, im 21sten Kapitel der Einleitung, und im Leben des Antonello di Messina, und zwar in diesem letztern mit folgenden Worten, „daß, Johann von Brügge, nachdem er
„vorher schon allerhand Versuche mit Firnissen
„gemacht, einstmahls viele Mühe angewandt
„ein Gemählde auf Holz zu verfertigen, hernach,
„wie es mit vielem Fleiß vollendet gewesen, mit
„Firniß überzogen, und wie gewöhnlich, zum
„Trocknen in die Sonne gestellt habe.“ Aber,
fährt er fort, „es sey, daß die Hitze zu heftig,
„oder, daß die hölzerne Tafel zu schlecht in ein-
„ander gefugt, oder daß das Holz dazu nicht
„trocken gewesen war, genug die Fugen giengen
„auseinander. Hierauf sann Johann, nach-
„dem

„dem er das Uebel, das die Sonnenhitze verur„sacht, gesehen hatte, auf Mittel, daß die Son„ne seinen Werken nicht mehr dergleichen Scha„den zufügen könnte. Und, da er hierdurch so„wohl des Befirnissens, als der Wassermahlerey „überdrüssig geworden war, fieng er an, darauf „zu denken, wie er einen Firniß machen könnte, „der, ohne in die Sonne gesetzt werden zu dür„fen, trocknete. Nachdem er eine Menge so„wohl unvermischter, als zusammengesetzter „Substanzen versucht hatte, fand er endlich, „daß, unter allen von ihm probirten, Lein- und „Nußöl, am geschwindesten unter allen, trocken „wurden. Er kochte sie also mit andern Mi„schungen, und brachte, auf diese Art, den Fir„niß heraus, nach welchem alle Mahler der Welt „schon so lange geseufzt hatten. Nach andern, „mit vielen andern Dingen, angestellten Erfah„rungen, bemerkte er endlich, daß die Farben „selbst, wenn sie mit diesen Oelen vermischt wür„den, mehr Stärke erhielten, und daß es, wenn „es getrocknet sey, nicht allein nichts vom Was„ser leide, sondern auch den Farben einen eige„nen Glanz, ohn' allen Firniß, gäbe. Und, „was ihm am wunderbarsten dabey schien, war, „daß sie dadurch unendlich viel besser, als bey „der Wassermahlerey, sich behandeln ließen."— Ferner erzählt Vasari, daß das Gerücht hie-von bald darauf nicht allein durch Flandern, son-dern auch durch Italien, und viele andre Theile

der

der Welt erschollen sey, daß es in den Künstlern das größte Verlangen erweckt habe, zu wissen, wodurch der Niederländer seinen Werken eine solche Vollkommenheit gäbe; daß er, eine Zeitlang, gar nicht in Beyseyn anderer arbeiten, noch sein Geheimniß irgend einem Menschen mittheilen wollen; daß er endlich, da er alt geworden, es seinen Lehrlingen und Schülern wissend gemacht; — daß Antonella von Messina von Sicilien aus, dieser Sache wegen, zu Eycken gereiset sey, und das Geheimniß von ihm heraus gelockt habe. —

Aber Vasari, sagt Lessing, (der nun einmahl glaubte, erweisen zu können, daß die Oelmahlerey älter sey, als Johann von Brügge) schrieb dieses hundert und funfzig Jahr nach der vermeintlichen Erfindung nieder; — er führt keine Zeugnisse an, — der beste, und umständlichste Flandrische Analist vor dem Vasari, (Jacob Meyer) hat kein Wort davon — spätere italienische Schriftsteller behaupten, (z. B. Celano) daß, zu Neapel, ein Col Antonio di Fiori ehe mit Oel gemahlt haben soll, als Antonio da Messina die Erfindung nach Italien bringen können; Malvasia, daß, zu Bologna, Lippo Dalmatio bereits 1407. mit Oel gemahlt habe, und daß diese Gemählde, zu seiner Zeit, noch vorhanden waren; und die Sicilianer, daß ihr Antonio der Erfinder selbst sey; — ferner, sagt Miräus (in dem Chron. Belg.)

Belg.) der Gebrauch mit Oel zu mahlen, sey einigen niederländischen Künstlern schon vor dem Jahre 1400 eigen gewesen; — und in van Eycks Grabschrift, die doch vom Lob desselben überfließt, würde dieser Erfindung nicht gedacht, ob man gleich, da in des Antonello Grabschrift das Verdienst desselben um die Oelmahlerey angeführt werde, auch das größere Verdienst des van Eyck hier nicht verschwiegen haben würde; endlich, daß in Vasaris Erzählung von der Sache sehr unwahrscheinliche Dinge mit unterlaufen, wie, z. B. daß Eyck aus Verdruß, weil ihm eines von seinen Gemählden, das er in Wasserfarben und auf Holz ausgeführt hatte, als er es an der Sonne trocknen wollen, von der allzugroßen Hitze geborsten sey, daß, aus bitterm Verdruß hierüber, er nun auf Mittel bedacht gewesen sey, die Sonne ins künftige zum Trocknen zu entbehren, und so die Oelfarben erfunden habe, welches ungereimt klinge; — oder, daß das Geheimniß der Oelfarben lange Zeit bey dem Erfinder, und seinen Freunden geblieben sey, ohne daß auswärtige Künstler dahinter kommen können, da doch Oelfarben zu denjenigen Erfindungen gehört haben müssen, welche gemacht zu haben, und sie bey der ersten Ausübung der ganzen Welt mitzutheilen, einerley gewesen; u. d. m. — und so glaube nun Lessing ein Recht zu haben, sagen zu können, daß Vasari aus einer bloßen unsichern mündlichen Ueberlieferung geschrie-

schrieben, und in seine Geschichte eine völlig unwahre alte Sage aufgenommen habe. —

Aber Lessing hatte, wie gedacht, bey dieser ganzen Untersuchung, seinen Theophilus im Auge, in welchem er das Geheimniß der Oelmahlerey gefunden zu haben glaubte.

Was er von den verschiedenen Handschriften desselben, von dem Alter des Werkes, (das er in das eilfte Jahrhundert setzt,) von dem Verfasser, u. s. w. sagt, mögen die Leser bey ihm selbst suchen. Auch haben wir ja nun das ganze Werk des Theophilus, in dem sechsten Stück der Beyträge erhalten. Aber die Stellen in demselben, worauf Hr. Lessing seine Behauptung, daß die Oelmahlerey viel älter als die van Eycke sey, gründet, glauben wir unsern Lesern, zum Theil, vorlegen zu müssen. Die vorzüglichste derselben findet sich im 23sten Kapitel de coloribus *oleo* et gummi terendis, und ist folgenden Innhalts:

„Alle Arten von Farben können mit eben demselben Oel (dem Leinöl nämlich) abgerieben, „und auf hölzernen Tafeln aufgetragen werden, „nur aber bey Werken, welche man in der Sonne trocknen kann, weil keine Farbe eher mit „einer andern übermahlt werden darf, als bis sie „trocken ist, welches denn bey Figurenmahlerey „langweilig und zu beschwerlich wird.“

Hr. Raspe hat zu den Erweisen, die sich aus Schriftstellern für den frühern Gebrauch der

Oel-

Oelfarben führen lassen, noch zwey andre, hinzu gesetzt. Die erstern sind in Stellen des Eraclius enthalten, der in dem Kapitel Quomodo aptetur lignum antequam pingatur lehrt, „daß man die hölzernen Tafeln mit Bley„weiß und Oel gründen könne,“ und in dem folgenden, quomodo preparatur columpna ad pingendum, sagt, „daß mit allen, in Oel „aufgelößten Arten von Farben zu mahlen sey.“ Diese andern Stellen sagen nun aber freylich, in Vergleichung mit der obigen Stelle aus dem Theophilus sehr wenig zur Sache. — Der zweite ist aus dem Doomsday Book, und hier aus dem Hamilton, in den Anecdotes of Painting in England, Vol. I. p. 6. gezogen. Es heißt darinn, „daß Heinrich der III. (im Jahr 1239.) seinen Schatzmeister und Kämmerlingen befohlen, aus seinem Schatze an Odo den Goldschmidt, und dessen Sohn Eduard 117 Schillinge für Oel, Firniß, Farben und Mahlereien, die in dem königlichen Zimmer zu Westmünster gemacht worden, zu bezahlen.“ An und für sich selbst sagt auch dieser Erweis herzlich wenig; — so wenig, daß wir glauben, uns hiebey nicht aufhalten zu dürfen. — Wir kehren zur Leßingschen Schrift zurück.

Sehr richtig glauben wir die Bemerkung (S. 36.) daß ein besonderer Ruhm selten ganz ohne Grund sey; aber, daß der Ruhm des van Eyck lediglich, wie Hr. Leßing sagt, darauf sich

sich gründe, daß dieser Künstler gelehrt, „wie das Trocknen der Oelfarben befördert werden könnte," scheint uns dennoch nicht Grundes genug für ihn zu seyn. *)

Groß ist dieses Verdienst, diese Erfindung, sogar nach dem Zeugnisse großer Künstler, allerdings; und wir glauben, mit Hrn. Lessing, daß auch dieses nur fehlte, die Oelmahlerey in Aufnahme zu bringen; daß, da man mit Oelfarben nun geschwinder mahlen konnte, man auch öfterer damit mahlte, und daß man, je öfterer man damit mahlte, desto deutlicher die mancherley Vorzüge derselben erkannte, um welcher man in der Folge die Wassermahlerey, eben so sehr vernachlässigte, als man vor dieser Verbesserung, bey der geläufigern Wassermahlerey, die Oelmahlerey nur immer vernachlässigt haben konnte; — es kann auch seyn, daß Vasari's Erzählung sich hiemit besser, als mit der Behauptung, daß vor dem Eyck die Oelmahlerey noch nicht erfunden gewesen, und daß dieser sie erst,

*) Der Herausgeber des sechsten Beytrags aus den Schätzen der Wolfenbüttelschen Bibliothek, stellt sich (S. 8. Vorr.) als ob er gar nicht wüßte, daß Lessing, trotz allem, was er aus dem Theophilus schließen wollte, dem van Eyck diesen Kunstgriff zugestanden; und hat allerhand, von der Schwierigkeit das Oel abzutrocknen, hingeschrieben; zu welchem Zwecke, können wir nicht errathen.

auf, bey Verunglückung eines Gemähldes mit Wasserfarben, erfunden habe, verträgt; wir geben dem Vasari gern Preis; er ist der Deutlichkeit, und Bündigkeit, und Gewißheit seiner Nachrichten wegen, nicht berühmt. Hr. Lessing hat davon selbst (S. 30. u. f.) ein andres Beyspiel angeführt, und schon Winkelmann hatte (auf Veranlassung eines großen neuern Künstlers) in den Gedanken über die Nachahmung (S. 32. u. f.) eine höchst unvollkommene und sogar widersinnige Beschreibung, die Vasari von einem Kunstgriff des M. Angelo macht, gerügt; — auch läßt es sich, schlechterdings nicht wegläugnen, daß man, vor dem van Eyck, gewußt, die Farben mit Oel abzureiben; — aber, ist denn dieses schon Oelmahlerey? — Ist auch das, was Theophilus von dem Auftragen der Farben mit Oel erzählt, schon Mahlerey? Nicht doch! Wie, wenn nun van Eyck zuerst alle die Vortheile, die sich von dem Gebrauche des Oeles in der Mahlerey ziehen, wenn er all die Wirkungen, die sich dadurch machen, all die Schattirungen und Tinten, die sich nur dadurch, oder nur mit Farben, die mit Oel abgerieben sind, geben lassen, zuerst eingesehen hätte, zuerst auf sie aufmerksam, und derselben sich gleichsam bewußt geworden wäre? wenn er das bessere Verhältniß einiger Farben, besonders der weissen, z. B. des Bleyweisses, zum Oel, vorzüglich entdeckt; wenn er die großen Lichter,

die sich nur hierdurch geben lassen, zuerst wahrgenommen, und aufgesetzt, und endlich auch seine Schüler darauf aufmerksam gemacht, welche sie gelehrt hätte? — Und so wäre er, für die Mahler mindstens, mit Recht Erfinder der Oelmahlerey. Auch ist es dieses Verdienst, was ihm die großen Künstler unter denselben zuschreiben.

Freilich läßt sich dieses nicht aus dem Vasari so geradezu behaupten. Aber, er erzählt denn doch auch etwas, das wenigstens dieser Meinung nicht gänzlich ungünstig ist. Er redet „von großer Vollkommenheit, die Eyck „seinen Werken zu geben gewußt, von dem vergeblichen Bestreben der auswärtigen Künstler, „das Geheimniß zu erforschen, ob sie gleich an „dem Geruch sehr wohl entdeckten, daß die Farben mit Oel aufgetragen wären,“ u. d. m. Auf das schnelle Trocknen der Farben kann das letztere wenigstens, mit Hrn. Lessing schlechterdings nicht gezogen werden; denn die auswärtigen Künstler konnten nicht wissen, ob Eyck sein Gemählde geschwinde, oder langsam, getrocknet hatte. —

Aber wie, wenn nun Oelmahlereien existirten, die wirklich älter, als Eyck, und in Rücksicht auf Kunst, eben so gut ausgeführt wären, als wir glauben, daß er zuerst es gelehrt hat? Das Gemählde zu Löven, dessen Lessing (S. 62.) nach dem Miräus gedenkt, ist, Hrn. Ras-

pe

pe (S. 57.) zu Folge, nicht mehr daselbst zu finden, und was er selbst (S. 54. u. f.) von den Portraits Richard des II. und Heinrich des IV. sagt, läuft darauf hinaus, daß sie mit Oelfarben gemahlt zu seyn scheinen, *) oder, daß sie

*) Bey dieser Gelegenheit fällt Herr Raspe mit sich selbst in den sonderbarsten Widerspruch. Die Leser werden sich erinnern, daß er den Firniß des Apelles durchaus zu einem Oelfirniß machen wollen; und er sagt, bey dieser Gelegenheit, (S. 28.) mit vieler Zuversicht, daß nur ein solcher Firniß alle die guten Wirkungen hervorbringen können, die Plinius dem Atramento des Apelles zuschreibt. Aber, nun lese man, was Hr. Raspe hier (S. 55.) von den Wirkungen des Oelfirnisses auf Wassermahlereien sagt, — um seine andre Behauptung zu unterstützen. »Wären die »Farben dieses Gemähldes (Richard des II.) »mit Gummi oder Leimwasser aufgelößt und »aufgetragen, und hernach mit einem Firniß »überzogen worden: so hätte die Folge davon »seyn müssen, und wird beständig seyn, was »Mahler und Vernisseur hundertmal erfahren »haben; verschiedene Farben, nähmlich, wä»ren dadurch dunkel und fleckicht, — das »Weisse würde gelb, und das Blaue grünlich »geworden seyn; denn die Firnisse sind von »einer gilblichen, wenn nicht bräunlichen Far»be, und von einer öhlichten Natur, dringen »in

vielleicht älter seyn können, als van Eyck. Und das unlängst in Deutschland irgendwo gefundene Oelgemählde, das wirklich älter seyn soll, müßte in Ansehung des Colorits, noch vorher mit Gemählden von jenem Künstler verglichen und entschieden werden, ob der Urheber desselben, alle Partie, die sich von Oelfarben ziehen läßt, wirklich zu ziehen gewußt habe.

Aber,

»in die Substanz der Wasserfarben ein, und »tränken diese, ihrer verschiedenen Natur ge»mäß, je nach dem es mineralische oder ve»getabilische Farben sind, und mehr oder we»niger Oel oder Firniß zu ihrer völligen Sät»tigung erforderlich ist. Ganz anders ver»hält es sich bey der Oelmalerey; denn, das »mit den Farben vermischte, und verkör»perte Oel, wird, wenn es fest oder tro»cken geworden ist, den Firniß verhindern, »sich einzulegen, und ihre natürliche Leb»haftigkeit, Glanz, und Harmonie zu ver»ändern« Diese Bemerkung ist sehr richtig: aber, wie Hr. Raspe sie hat mittheilen können, nachdem er 28 Seiten vorher durchaus den Ueberzug eines großen Künstlers, der mit Wasserfarben mahlte, in einen Oelfirniß hat verwandeln können, ist uns unbegreiflich, — wenn wir nicht wenigstens bey ihm das schlechteste Gedächtniß von der Welt voraus setzen. —

Aber wäre denn auch dieses: so würde auch dadurch Eycks Ruhm und Verdienst nicht beeinträchtigt. Er könnte noch immer der Erste gewesen seyn, der aller, mit dem Gebrauch des Oeles, verbundenen Vorzüge und Verdienste sich bewußt, und aufmerksam darauf geworden wäre, und andre aufmerksam darauf gemacht hätte; er könnte noch immer der Erfinder der Mahlerey mit Oel seyn. —

Die Leser werden verzeihen, daß wir uns so lange bey dieser Sache, und bey der Schrift des Hrn. Raspe aufgehalten haben. Der Mühe lohnt sie in der That nicht; aber die Zuversicht, mit welcher Hr. Raspe spricht, und die doch so wenig, weder durch neue Bemerkungen, noch durch bündiges Raisonnement, noch durch die zur Sache erforderliche Gelehrsamkeit unterstützt wird, die aber so leicht den Leser hinreissen kann, hat uns länger, wie wir wollten, bey seinem Versuch — den wir lieber einen rhetorischen, als einen kritischen Versuch nennen möchten, festgehalten.

III.

Amyntor. Eine Geschichte in Briefen, herausgegeben von Johann August Eberhard. Berlin, bey Nicolai in 8. 312 Seiten Text, 120 Seiten Anmerkungen und Zusätze.

Wenn Deutschland, seit einigen Jahren, nicht mit einer Sündfluth von Romanen überschwemmt, und diese Lectüre nicht die allgemeine Modelectüre geworden wäre: so würden vielleicht diejenigen Leser, die eines gewissen Unterrichts am mehresten bedürfen, und desselben denn doch aus vielen Gründen am unfähigsten sind, dieses Unterrichts auf eine, ihnen so angemessene Art, theilhaftig zu werden, noch nicht in Stand gesetzt worden seyn.

Es ist ein, des berühmten Verfassers (oder Herausgebers) würdiges Unternehmen, gewisse nützliche, die Glückseligkeit und Vervollkommung des menschlichen Geschlechts sicherlich befördernde Wahrheiten, mehr in Umlauf bringen, sie der Menge faßlicher, anschaulicher machen zu wollen. Die Veranlassung, die er dazu nimmt, zeugt von seiner Kenntniß der wahren

grof-

großen Welt, der großen Residenzen, und grossen Höfe; (denn diese wimmeln von Amyntors,) und die von ihm gewählte Einkleidung, wobey er jenen Zweck auf die bessere Art zu erreichen hoffen konnte, verschafft denn auch dieser Bibliothek das Vorrecht dieses Werkes zu gedenken. — Wer bis itzt unsern Romanen den Vorwurf gemacht hat, daß sich bey ihnen nichts denken läßt, daß sie höchstens amüsiren und unterhalten können, muß bey diesem Werke seine Rechnung finden; denn es bietet dem, der sonst denken kann, nur zu vielen Stoff zum Nachdenken dar; wer unsre Philosophen beschuldigt, daß sie nichts als Compendien, Schulbücher, und Systeme zu schreiben wissen, muß in Ansehung der Einkleidung, wenigstens zu Gunsten dieses Buches, eine Ausnahme machen; und wer es dichterischer haben will, als es ist, den glauben wir nicht besser, als mit der sehr wichtigen Bemerkung des Verfassers (Zus. S. 69. und f.) „daß, bey einem sehr zusammen „gesetzten Gegenstande, die Grundtheile der „Schönheit desselben um der Schönheit und „Vollkommenheit des Ganzen Willen, etwas „von ihrer eigenthümlichen Schönheit verlieren „können, und daß die Schönheit eines Werkes „überhaupt dem Zwecke desselben untergeordnet „seyn müsse," befriedigen zu können.

Das Ganze ist die Geschichte eines Welt- oder Hofmanns, das heißt, die Geschichte seines

Geistes. Amyntor war, wie viele seines Gleichen, schlecht in Religion unterrichtet, sehr jung an einen Hof gekommen; der Wunsch das zu seyn, was an Höfen gilt, liebenswürdig, hatte ihn allein beschäfftigt; die ewige Zerstreuung des Gemüths, die von solchem Leben unzertrennlich ist, hatte seine Empfindungen zu kalt und zu seicht gemacht, als daß er sich zur Innigkeit des Gefühles, das zur Religion gehört, hätte erheben können, und das Ansehn von berühmten Männern, die auch in Deutschland nur zu viel Anhänger und Nachbeter, vorzüglich an Höfen, gefunden haben, und besonders der Mathematiker unter ihnen, hatte seinem wankenden Glauben den letzten Streich gegeben. Amyntor war ein Atheist, der diesem gemäß, sehr verkehrte und einseitige Begriffe von der menschlichen Natur hegte, und welcher auch, schon als Hofmann, der keine Bekanntschaft mit Menschen beynahe haben kann, welche dem Einfluß sittlicher Bewegungsgründe, und der Tröstungen der Religion noch offen sind, und der zu viel von positiven Gesetzen hört, und ihre Nothwendigkeit zu sehr fühlen muß, um die Möglichkeit sittlicher nur zu ahnden, — der, als Hofmann schon, sagen wir, beynahe keine andre, als solche Begriffe hegen konnte. —

Indessen war sein Herz nicht verdorben; er war nicht allein ein Mann von Ehre, und von strengen und regelmäßigen Sitten geblieben, sondern

und der Gedanke, die Glückseligkeit andrer zu befördern, erzeugte noch ein angenehmes Gefühl in ihm; er schämte sich der Religion mehr, als daß er ihrer unfähig seyn sollte.

So hat ihn der Verfasser, gleich bey Erscheinung desselben, in Handlung zu zeigen gewußt; so mußte der Verfasser, meines Bedünkens, ihn schildern, wenn Amyntor nicht mancherley Lesern, als Atheist, zu verdächtig werden sollte; so muß man ihn sich denken, um seine Umschaffung ganz natürlich und wahrscheinlich zu finden; denn diese Umschaffung, und die Entwickelung der dazu erforderlichen Wahrheiten, scheint die eigentliche Absicht des Werkes zu seyn; und die Umstände sowohl, unter welchen die Umschaffung geschieht, als die dazu gebrauchten Gründe scheinen dem Rec. gleich glücklich und zweckmäßig gewählt zu seyn.

Amyntor ist nähmlich in Ungnade bey seinem Fürsten gefallen, hat aber des Gefühles von Ehre noch genug, um nicht leidtragend, winselnd und kriechend, in der Residenz, die Rückkehr der fürstlichen Gunst, Troz aller Hoffnungen dazu, abzuwarten; er begiebt sich auf seine Güter; und diesen Schritt läßt der Verfasser ihn nicht allein mit so wenigem Troz, so weniger Prahlerey thun, Amyntor nimmt sich dabey so natürlich, daß er nicht bloß, nach dem Bedünken des Recensenten, dadurch sehr glücklich, den Zwecken des Verfassers gemäß, charakterisirt worden ist, und

und die Leser zu seinen Gunsten einnimmt; — sondern dieser Umstand der Ungnade, dieses sein Landleben macht auch die Verbindungen, die er hier eingeht, und die Folgen, die daraus entstehen, natürlich und wahrscheinlich.

Eben so treffend und glücklich eröffnet sich das Werk mit Briefen an die Mutter; und diese Briefe sind alle so beschaffen, daß Amyntors Achtung und Ehrerbietung für Mutter nicht etwan nur das Werk seiner Ungnade und seiner Einsamkeit seyn können; sie müssen ihm immer eigen gewesen seyn; und ein so guter Sohn war nie ein verworfener Mensch; — ein so guter Sohn, bey solchen Grundsätzen, unter solchen Umständen, interessirt die Menschheit sehr; — und es wird wahrscheinlich, daß auf sein Herz leicht gewirkt, und durch diese Wirkung sein Verstand leicht in Ordnung gebracht werden kann. —

Durch die itzige Lage Amyntors, und durch den Schritt, den er, wider Rath und Wollen seiner Freunde gethan, wird er, sehr natürlich, genöthigt, sich nach Gründen zur Rechtfertigung, und nach Quellen von Glückseligkeit in seinem gegenwärtigen Zustande, umzusehen. Er selbst hat dadurch das Bedürfniß, sich umzuschaffen; er wird durch die Umstände dazu getrieben; es wird ihm nothwendig, auf dieses und jenes Acht zu haben, Untersuchungen anzustellen, Gründe anzuhören, u. s. w. es ist nicht der Ver-

faß

fasser, der, um zu sagen, was er etwan zu sagen hat, aus seinen Personen spricht, ohne daß diese selbst im geringsten dazu getrieben würden; (wie es bey eigentlichen dichterischen Werken, leider! so oft der Fall ist,) sondern die Person selbst ist in Umständen, dieses ganz natürlich zu thun. Amyntor gelangt zu einer andern Denkart, nicht, damit der Verfasser die dazu erforderlichen Wahrheiten entwickeln, und ins Licht setzen möge, sondern weil Amyntor selbst dazu zu gelangen wünschen muß, und der Grundlage seines Charakters nach, auch auf diese Art sehr gut dazu gelangen kann. —

Eines der ersten Vergnügen, das Amyntor auf dem Lande findet, scheint aus der angenehmen Vorstellung, daß er seinen Unterthanen ihre Beschwerlichkeiten werde versüßen, ihre Arbeiten ihnen werde erleichtern können, zu entspringen. Freilich ist der Bewegungsgrund dazu blos gehofftes Lob; aber, ein Amyntor kann auch jetzt nur noch durch Ehrgeiz in Thätigkeit gesetzt werden; und wohl ihm, daß sein Ehrgeiz noch durch „den Feldgesang und das Tischgespräch des Landmannes" (S. 8.) gereizt werden kann!

Eine andre erste Quelle von Glückseligkeit in seiner gegenwärtigen Lage findet er in dem Geschäft der Erziehung seiner Tochter. Er war verheurathet, an eine würdige Person verheurathet gewesen, die aber oft von ihm vernachläßigt, an ihrer Liebe gekränkt worden war. — Seine

Un-

Ungnade hat ihm sein Unrecht nur fühlbar gemacht; nun will er, durch eigene Erziehung seiner Tochter, ihr gleichsam Genugthuung geben, will aus jener sich ein Ebenbild dieser gleichsam machen. Bis itzt, im Taumel des Hoflebens, im Sonnenschein der Gnade des Fürsten, hatte ihm jenes Unrecht nicht fühlbar werden können; er hatte sein Kind wenig gesehen, hatte die Erziehung desselben andern überlassen, und nicht einmal geahndet, „daß ein so rührendes und dauerhaftes sich immer erneuerndes Interesse in der Natur sey.“ (S. 5.) Damit Amyntor nicht durch Langeweile wieder zur Stadt zurück getrieben würde, — ein Umstand, der bey einem solchen Manne, sich so leicht und so natürlich, Troß seines beleidigten Ehrgeizes, hätte eräugnen können, — war es höchst nöthig, Beschäftigungen auf dem Lande für ihn auszufinden; und diejenigen, die ihm der Verfasser giebt, entwickeln, sehr zweckmäßig, seinen Charakter.

Ganz hatte er den Sinn für die Vergnügen der Einsamkeit nie verloren; aus der ersten Kindheit her hatte dieser Sinn sich, durch die Pflege seiner Mutter, noch in ihm erhalten, (S. 21.) und sehr natürlich war er, durch seine Ungnade, zum Nachdenken über die Vergnügungen des Hoflebens geweckt werden; und mußte, unter solchen Umständen, die Zuschauer eines Balls bey Hofe wirklich für glücklicher, als die vermeinten Glücklichen, halten lernen. (S. 21.)

Die-

Dieses schreibt er an seinen Freund Hedion, einen Hofmann, gegen den er sich über seinen gethanen Schritt rechtfertigen mußte, weil dieser ihn durchaus zurück gethan haben wollte.

Von den kleinen Umständen, Ansichten, Vorfällen, die auf den Amyntor, in seiner gegenwärtigen Lage, einen besondern Eindruck machten, zeigt der Verfasser uns keinen so umständlich und speciel an, als einen ländlichen Gottesdienst. (S. 30.) Natürlich mußte auch einem Mann von Amyntors Grundsätzen, und eben, weil sie dem, was er hier sah, entgegen standen, und weil er ein gekränktes Herz mit auf das Land gebracht hatte, dieses Schauspiel auffallender seyn, als was er etwan sonst hier hätte hören, sehen, bemerken können; und wovon er uns also auch nur mehr das Resultat in seiner Seele, als die Sache selbst, zeigt. Ueberdem kömmt dieser besondre Eindruck dem ganzen, und eigentlichen Zwecke des Verfassers zu gut zu statten, als daß er nicht besonders dabey sich aufhalten sollen. „Ich bin neulich (schreibt Amyntor an „Hedion) in der Kirche meines Gutes gewesen, „und habe dem Gottesdienst beygewohnt. Sie „wissen, ich habe den öffentlichen Gottesdienst „immer für eine ganz gute Anstalt gehalten; ich „habe ihm nicht nur von Zeit zu Zeit beygewohnt, weil ich es für Pflicht halte, so viel „möglich ist, sich nicht auszuzeichnen, ich habe „auch immer dafür gehalten, daß eine Mensch

„von

„von einiger Erziehung sich dabey anständig be-
„tragen müsse. Und in dieser Stimmung gieng
„ich in meine Dorfkirche. Ich weiß nicht, ob
„die Dorfkirchen anders sind, als eure Stadt-
„kirchen; aber ich schäme mich nicht, Ihnen zu
„gestehen, daß mich eine Rührung überraschte,
„auf die ich mich gar nicht gefaßt gemacht hat-
„te. — Von Ferne bemerkte ich schon die Ge-
„meine truppweise auf dem Kirchhofe zusam-
„men stehn, und als ich näher kam, nahm ich
„ihren einfältigen Putz gewahr, der einen sehr
„angenehmen Eindruck auf mich machte. Ich
„fühlte nun zum erstenmale eine sonderbare Schön-
„heit und Menschlichkeit in dieser Einrichtung,
„deren Absicht und wohlthätige Wirkung ich nie
„so in ihrem ganzen Umfange gefühlt habe, als
„in dieser kleinen einfachen Gesellschaft. Ruhe,
„mein lieber Hedion, ist erst Süßigkeit, wenn
„man gearbeitet hat, und die härteste Arbeit
„selbst verliert vieles von ihrer Härte, wenn
„man den Genuß ihres Lohnes in der Ruhe fühlt.
„Ich sahe die guten Leute nun zum erstenmale auf
„eine Art glücklich, die meiner Art, glücklich zu
„seyn, etwas näher kam. Bisher hatte ich sie
„immer mit ihren Geschäften und Sorgen gese-
„hen; nun sah ich sie in ihrer sorgenfreien, ge-
„nießenden Ruhe. Hier konnte ich einen Theil
„ihres Glücks fühlen; denn auch ich hatte in
„meiner Kindheit mich nach dem Tage gesehnt,
„wo ich frey von dem, was ich damals meine

„Ar-

„Arbeit nannte, meines Lebens genießen konnte. „Dies ist ein Putz, den dieser, der Ruhe heili„ge Tag für Landleute hat, und der sich nur in „dem Tempel der Gottheit empfinden läßt, in „dem die unbezahlte Arbeiter nicht blos vom Müs„siggehen ausruhen. — Dieses angenehme Ge„fühl wird noch durch den Anblick einer anstän„digern Kleidung — erhöhet —. Diese, „und ähnliche Eindrücke mag ich vielleicht ehe„mals bey den nämlichen Gelegenheiten überse„hen, oder sie mögen sich nicht so merklich ge„macht haben; diesesmal aber setzten sie meine „Seele in eine so angenehme Stimmung, daß sie „vielleicht eine recht gute Vorbereitung waren, „sie der folgenden noch angenehmern Eindrücke „empfänglich zu machen. — Nachdem ein jeder „seinen Platz genommen hatte, begann der Got„tesdienst; und nun zogen die Stühle, worin „an den Seiten die Hausväter, und in der Mit„te die Mütter mit ihren Töchtern von verschie„denem Alter saßen, meine Aufmerksamkeit auf „sich. Hedion, wenn angenehme Gefühle sich „mittheilen, das hat schon so etwas rührendes, „daß es dabey auch einem Menschen von nicht „sonderlicher Empfindlichkeit in den Augenlie„dern sticht; aber wenn es angenehme Gefühle „sind, die eine so ehrwürdige Quelle haben, „wenn die Mutter sich an der Hand ihrer Kin„der vor dem Ewigen demüthiget, und sich demü„thiget, um für diejenigen, in [illegible] hienieden

„alle ihre Wünsche vereinigen; Segen zu erflehen, wenn alle ohne Unterschied, sowohl die gehorchen, als die, welchen Gehorsam gebühret, Einen erhabenen Einzigen bekennen, dem sie alle ohne Unterschied Gehorsam schuldig sind, wenn alle, die segnen und gesegnet werden, zu einem Einzigen flehen, von dem sie Segen erwarten, — das machte einen Eindruck auf mich, den ich vergebens zu beschreiben suche. Was soll ich mich schämen? Ja, ich gestehe Ihnen, mein Augapfel konnte sich der Schwachheit nicht erwehren, noch einmal benetzt zu werden.“ Ja.

Freilich sieht er, indessen, dieses alles nur so an, als ob es blos auf „Vorurtheilen der Kindheit“ beruhe; aber der Eindruck selbst zeigt denn doch in Handlung, daß Amyntors Herz nicht verdorben war, daß er, höchstens nur leichtsinnig und unüberlegt handeln und denken konnte. Und da er, durch Ungnade auf sich selbst zurück getrieben ist, und keinen Kreis zu Spöttereien um sich hat, so erfolgt dieser Eindruck, meines Bedünkens, auch ganz natürlich.

Eben so natürlich knüpft Amyntor neue Freundschaften. Er, der vorher nur im geselligen Leben seines Daseyns gleichsam hatte gewahr werden können, mußte das Glück eines freundschaftlichen Umganges sehr vermissen, (S. 36.) aber er zeigt seinen Charakter in dem Licht, worin der Verfasser ihn zeigen mußte, daß er Ver-

kannte

[illegible] mit [illegible] und gesetzten Männern eingehen kann; denn ein Hofmann von ge- [illegible] Schlage würde seinen vornehmen, [illegible], und um desto eher, weil er in Ungnade gefallen war, und sich auf das Land gebracht, und sein [illegible] Unglück, auf irgend eine Art, alles was ihm nahe kam, gleichsam haben entgelten lassen.

Diese [illegible] sind Philokles, ein Siebziger, dessen Ansehn aber noch immer frisch ist, und dessen trauriger Ernst nur durch die Freundlichkeit des Wohlwollens, nie durch Lustigkeit der Laune, oder des Temperaments, erheitert wird, (S. 37.) der durch erlittene Ungerechtigkeiten und Fehlschlagungen in die Einsamkeit, und zur Beschauung und Prüfung seines Selbst zurück gebracht worden ist, und sich, der Anlage seines Charakters gemäß, in dieser Einsamkeit mit den ernsthaftesten Wissenschaften beschäftigt hat, und Hermeas, der Prediger des Dorfs, ein Mann, der zwischen Büchern und Landleuten funfzig Jahr alt geworden ist, beydes, und auf sehr natürliche Art, ein paar Leute von ganz andern Grundsätzen, wie Amyntor.

Ein anderer Umstand, der nicht wenig Einfluß auf die bisherige Denkart Amyntors in der Folge hat und haben muß, ist ein schon alter Plan seiner Mutter. Sie hatte ihn wieder verheurathen wollen; die Person, welche sie für

ihm ausgesucht, Philarete, ihr Mündel, eine schöne Person, eine Person vom Stande, von gebildetem Geist, von zarten, sanften, ruhigen, aber in der Einsamkeit gebildetem Gefühl, die aus eben diesem Grunde, dem Amyntor ein wenig überspannt bis itzt scheinen müssen, und deren Liebe zur Tugend wirklich sich der Schwärmerey nähert, — eine Person also, in welcher ein Amyntor bis itzt nichts reizendes finden können, und die er also vernachlässigt hatte.

Die Beschäftigung mit seiner Tochter mußte ihn natürlich an eine Mutter, und die Aehnlichkeit, die seine verstorbene Gattinn mit Philareten hatte, an diese erinnern. Zugleich fühlt er, „daß der ausgesuchtesten Gesellschaft noch eine Art von Interesse fehlt, wenn nicht einige weibliche Freunde der männlichen Unterhaltung einen Ton von Sanftmuth und Zuvorkommen geben, oder ihre Zwischenräume mit dem angenehmen Nichts ausfüllen, das nur als Zeichen gegenseitiger Zuneigung und gefälliger Heiterkeit so viel werth ist.“ (S. 38.) Und so bittet er seine Mutter, Philareten dahin zu bewegen, daß sie mit ihr ihn auf dem Lande besuchen möge. Er selbst ladet Philareten dazu ein, und so entspinnt sich sehr natürlich ein Briefwechsel zwischen beiden, worin Amyntor ihr, zum Theil Rechenschaft von den Unterredungen mit seinen Freunden giebt, zum Theil sich, mit Philareten selbst,

in

zu Unterhaltungen über seine Grundsätze einläßt.

Philaretes mußte einen Mann von Amyntors wankelmüthiger Denkart fürchten; mußte als Frauenzimmer schon glauben, daß, wenn das Herz der Menschen der Religion empfänglich seyn soll, schon die zarte Empfindlichkeit der Jugend dazu genutzt werden müsse, (S. 24) es war also sehr natürlich, daß er ihr von den Veränderungen, die in seinem System vorgehen, von den Gründen, worauf sich diese Denkart stützt, Rechenschaft zu geben sucht. Indessen hat der Verfasser auch bald anfänglich einen, meines Bedünkens, feinen Zug angebracht, der, von Seiten Philaretens, immer eine Theilnehmung an Amyntors verräth, die durch die eifrigen Wünsche seiner Mutter, und Philaretes Achtung für Petra bewirkt worden seyn kann, und die nicht allein den endlichen Ausgang, sondern auch ihre Einlassung mit ihm auf Untersuchungen, wahrscheinlich und natürlich macht; sie hat den Wunsch gehegt, seine Tochter bey sich zu erziehen. (S. 9.)

So hat der Verfasser die Anlagen zur Umschaffung der Denkart Amyntors gemacht, so ist der Boden gleichsam zubereitet, in welchen der Saame der Wahrheit gestreut werden soll; so sind die Umstände, unter welchen dieses geschiehet.

Philarete scheint (denn zwischen dem eilften und zwölften Briefe ist eine Lücke, die der Herausgeber, die Wahrheit zu gestehen, bloß zu der dichterischen Vollkommenheit des Werks willen, doch lieber ausgefüllt gesehen hätte) Philarete scheint den Amynten [illegible] zu haben, daß seine sittlichen Grundsätze nichts taugen; und der zwölfte Brief scheint eine Rechtfertigung derselben zu seyn. Nachdem er ihr die Versicherung gegeben, daß ihm die Gesetze der Gesellschaft immer unverletzlich und verehrungswürdig gewesen, gestehet er ihr seine Verwunderung, daß diese Gesinnungen ihr nicht Genüge thun. „Man kann gar füglich lange in der Welt „leben, sagt er (S. 41. und f.) ohne die gar „nicht schwere Entdeckung zu machen, daß die „allgemeine Quelle aller so genannten guten „Handlungen der Eigennutz sey. Man mag es „einige Gewissen vorgeben; allein daß es in An„sehung dieses Beweggrundes gewiß eben so viel „Heuchler, als in der Religion giebt," und so mußten ihm denn „die Furcht der Strafen, und der Reiz der Belohnung die ganze Kraft der Gesetze ausmachen, die bey Personen von höherm Stande noch durch die Gesetze der Ehre, und eine feinere Erziehung unterstützt werden, die aber von der Erziehung der niedern Stände, nur durch die Art der Vorurtheile unterschieden ist, durch deren frühzeitige Einpflanzung die Sitten gebildet werden." Einer Philarete mußte

machen, die solche Glaubensbekenntniß nicht al-
lein menschenfeindlich machen, weil dadurch dem
Menschen die ganze Bürde seiner Pflichten auf-
gelegt würde, ohne ihm die angenehme Aussicht
auf die Seligkeiten zu lassen, die sie ihm könn-
ten tragen helfen; und besonders dem unglücklichsten,
und dem am wenigsten begünstigten Theil des
menschlichen Geschlechts, der sehr saure Pflich-
ten zu erfüllen hat, sich sehr strengen Verläu-
gnungen unterwerfen muß, und zur Belohnung
sich nichts zu versprechen hat, als das Glück,
welches in einem Kerker zu schmachten, oder in die
Hände des Henkers zu fallen; sondern sie glaube
auch, daß man gegen viele gute Menschen da-
durch ungerecht werde, und dem gesellschaftlichen
Wohl eine starke Stütze entziehe; denn,
schreibt sie (S. 49.) an den Augustin, „Sie
„nehmen der Tugend allerdings eine starke Stü-
„tze, wenn Sie ihr den edlen Stolz nehmen,
„das, was Recht ist, ohne niedrige Furcht und
„Eigennutz gethan zu haben, — diesen Stolz,
„der sich nicht selten in den Hütten findet, und
„in den Hütten so rührend, so ehrwürdig ist,
„weil da Vergeltung seiner Dienste anzunehmen so
„verzeihlich wäre. *) Das Bewußtseyn, dieses

*) In den Anmerkungen und Zusätzen, (S. 23. und f.) führt der Verfasser Beyspiele von Un-eigennützigkeit und Großmuth armer Landleu-te

„nigen; [illegible] Wißbegierde verschaffen,
„ten Gesinnungen zu [illegible] und [illegible],
„wie aufmunternd für uns Unbegüterte, [illegible]
„schönen Menschenfreunde; — ihm keine an-
„dre, als knechtische, belohnte Pflicht [illegible]
„trauen, wie niederschlagend, wie herzquälend!
„— Nicht an die Tugend glauben, ist, wenn man
„sie genauer untersucht, die größte Pein für
„den Ungläubigen selbst. Der Einfluß menschlichen Aufsicht und Vergeltung ist von so geringem Umfange; sie erreichen so wenig äußere Handlungen, und die innern gar nicht; die Vorurtheile sind ein so schwankender Grund, daß, wenn man in den Unterhandlungen und dem Umgange mit dem Menschen sich nicht auf ein sicheres Gefühl von Recht verlassen kann, man in der That zu beklagen ist."

Anonymer ergiebt sich hierauf nicht. Er hätte, auf den ersten Einwurf Philaretens antworten können, daß, wenn sie, und alle feinere, cul-

te an, die Hr. de Luc in den Lettres phys. et mor. gesammelt hat. — Sollten sich nicht, in der Unbekanntschaft mit dem Werth des Geldes in Rücksicht auf die Annehmlichkeiten des Lebens, und in der Unmöglichkeit dieser Leute, besondre Vortheile daraus zu ziehen, auch einige Bewegungsgründe zu diesem Betragen finden? —

Wohllebens an alle Gemächlichkeiten gewöhnte Menschen den, mit harten Arbeiten und sauren Pflichten beladenen Landmann für unglücklich und elend halten, wofern er nicht durch Aussicht auf Seligkeiten entschädigen wird, diese Menschen ihr eigenes ganzes Selbst an die Stelle des Landmannes setzen, daß sie, mit ihren Empfindungen, ihren Vorstellungen, ihrem Körper u. s. w. dann in seine Lage sich verpflanzen, den Pflug, bey Sturm und Regen treiben, kärglich schlechte Kost essen, in zerrissener schlechter Kleidung gehen, und auf Stroh schlafen, ohne nur zu bedenken, daß, wenn sie selbst auch, im Grunde das auf dieser Stelle blieben, was sie, durch Geburt, Erziehung u. s. w. geworden sind, die Gewohnheit dieser Beschäftigungen bald zu Hülfe kommen würde, zu geschweigen, daß, wenn Körper und Geist durch Geburt, Kost, Erziehung u. s. w. dieser Bestimmung des Landmanns gemäß, gebildet, oder gehärtet worden sind, seine Vorstellungen und Empfindungen ganz, ganz anders seyn müssen, als der feinern und cultivirten Menschen; daß jene nur dann so unglücklich und so elend seyn würden, wie, ohne diesen Trost, Philarete sie sich denkt, wenn sie diese wären; und daß sie dieses nun gar nicht seyn können. Wer unpartheyisch und aufmerksam den Landmann beobachtet hat, wird kaum glauben können, daß jene Aussicht ihm eben offen sey; aber er wird zugleich ihn nicht für un-

[illegible] halten würde: [illegible] Freude und Zu-
friedenheit bey ihm finden. — In dem [illegible]
hat, was die Kräfte aller Art der Seele [illegible]
tigen, entweder gänzlich zu Boden schlagen, oder
gar nicht in Thätigkeit setzen würde, [illegible]
sene Uebung für die Kräfte [illegible]
— Das hätte [illegible] können, ob-
gleich diese Stellvertretungen und Täuschungen
der Einbildungskraft einem edlen Herzen so
natürlich sind, als daß sie nicht, besonders bey
einem Frauenzimmer statt haben sollten. Und
obgleich die Stellvertretungen der Vernunft,
wenn sie gleich, anfänglich, ganz anders ausfal-
len, doch immer zu [illegible] demselben Resultate füh-
ren. — Die Vernunft nähmlich, indem sie an
die Stelle eines Andern tritt, nimmt auch das
ganze Selbst dieses Andern an; sie macht sich
eigentlich zu diesem Andern, und dann entdeckt
auch diese am Ende, in der verhältnißmäßigen
Einrichtung der Erde und der Menschheit zu ein-
ander, das Werk der höchsten Güte und der
höchsten Weisheit; sie sieht, daß jeder, bey dem,
ihm zu Theil gewordenen, und die Menschheit
überhaupt, bey jedem, auf dieser Erde, ihr
möglichem Loose glücklich seyn kann; sie sieht,
daß die Natur, die Beschaffenheit des Menschen
überhaupt in dem vollkommensten Einverhältniß
mit allem, was ihm zu thun, zu leiden, zu tra-
gen auf dieser Erde vorkommen kann, auf solche

Art

der Lehre, daß es der menschlichen Glückselig-
keit [illegible] hätte.

Ein Ungenannter beruft sich (S. 53.) auf Erfah-
rung, [illegible] zur Unterdrückung seines [illegible]
[illegible], als zur Verbesserung
[illegible] Charakters. „Wie es scheint,"
sagt er, „bald große bald kleine Neigungen,
[illegible] wie die Liebe der Tugend schon in den
menschlichen Herzen bilden; ist es nicht selbst der
[illegible] Beyspiel der Menschen und ihrer
[illegible], welches dem Kinde seine ersten
„Gesetze macht, woraus es das Anständige und
[illegible] beurtheilet? — Macht nicht dieses Loben
und Tadeln unsre ganze Erziehung, besonders
aber die Erziehung des weiblichen Geschlechts
aus; und kommt es nicht beynahe allein darauf
an, daß ein junges Frauenzimmer diesen Bey-
fälligen Tadel aus dem Munde einer Matrone,
„oder einer würdigen Frau höre, um selbst eine
„Matrone, oder eine würdige Frau zu werden?" Er
schließt hieraus, daß die Empfindlichkeit für
die Sittlichkeit der Handlungen und Eigenschaf-
ten, die man das sittliche Gefühl nennt, sich
hieraus allmählig bildet, und keineswegs ange-
bohren ist; und bemerkt endlich, (S. 44.) daß
das moralische Gefühl von je her von der herr-
schenden Religion und den politischen Gesetzen
und Verfassungen gebildet worden ist. „Wel-
„che unmenschliche Maximen, sagt er, hat nicht
„der Aberglaube und die falsche Politik dem sit-
„li-

„lichen Gefühl eingepflanzt! und ich behaupte
„ist keine geringe Entdeckung, diesen Ursprung
„der Religion und der Staatsgesetze auf diesem mo-
„ralischen Sinn zu bemerken, und dem Phi-
„losophen, so wie dem Gesetzgeber die große
„Pflicht aufzulegen, durch ihr Lehren, Schrif-
„ten, Gesetze, Einrichtungen, nur solche mo-
„ralische Begriffe dem Menschen einzuflößen,
„angenehme Eindrücke und Erwartungen von sol-
„chen Handlungen und Eigenschaften zu geben,
„die der menschlichen Gesellschaft wohlthätig
„sind.“

Aber bey einem Philokles reichen Folgerungen nicht hin. Amyntor hatte ihn immer näher kennen, immer mehr in ihm sich schätzen lernen; das war, in seiner Lage, sehr natürlich; und eben so natürlich ist es, daß Philokles dadurch mit der Menschheit etwas ausgesöhnt, und daß er durch Amyntors so natürlich geweckte Begierde, entweder in seinen Grundsätzen durch das Ansehn eines Philokles bestärkt, oder von ihnen zurück, mit einem Wort zur Ruhe und Gewißheit gebracht zu werden, (weil nur darauf seine Hoffnung in Ansehung Philaretens gegründet werden konnte,) für ihn eingenommen wurde.

Und Philokles zeigt ihm nun, daß das moralische Gefühl, das Gefühl für die Sittlichkeit der Handlungen, nicht durch geschriebene Gesetze, nicht durch Erziehung, nicht durch Erfahrung und Beobachtung allein, erlangt werden kann,

kennt, weil alle diese Dinge schon Begriffe, wozu der Mensch verpflichtet ist, voraussetzen. Und woher nähme denn auch wirklich, der Mensch den Maaßstab zu seinen sittlichen Urtheilen, wenn er ihn nicht, aus dem Verhältniß nimmt, worin seine sittliche Handlung mit seinem Selbst, mit seiner Natur überhaupt steht? Alles Urtheil entspringt, im Grunde, aus Vergleichung; und Gesetz, Erziehung, Erfahrung und Beobachtung können uns nur über das Verhältniß der Dinge unter sich, und zu dem Menschen belehren, dieses Verhältniß aber nicht geben. Wir schöpfen also nur aus der Beschauung unsrer eigenen Seele; aus dem Anschauen unsrer eigenen Vorstellungen, die Vorstellung von dem, was gut ist; wir nennen nähmlich etwas gut, woran wir Realitäten und Vollkommenheiten entdecken; Realität ist aber für uns nichts, als was einer Vorstellung in uns entspricht, so wie Vollkommenheit für uns nichts ist, als wodurch ein guter Zweck gut erreicht wird. So ist die Natur, das Wesen des Menschen. Wäre er anders eingerichtet, anders beschaffen: so würde er natürlicher Weise andre Dinge, als er itzt gut nennt, gut nennen. — Und in diesem Sinne läßt sich denn auch sehr richtig sagen, daß dem Menschen der moralische Sinn angebohren ist.

Und so nach müssen auch keine Erfahrungen diesem Satze entgegen laufen können. Daß der Mensch

Mensch durch Lob und Tadel, durch Lohn und Strafe gelenkt werden könne, ist sehr gewiß wahr; aber, wenn er es kann, kann er deswegen gar nicht auch durch die innere Güte der Pflichten geleitet werden? Eines schließt das Andere nicht aus; und das Letztere hat mit der Erfahrung eigentlich nichts zu thun, beruht allenfalls auf keiner andern Erfahrung, als derjenigen, die wir mit unserm Selbst anstellen. Auch gewinnt die Menschheit offenbar dabey, wenn das, was an und für sich selbst gut ist, durch Beyfall, Lob und Lohn, und das Böse durch Tadel und Strafe, zugleich angenehm oder unangenehm gemacht wird; auch hierin offenbart sich die Hand der Güte und der Weisheit. —

Es giebt sogar Erscheinungen, wodurch die Wahrheit jenes Satzes bestätigt wird. Wenn nehmlich nur Lob und Tadel, Lohn und Strafe den Menschen in seinen Handlungen entscheiden sollen: so müssen sinnliches Vergnügen, und sinnlicher Schmerz im Grunde seine einzige Triebfeder, so müssen diese sein höchstes Gut seyn, und Helvetius hätte ganz richtig geschlossen. Aber sinnliches Vergnügen und sinnlicher Schmerz sind dieses nicht immer; „es giebt Lie„bende (bemerkt der Verf. S. 61. sehr richtig;) „die in der Aufopferung des Genusses, ja selbst „ihres Lebens für den Gegenstand ihrer Liebe, „sich weit glücklicher finden, als in dem unge„störtesten Genusse desselben.“ — Und schon; daß

daß der Mensch nur durch ihre Hülfe sinnliches Vergnügen empfinden kann, beweist, daß dieses Vergnügen weder das Einzige, noch minder das Höchste und letzte Gut desselben ist.

Freilich muß die äußere Erfahrung zur Entwicklung des moralischen Sinnes Gelegenheit geben; freilich erfordert er, wie alle menschliche Fähigkeiten, eine fortgesetzte Uebung und Pflege, wenn er zu einer vollkommenen Fertigkeit gedeihen soll; und wenn Amyntor gleich nicht auf die einem Skeptiker leicht mögliche Frage: „Warum, wenn dieser Sinn zur menschlichen Vollkommenheit so schlechterdings erforderlich ist, bedarf es erst einer Entwickelung, einer Uebung desselben? Wie geht es zu, daß der Mensch ihn nicht, aus den Händen der Güte, fertig gebildet erhielt;" — wenn Amyntor gleich auf diese, sage ich, dem Skeptiker leicht mögliche Frage nicht fällt: so ist dieses vielleicht nur unterblieben, weil die Auflösung derselben so nahe zur Hand liegt. Der Mensch nähmlich ist so beschaffen, daß seine Glückseligkeit von seiner Thätigkeit, von der Uebung aller seiner Kräfte abhängt; auch konnte nicht ein Sinn, nicht eine Fähigkeit desselben, die ihnen mögliche Vollkommenheit erhalten, ohne daß nicht alle sie hätten haben müssen; und hieraus folgt, daß selbst die höchste Güte einem Wesen, wie der Mensch seyn sollte, nichts mehr, und nichts anders geben konnte, als was sie ihm gegeben hat —

Es

Es schadet der Wahrheit dieser Behauptung von einem, dem Menschen angebohrnen moralischen Gefühle übrigens nicht, wenn der große Haufe sich dessen nicht bewußt ist, wenn er sich diese Wahrheit nicht besonders denkt. Die Gründe und Principien in der menschlichen Seele, aus welchen die Naturgesetze hergeleitet werden, wirken bey ihm im Dunkeln, wirken wie blinde Kräfte. (S. 72.)

Eben so wenig schadet es ihr, daß so wohl ein Theil dieser rohern, als derer Menschen, bey welchen dieses Gefühl ausgebildet worden, sich nicht von ihm leiten läßt. Hermeas bemerkt (S. 76.) „daß bey einem so schwachen Wesen, „wie der Mensch, dieses Schwanken, dieser „scheinbare Widerspruch, worin er mit sich selbst „steht, ohne Zweifel die erste Wohlthat ist, wo„durch er sich der größern Wohlthat der Festig„keit im Guten würdig macht. Denn ohne das „würde der noch unbelehrte Wille in seinem un„vollkommenen Anfange eben so unveränderlich „seyn, als wir den besser belehrten Willen in der „Befolgung seiner bessern Einsichten unveränder„lich wünschen.“ —

Selbst der Mißbrauch, den Schwärmerey aller Art von diesem Gefühl machen kann, beeinträchtigt die Behauptung von seinem Daseyn nicht. Das natürliche Gewissen behauptet seine Rechte; — so wie es sich an dem Uebertreter der-

derselben, früher, oder später, und auf eine oder die andere Art, rächt. (S. 70. und 77.)

Und wenn sich denn, kann man hinzu setzen, auch nicht alle Einwürfe, die Amyntor macht, und die er noch hätte machen können, heben lassen, und die aus Betrachtung der so verschiedenen, oft so geringen, oft ganz unsichtbaren, oft gar nicht erfolgenden Ausbildung und Anwendung dieses Sinnes entstehen: so muß man bedenken, daß, wenn es sonst mit dem Daseyn desselben nur seine Richtigkeit hat, der Mensch weder befugt ist die Auflösung der Frage: „Warum so, und nicht anders?“ zu verlangen, noch so beschaffen, daß er selbst sie immer befriedigend auflösen könne. Und Demuth und Unterwerfung, die bey diesem, wie bey vielen andern Fällen so erfoderlich sind, tragen denn auch sichtbarlich, so viel zur Vollkommenheit und Glückseligkeit des Menschen überhaupt bey, daß er sich gar nicht beklagen darf, so oft und so mannichfaltig auf sie zurück gebracht zu werden. — Ueberdem würde selbst die Vollkommenheit des Ganzen beeinträchtigt werden, es würde eine andere Erde, als diese ist, geben, wenn jene Ausbildung und Anwendung in allen Menschen gänzlich gleich wäre. —

Ueber den Werth und Nutzen einer solchen Beschaffenheit des Menschen, kann übrigens kein Zweifel seyn. Der Verfasser läßt hier unter andern seinen Philokles bemerken, daß dabey Ge-

sätze und Lehren „ein sanfteres Joch und eine „leichtere Last, wohlthätiger und göttlicher schei„nen müssen, wenn sie nicht einen abgedrungenen „oder erschlichenen, sondern einen Tribut von „Aufopferungen von uns verlangen, den wir selbst „freimüthig darbringen würden, wenn unser mo„ralische Sinn schon belehrt genug wäre; daß „wir selbst uns freier und edler fühlen würden, „wenn wir einem Gesetze in unserm eigenen Bu„sen, als wenn wir dem unbefriedigten Willen „der Stärkern oder Verschlagenen gehorchen." — und er hätte hinzu setzen können, daß je höher der Mensch seine Natur schätzt, wenn er sie nur nicht überschätzt, destomehr muß er eines edelmüthigen Sinnes fähig werden, der seinen freien Handlungen mehr Würde, und eine bessere Richtung zu geben, nicht fehlen kann. —

Was der Verf. seinen Philokles über die Nothwendigkeit, daß dem Menschen gewisse allgemeine Wahrheiten angeboren seyn müssen, weil nur dadurch alle Reihen von Wahrheiten ihre Evidenz erhalten können, (S. 82.) und zur Erläuterung dieser Behauptung über den Satz des zureichenden Grundes, (den er, wie dem Recensenten dünkt, dadurch auf vortreffliche Art, populär und faßlich zu machen gewußt hat,) (S. 83. und f.) und über die zu weite Ausdehnung, die man der Lehre der Association der Ideen gegeben hat, sagen läßt, muß der Recensent, um nicht die Gränzen einer Recension zu überschrei-

ten,

ten, übergehen. Aber was der Verfasser gegen Helvetius (Zus. S. 35.) besonders bemerkt, daß nehmlich sein System dem Menschen seine vernünftige Natur nimmt, mit welcher seine Handlungen, wenn sie gut seyn sollen, übereinstimmen, sie erhalten und erhöhen müssen, — und vermöge welcher, er diese Uebereinstimmung einsehen kann, — glaubt er, wenigstens im Allgemeinen anzeigen zu müssen. Genug, daß der Mensch immer, wenn er bis zur letzten Quelle der Ueberzeugung gelangen will, auf sein inneres Selbst, auf seine Beschaffenheit, auf sein inniges Gefühl zurückkommen, daß er, sowohl um gut, wahrhaft gut, als um weise zu werden, seine Natur, daß er sich selbst kennen muß. — Und so mußte ein Amyntor denn auch überzeugt werden können, „daß die Vernunft, ohne den „träglichen Ausspruch der Sinne abzuwarten, „über die ewigen Wahrheiten sich selbst ihr Orakel spreche; daß die Seele sich selbst der ewig „gegenwärtige Gegenstand ihres innern Sinnes „sey; daß sie durch das Gefühl ihrer Verrichtungen, ihre Vermögen, Anlagen und Kräfte „kennen lerne, daß sie, in sich selbst die Gesetze „lese, welchen sie in ihren Verrichtungen folgt, „lange vorher, ehe sie sie kennt, die Gesetze, „welchen sie gehorcht, wenn sie denkt, welchen „sie gehorcht, wenn sie begehrt. Ich glaube „nun selbst, fährt er fort, nachdem mich Philosophen an ihren mäandrischen Ausflüssen bis da-

„hin zurück geführt hat, die Quellen der Grund-
„gesetze des großen Gesetzbuchs der Natur in mei-
„nem Innern zu entdecken; zu entdecken, daß
„Alles mein Wollen sich in dem einzigen
„großen Trieb, glückselig zu seyn, vereini-
„ge; daß, wenn ich diesen Trieb, unträglich,
„und ohne Reue über schädliche Verblendungen,
„befriedigen wollte, ich mich mit der Glückseligkeit
„eines Wesens, wie ich selbst bin, bekannt ma-
„chen müsse, daß ich also mich selbst, meine An-
„lagen, Bedürfnisse, Zwecke, deren Anbau,
„Befriedigung und Erreichung allein meine ver-
„nünftige Natur erhöhen kann, in mir selbst
„müsse kennen lernen. Indem ich mich selbst
„zum Gegenstand der Betrachtung nahm, und
„in mir dieses allgemeine Gesetz für meinen Wil-
„len fand, nichts zu wollen, als was ich als gut
„erkannt, indem ich aus der Betrachtung meiner
„Anlagen und Kräfte entdeckte, was einem We-
„sen, wie ich, gut sey; indem ich bemerkte, daß
„mein Verhalten gegen alle andre Dinge aus
„diesem ersten Gesetz müsse hergeleitet werden,
„und daß ich sie so gebrauchen müsse, wie sie
„Mittel werden könnten, dem ersten sittlichen
„Grundgesetze zu gehorchen; so begriff ich,
„warum Philokles sagte, die Quellen der sittli-
„chen Gesetze sind uns angebohren." — Die-
ses ist der Innhalt des 15. bis 18ten Briefes, die
Amyntor an Philareten schreibt, um ihr Rechen-

Nachricht von dem Fortgange der Veränderung in seiner Denkart zu geben.

Ihre Antwort enthält über die angenehmen Empfindungen und den Zuwachs, welchen die menschliche Glückseligkeit durch eine solche Vorstellung von der menschlichen Natur erhält, sehr viel Lehrreiches, so wie auch Bestätigungen der Wahrheit derselben, auf welche wir, aus dem schon angeführten Grunde, die Leser selbst verweisen müssen; so wie auf den 20. und 21sten Brief, worin die Vergnügungen der großen Welt aufgezählt — und gewürdigt werden. —

Indessen waren dem Amyntor, sehr natürlich, noch Zweifel übrig geblieben. Er sah nicht ein, wie sich aus dem ersten Gesetze, das er freilich in seinem Innern fand, seine Glückseligkeit und Vollkommenheit zu suchen, die Gesetze der geselligen Pflichten herleiten ließen; er glaubte überhaupt, nur überrascht, nur von dem Zauber, den der Glaube an ein inneres Gefühl des Schönen und Guten hat, zur Ueberzeugung gebracht worden zu seyn; das ist denn auch sehr charakterisch für solch einen Mann, so wie es auch das ist, daß er sich mit seinen Einwürfen nicht mehr an einen alten Mann von bittrer Laune, wie Philokles, dessen Empfindlichkeit er schonen zu müssen glaubt, wagt. Aber die Gesellschaft

hatte ein Mitglied mehr an Theophron, einem Stadtgeistlichen, erhalten, einem Manne, der außer den Kenntnissen seines Amtes, andre, unterhaltende und nützliche Kenntnisse, und schöne Eigenschaften des Geistes und Herzens besaß. Und Theophron löst ihm nun jenen Zweifel dadurch, daß er ihm (S. 121. u. f.) begreiflich mache, wie wenig irgend ein Mensch seine eigene Glückseligkeit wahrhaft befördern könne, ohne daß er zugleich für die Glückseligkeit andrer sorge. Der Mensch hat, nähmlich, immer Bedürfnisse, und je mehr er deren hat, je mehr bedarf er andrer Menschen zur Befriedigung derselben. Wie will er andre geneigt machen, ihm zu dienen, wenn er nicht auch bereit ist, für sie etwas zu thun? — Freilich ist er dann noch nur gemeinnützig um seines eigenen Vortheils willen, nur aus Eigennutz; — aber, wie, wenn es Fälle gäbe, wo er seinen Vortheil, sein Vergnügen aufopfert, um des Vergnügens und der Glückseligkeit anderer Willen? Theophron führt ein Beyspiel von Mutterliebe an, das wir mit seinen eigenen Worten erzählen wollen: „Daß es des Säuglings Vergnügen sey, „durch dessen Mitgenuß die sanfte Wärme der „mütterlichen Freude unterhalten wird, läßt sich „schon aus der Stärke dieser Freude urtheilen. „Sehen Sie, in welchem süßen Selbstvergessen „das liebevolle, wonnetrunkne Angesicht der säugenden Mutter über ihrem theuren Säuglinge hängt,

[illegible], „ganz in das Vergnügen des Mitgenuſ-
„ses seines Wohlseyns versenkt, gegen alles,
„was sie umgiebt, unempfindlich. Man müßte
„eine Wirkung ohne Ursach annehmen, wenn
„diese Freude keinen andern, als einen körperli-
„chen Grund haben sollte. Sie ist also nicht
„Eigennutz, sie ist Liebe, deren Größe sich aus
„den unaussprechlichen Mühseligkeiten, Schmer-
„zen, Verläugnungen der sanftesten, natürlich-
„sten Vergnügen, des Schlafes, der Ruhe, die
„gerade in diesen Umständen so nothwendig und
„erquickend sind, abnehmen läßt;“ — und
zeigt endlich dem Amyntor, um ihm diese natür-
liche Uneigennützigkeit des Menschen ganz be-
greiflich zu machen, „wie der Trieb nach
eigner Glückseligkeit und Vollkommenheit
zu diesem geselligen Triebe wird.“ Er
überführt ihn, nähmlich erstlich, daß wir unser
Daseyn nur durch das Gefühl unserer Thätigkeit
inne werden, und das folglich das Gefühl dieser
Thätigkeit Glückseligkeit seyn müsse; und zwei-
tens, daß wir das, durch die Uebung unserer
Thätigkeit an einem Gegenstande unser Liebe ge-
nossene Vergnügen auf den Gegenstand selbst
übertragen. — Die Beweise hievon führen
wir nicht an, weil jeder aufmerksame Beobachter
der menschlichen Natur sie selbst finden kann, und
alle die, welche unter den großen Schriftstellern
aller Art, noch für Kenner dieser Natur gehal-
ten worden sind, dergleichen genug gesammelt

haben. Hieraus schließt denn Theophron: daß die Anlage der menschlichen Natur mehr zur Uneigennützigkeit als zum ungeselligen Eigennutz gemacht sey; — daß wir alles lieben, was uns das Gefühl unserer Thätigkeit gewährt (wodurch wir in Thätigkeit gesetzt werden,) — und daß wir also die Vollkommenheit, das Wohl Anderer befördern, um unsre eigene Vollkommenheit zu vermehren und zu genießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Vermischte Gedichte von Ludwig Heinrich Nikolai, Kabinetssecretair und Bibliothekar Sr. Kaiserl. Hoheit, des Großfürsten aller Reußen. Erster bis sechster Theil. Berlin und Stettin; bey Friedrich Nikolai, 1778—1781.

Zu einer Zeit, wo die Versuche unserer meisten jungen Dichter sich auf poetische Vor-übun-

[illegible], gefällige Kleinigkeiten, und wohlgemeynte Almanachsbeyträge einzuschränken scheinen, muß es für die Freunde der Dichtkunst und Liebhaber unserer Sprache eine angenehme Ueberraschung seyn, von den Ufern der Newa her sechs Bände Gedichte zu erhalten, welche man in einem Gebiete, wo die deutschen Musen vorzüglich geschätzt und aufgemuntert würden, wenn es anders ein solches Gebiete in Deutschland gäbe, selber geschrieben glauben. Was das Vergnügen über diese Erscheinung noch mehr erhöhet, ist der innere Werth der Gedichte selbst. Auch schon bey einer flüchtigen Uebersicht wird man sich überzeugt fühlen, daß ihr Verfasser nicht blos wegen seines Eifers, an einem fremden Hofe und unter einem fernen Himmelsstriche den deutschen Musen zu huldigen, Dank und Aufmunterung, sondern auch wegen der Art, mit welcher er bey diesen Umständen unvermeidliche Schwierigkeiten überwunden, und der Fähigkeiten, die er hierbey gezeigt hat, lauten Beyfall verdient. Herr Nikolai hat, nach unserm Gefühle, in seinen vermischten Gedichten nicht nur viel versprechende Versuche eines dichterischen Geistes, sondern auch zum Theil reife Arbeiten eines Mannes geliefert, der mit den Geheimnissen der Dichtkunst vertraut ist, die Reichhaltigkeit seiner Sprache kennt und zu gebrauchen weiß, und Eigenthümlichkeit der Gedanken mit Eigenthümlichkeit der Darstellung verbindet.

Es giebt einen doppelten Gesichtspunkt für die Beurtheilung dichterischer Arbeiten. Der eine bezieht sich auf die Beschaffenheit und Form des Werkes; der andere auf den Geist und die Anlagen des Dichters. Beide Gesichtspunkte treffen zwar in gewissen Rücksichten zusammen; allein an sich sind sie doch merklich verschieden, und können oft entgegengesetzte Bestimmungen geben. Nach dem ersteren verweilen wir mit unserer Aufmerksamkeit vorzüglich bey der Beurtheilung des Gedichtes und der Schätzung seines Werthes als Kunstwerk; wir prüfen den Entwurf des Ganzen, das Verhältniß und die Zusammenstimmung einzelner Theile; stellen eine Vergleichung desselben an mit den festgesetzten Regeln oder vorhandenen Mustern in der Gattung, zu welcher es gehöret, und beschäftigen uns mit einer mehr oder weniger umständlichen Entwicklung der einzelnen Schönheiten oder Mängel, welche uns darinne besonders aufgefallen sind. Nach dem letztern Gesichtspunkte hingegen ist es uns weniger um den eigentlichen Kunstwerth und die regelmäßige Vollendung des vor uns liegenden Werks, als um den darinne hervorstechenden Abdruck der Fähigkeiten des Dichters zu thun. Es liegt uns nicht sowohl daran zu wissen, in wiefern dem Dichter sein Verfahren im einzelnen Falle gelungen sey, als vielmehr überhaupt mit der Stimmung seiner Fähigkeiten, mit seinem besonderen Geisteshange

und

und seiner eigenthümlichen Manier näher ver-
kannt zu werden. Bey einem, von der letzten
Seite schon hinlänglich bekannten Dichter, ist
ohne Zweifel die Beurtheilung der Form des
Werks das wichtigste. Sie zeigt uns den
Mann, dessen dichterisches Verdienst wir schon im
allgemeinen schätzen, gewissermaßen in einem
neuern Lichte, indem sie uns die vollere Entwicke-
lung seiner Anlagen, seine Fortschritte in der
künstlichen Darstellung, und die Biegsamkeit
seines Talents in die gewählte Gattung (zumal,
wenn es eine solche ist, in der wir ihn nicht er-
warteten) vor Augen legt. Nicht so bey der Er-
scheinung von Arbeiten eines Verfassers, dessen
dichterisches Verdienst durch eben diese Arbeiten
erst bewährt und entschieden werden soll. In
einem solchen Falle sind wir natürlicherweise we-
niger um die Stelle bekümmert, welche eine
kunstmäßige Rangordnung (eine Sache, die in
kritischen Beziehungen oft eben so streitig ist
wie in bürgerlichen) dem neuen Produkte in der
Reihe ähnlicher Arbeiten anweisen möchte; als
wir zu erfahren wünschen, ob dessen Urheber
selbst sich dadurch unter dem Chor unserer Dich-
ter einen rühmlichen Platz erworben habe.
Denn die Erhaltung eines neuen Beytrags in
dieses oder jenes Fach unsrer Litteratur kann uns,
wie schätzbar dieser Beytrag auch immer seyn
mag, doch nicht so viel Vergnügen gewähren,
als die Entdeckung eines vorher minder bekann-

ten

ten poetischen Kopfes, von dem sich unsere Sprache, nach dem besondern Maaß und Umfange seiner Fähigkeiten, in mannichfaltigen Gattungen neue glückliche Versuche zu versprechen hat.

Da der Verfasser der vermischten Gedichte, deren Beurtheilung uns itzt beschäftiget, ohne Zweifel der letzterwähnten Gattung zugehöret, so werden wir bey der gegenwärtigen Anzeige zwar beide Gesichtspunkte, soviel es der Umfang dieser Blätter erlaubt, zu verbinden suchen; jedoch hauptsächlich auf den letztern Rücksicht nehmen, und uns bemühen, theils durch eine vorausgeschickte nähere Inhaltsanzeige und Aushebung vorzüglich charakteristischer Stellen, theils durch einige allgemeine Anmerkungen über den Geist unsers Dichters, den Leser in den Stand zu setzen, über Herrn Nikolais dichterisches Verdienst aus eigner Ueberzeugung zu entscheiden.

Der erste Band dieser vermischten Gedichte reizt vorzüglich, und mehr als die übrigen Theile durch Mannichfaltigkeit des Inhalts und Abwechslung der gewählten Gattungen. Gleich einer lebhaften aber bescheidenen Schöne, welche anfangs ernst und zurückhaltend, erst bey vertraulicher Bekanntschaft ihren muthwilligen Launen freyes Spiel läßt, erscheint die Muse unsers Dichters bey ihrem ersten Auftritte in dem heilsamen Gewande der Fabel; zeigt sich hierauf in dem zunächst folgenden moralischen Briefen, als die frohe Gespielin heitrer Weisheit; schlüpft dann

dann in die blumichten Gefilde der Elegie, und spielt sich auf diesem Wege, ohne merkliche Verwandlung, in das Gebiete der romantischen Erzählung; ein Gebiete, in welchem sie am liebsten verweilt, und aus dem sie nie ohne reiche Beute zurückkehrt.

Wir haben ohne Zweifel in keiner Dichtgattung mehr Versuche aufzuweisen als in der Fabel, und vielleicht hängt es mit der eigenthümlichen Geistesrichtung und dem Geschmacke unserer Nation nicht undeutlich zusammen, daß dieser „gemeinschaftliche Rain der Dichtkunst und Weltweisheit“ unter uns mit vorzüglichem Glücke angebauet worden. Doch dem sey wie ihm wolle, Herrn Nikolais neueste Beyträge zu diesem Fache unserer Litteratur verdienen in mehr als einer Rücksicht unter den bereits vorhandenen Arbeiten dieser Art eine rühmliche Stelle. Seine Fabeln haben nicht nur, überhaupt genommen, das Verdienst einer guten Erfindung, oder doch glücklichen Wendung schon bekannter Erfindungen, sondern empfehlen sich auch durch eigenthümliche Laune, belustigenden Witz, und Reiz des dichterischen Vortrags; denn diesen letztern für einen der Fabel nicht blos entbehrlichen, sondern sogar lästigen Putz anzusehen, hat selbst Lessings Ansehen und Beyspiel die Kunstrichter nicht überreden können. Die Manier unsers Fabeldichters näher anzudeuten, würden wir sagen, er habe sich die Lafontainischen zum Muster genom-

nommen, wenn nicht die Menge alltäglicher Nachahmungen berühmter Originale es zur Gewohnheit gemacht hätte, mit diesem Ausdruck für das Verdienst des Dichters verkleinerliche Begriffe zu verbinden. Und diese wünschen wir in dem gegenwärtigen Falle um so mehr auszuschließen, da in der That nicht gemeiner Nachahmungsgeist, sondern Aehnlichkeit des Talents und der Geistesstimmung die vornehmste Ursache jener Gleichheit des Tones zu seyn scheinet. Sowohl die allgemeine Farbe von Herrn Nikolais dichterischer Schreibart, welche überhaupt genommen vorzüglich durch Leichtigkeit und freywillige Laune gefällt, als auch eine Menge einzelner diesen Fabeln besonders eigner glücklicher Züge und Schilderungen, können hiervon zum Beweise dienen. Wir wollen einige Proben anführen, welche unser Urtheil bestätigen und zugleich des Verfassers dichterische Farbenmischung anschaulicher darlegen werden, als wörtliche Beschreibung dieses zu leisten vermag.

Gleich die zweite Fabel, Seite 7 Die Affen auf dem Schiffe, ist ein Beyspiel einer durch drollichte Gemälde und launichte Erzählungsart belustigenden Fabel:

Ein Schiff mit Affen kam in einem Hafen an.
Der Schiffsherr konnte sich auf guten Abgang
freuen;

Der

Der König liebte sie, und also jedermann.
Man geht an Land: der Herr die Zeitung auszustreuen,
Und das Matrosenvolk nach Mädchen und zu Wein;
Die Affen blieben ganz allein.

Nun, spricht der eine, Muth, ihr Brüder!
Die Freiheit winkt, ergreift sie wieder.
Ich habe fleißig zugesehn,
Und glaube gründlich zu verstehn,
Wie man die Thaue zieht, wie man die Ruder führet,
Wie der Magnet den Lauf regieret;
Auf! kappt das Anker! spannt geschwind
Die Segel! Günstig ist der Wind.
Gesagt, gethan. Man übergiebt in Eile
Das Schiff der Fluth, und läßt den Hafen bald sehr weit
Zurück. Mit thörichter Geschäftigkeit
Springt unser Volk umher, durchklettert alle Seile,
Und siehet, was bisher das bloße Glück gethan,
Als Folgen seines Fleißes an.

Doch nun verändert sich die Scene: Meer und Himmel
Vermischen sich. Mit donnerndem Getümmel
Kämpft Nord und Ocean: der leichte Kiel
Ist beider Kämpfer Spiel;
Ihn schleudert die Gewalt des Sturmwinds und der Welle
Bald mitten in den Bliz, bald in den Schlund der Hölle.
Das bange Volk der Affen weiß

Nicht

Nicht Hülfe mehr, noch Rath;
Es wiederholt mit blinden Fleiß
Was jüngst das Menschenvolk auf seiner Reise that;
Doch alles umgekehrt, und aller Kunst zuwider.
Was steigen soll, das sinkt itzt nieder,
Die Taue sind verwirrt, die Segel wund und naß;
Der rauche Palinur, guckt dumm auf den Kompaß,*)
Schmäht durch das Sprachrohr auf die Brüder,
Und steuert auf Gerathewohl
Zur Rechten hin, wann er zur Linken steuern soll.
Ein andrer ruft: dem Sturme vorzukehren
Müßt ihr Gelübde thun, und schwören.
Zur Hälfte theilt man sich: hier singt und betet man,
Dort lästert man aus vollen Hälsen.
Doch eine Welle kömmt, schlägt an das Fahrzeug an,
Und schmettert es an einen Felsen.

So wie dem Schiffe, so dem Staat,
Der Affen zu Regenten hat.

Die Schönheiten und die malerische Darstellung in dieser Fabel sind zu einleuchtend, als daß wir es für nöthig halten können, erst noch durch einen weitläuftigen Kommentar darauf aufmerksam zu machen; und wir zweifeln, ob (die zu öftere Wiederholung des Wortes Volk, und

*) Es braucht wohl keiner Erinnerung daß wir diese Zeile aus einer andern Ursache, als jene einzelnen unterstrichnen Worte ausgezeichnet haben.

und die den metrischen Wohlklang zerstörende Hinüberwerfung eines einzelnen Wortes aus einer Zeile in die andere, ausgenommen) die strengste Kritik etwas daran zu tadeln finden würde: man müßte denn sagen, daß, in Beziehung auf die Anwendung der Fabel, nicht eben ein so poetischer Sturm nöthig gewesen, gegen den vielleicht selbst die Geschicklichkeit des besten Steuermannes nichts zur Rettung des Schiffes vermocht haben würde.

Auch die unmittelbar darauf folgende Fabel, deren Inhalt, wo wir nicht irren, einer ähnlichen Lafontainischen abgeborgt ist, liefert ein nicht minder treffendes Gemälde voll feinen Spotts und launichter Züge. Wie witzig ist die Schilderung des Affen, welchen ein Paar, über die Theilung eines gefundenen Käse in Streit gerathene Katzen zum Schiedsrichter wählen.

»Sein Herr (sagen sie) ist in dem Magistrat;
»Er weiß von ihm das Recht, er soll uns Recht verschaffen!
»Man ruft ihn her. Er kömmt; ein ernster Rath
»Im Mantel und im Ueberschlage, der Weisheit seines Herrn« u. s. w.

Ungeachtet die meisten dieser Fabeln und besonders die Erzählungen (denn die Muse des Verfassers bedient sich abwechselnd bald der eigentlich sogenannten Fabel, bald der Erzählung,

Allegorie und jeder andern Art von gefälliger Wahrheitshülle) von der ausmalenden, oft dramatisch schildernden Gattung sind, wo beynahe jeder einzelne Zug eine Anspielung enthält, so liest man doch auch hier hin und wieder andere, welche sich durch naive Kürze und zusammengestellte Darstellung empfehlen. Auch hiervon glauben wir ein paar Beyspiele schuldig zu seyn. Wir wählen dazu, Seite 38.

Der Rathsherr und der Jüngling.

Ein Rathsherr einer Stadt, der täglich eine Stunde
Vor der Versammlungszeit zur Kirche schlich,
Bat Gott allda von Herzensgrunde
Um Segen für die Stadt und sich.

Auch täglich schlich bey erster Helle
Aus einer heimlichern Kapelle
Ein Jüngling, der die ganze Nacht
Mit feilen Dirnen zugebracht.

Ganz nahe standen die Gebäude,
Das Gotteshaus, das Haus der Freude,
Und täglich kreuzte sich dies Paar
Das in ungleichem Dienst gleich ämsig war.

Doch keiner wußte von des andern Wegen.
Der Rathsherr sprach: der wackre junge Mann!
Er flehet täglich Gott, noch eh als ich, um Segen
In seinem Tempel an.

Der

Der Jüngling dachte: Pfui dem Alten!
Er soll auf Zucht und Sitten halten,
Und geht doch niemals in den Rath,
Eh er der Wollust Sitz besuchet hat.

Von gleicher Gattung ist S. 47.

Der Esel und der Hund.

Ein Esel trabte seinen Schritt,
Ein leichter Windhund trabte mit.
Sie hatten einen Weg zu reisen.
Pfui! spricht der Hund, du träges Thier,
Man kömmt ja nicht vom Fleck mit dir!
Er jagt voraus. In weiten Kreisen
Kehrt er zurück zum Esel hin,
Begaffet ihn, verhöhnet ihn,
Und schießt dann fort gleich einem Pfeile,
Und macht sich drey aus jeder Meile.

Sie gehen weit Berg auf Berg ab,
Durch lange Wälder, lange Triften,
Der Esel immer seinen Trab,
Das Windspiel immer in den Lüften.
Doch dieses läuft, und rennt, und fliegt,
So lange bis auf halbem Wege
Es lechzend auf den Rippen liegt.
Der Wohlbedächtige, der Träge,
Kam an, wohin sein Amt ihn rief —
Wer war es, der geschwinder lief?

Und nun sollten wir zum Beweise unserer Unpartheylichkeit auch diejenigen kleinen Nachläs-

sigkeiten rügen, welche uns bey einer aufmerksamen Prüfung dieser Fabeln etwa hie und da aufgestoßen sind; allein da die wenigen kritischen Erinnerungen, welche sich vielleicht gegen ein Paar einzelne Stellen derselben machen ließen, mehr die dichterische Schreibart des Verfassers überhaupt, als die Form seiner Fabeln betreffen würden, so wollen wir gern ein Geschäft, zu welchen die vom Apoll, S. 64. darauf gesetzte Belohnung nicht eben reizet, andern überlassen, und eilen unsere Leser mit den Briefen bekannt zu machen, welche sich unmittelbar an diese Fabeln anschließen, und ihnen theils durch den moralischen Innhalt, theils durch die lebhaften dramatischen Schilderungen gewissermaaßen verwandt sind.

Nach des Recensenten Gefühle machen diese Briefe den schätzbarsten Theil, nicht blos dieses Bandes, sondern vielleicht der ganzen Sammlung aus; und er glaubt sich nicht zu irren, wenn er dieselben für eine der reifsten und vermuthlich spätesten Arbeiten des Dichters ansiehet. Sie enthalten in der That so treffliche Gemälde, so feine und glückliche Beobachtungen, so viel ächte Philosophie des Lebens, und das alles in einer Sprache, deren Nachdruck, Reiz und Anmuth den geistvollen Innhalt dieser Briefe noch mehr erhebt, und selbst solchen Lesern empfehlen muß, welche jener allein nicht stark genug an sich ziehen würde, daß wir keiner Verzeihung zu bedürfen

dürfen glauben, wenn wir bey der Anzeige dersel- ben etwas länger verweilen.

Wenn man den allgemeinen Ton derselben mit ähnlichen Arbeiten vergleichen will, so wird man leicht finden, daß sie mit den Horazischen Briefen und Satyren die meiste Aehnlichkeit haben. Indessen sind sie offenbar mehr im Geiste dieses Dichters geschrieben, als eigentliche Nachahmungen desselben, das heißt: die Aehnlichkeit besteht mehr in der allgemeinen Manier, in der Anschaulichkeit der Schilderungen, dem freyen Gedankengange, den kurz und stark ausgedrückten Wahrheiten, als in einzelnen Nachbildungen. Die Gemälde des Verfassers sind alle aus unsrer Welt; die Gefühle, die er schildert, sind ganz die Gefühle unserer Zeiten, und die Weisheit, welche er lehrt, ganz unserer Lage angemessen. Und eben hierinne, dünkt uns, liegt die wahre Volksmäßigkeit und das nazionale Kolorit des feinern Dichters, von dem man hin und wieder so seltsame Begriffe zu haben scheint.

Doch wieder zu unserm Verfasser. Die drey ersten Briefe, welche an dem Freyherrn von Frieß überschrieben sind, enthalten vermischte Betrachtungen über Glückseligkeit, und machen gewissermaßen ein für sich bestehendes moralisches Lehrgedicht aus. Ohne uns in Vergleichungen mit ähnlichen Arbeiten über diesen Gegenstand einzulassen, bey welchen unser Verfasser gewiß nicht verlieren würde, wollen

wir uns begnügen den Hauptinnhalt und einige einzelne vorzüglich schöne Stellen mitzutheilen.

Der erste Brief stellt, als Einleitung für die folgenden, ein lebhaftes Gemälde der menschlichen Unzufriedenheit und falschen Schätzung des Glücks einzelner Stände in einer Reihe treffender Schilderungen auf. Wer will, heißt es S. 67.

Wer will, o seltsam Thier, o Mensch! dein Herz verstehn?
Kaum läßt der alte Diogen
Mit seinem Lichte sich auf einem Markte sehn,
So kömmt die ganze Stadt dem Wunder zugelaufen,
Und jeder in dem tollen Haufen
Will der gesuchte Mensch, das ist: der Weise seyn,
Und jeder schwört, er sey's allein.

Ich will bey meiner Lampe Schein
Nur ein vergnügtes Herz erkennen
(Ein leichtes Gut, nach dem wir alle rennen)
Und alle scheuen mich und fliehn,
Und einsam läßt man mich mit meinem Lichte wandern,
Und pack ich einen an, so schwört er, jedem andern
Sey mehr Glückseligkeit verliehn.

So sagt, wo wohnt sie denn?

Und

Und nun läßt der Verfasser die verschiedenen Stände und ihre vermeinten Ansprüche auf Glückseligkeit vor unserm Blicke vorübergehn. Je weniger Neues sich in Schilderungen dieser Art erwarten läßt, um destomehr vergnügt die feine Wahl der Züge und die Leichtigkeit, mit welcher der Dichter sein Gemälde hinwirft. Man urtheile selbst!

O glücklicher Kotill! (dies ist des Pöbels Lehre)
Er hat des Fürsten Gunst, ihm regnet Gold und Ehre —
Das blinde Volk! Es sieht allein
Der Tressen Glanz an ihm, und der Juwelen Schein,
Der Diener, der Klienten Heere,
Der Laufer Paar, das vor dem Wagen keucht,
Und seine bunte Brust, die einem Wappen gleicht.
Allein das zehrende Verlangen
Noch größre Gaben zu empfangen,
Die Angst, mit welcher er des Fürsten Ohr bewacht,
Den Argwohn auf geheime Stricke,
Den Neid bey seiner Neider Glücke,
Des Feindes ekelhaften Kuß,
Den er, mit unterdrücktem Grolle,
In heissen Schwüren zahlen muß,
Der Langenweile Quaal, und die so schwere Rolle,
Durch seichten Witz und Schmeicheleyn
Den blöden Fürsten zu erfreun,
Und seine Launen ihm demüthig zu verzeihn,
Des Hofes Haß, wenn er dem Prachte wehret,

Des Volkes Fluch, wenn er die Bürde mehret,
Den Undank, wenn sein Rath gelingt,
Den Vorwurf, wenn er Schaden bringt,
Und nach so vielen Kümmernissen
Noch sein beschwerliches Gewissen,
Das ihn, troz allen falschen Schlüssen,
Im Herzen dennoch schuldig spricht,
Dies alles sieht der Pöbel nicht.

Wer fühlt nicht wie treffend diese Züge gewählt, und wie glücklich sie zusammen gestellt sind! Eben dieses gilt auch von der folgenden Bemerkung über die Schätzung des Mittelstandes. Sagt, fragt der Dichter, sagt,

Wo ist die süß: Mitte?
Ein jeder siehet nur empor,
Ein jeder glaubt, daß er am Fuß der Leiter stehe,
Und ihres Restes halbe Höhe
Kömmt ihm als ihre Mitte vor.
Der Bauer lobt des Handwerksmannes Künste;
Und der des Kaufmanns reichere Gewinnste;
Der das gewisse Brodt des Pfaffen; den entzückt
Des Richters leichtes Amt, der in dem Rathe nickt;
Dem Richter fehlet noch des Adels Ehre,
Der Junker sucht ein Ansehn in dem Heere,
Der Oberste wünscht sich zum General,
Der in der schiefen Bänder Zahl,
Der Ritter endlich zum Minister.
Dies ist der Wünsche steter Lauf:
Vom Küster steigt man so bis zu dem Kaiser auf,
Und nie herab vom Kaiser bis zum Küster. *)

*) S. 69. u. f.

Der

Der zweite Brief schildert die Widersprüche der Menschen in Ansehung der Gegenstände, deren Besitz von ihnen als der Innbegriff der Glückseligkeit angesehen wird. Die Einkleidung dieser Schilderungen ist eine passende Ausmalung des Horazischen

Si quis Deus, en ego, dicat,
Iam faciam quod voltis.

Wie weit lebhafter und dramatischer, als der nur zu oft ermüdende einförmige Ton gewöhnlicher Lehrgedichte, durch diese Einkleidung der Vortrag an sich bekannter moralischer Beobachtungen geworden sey, mag folgende Stelle, in welcher der Schwelger der Göttin seine Wünsche eröffnet, beweisen. Sie wird im Original noch durch den Kontrast erhoben, in dem sie dadurch erscheint, daß sie sich unmittelbar an die Abfertigung anschließt, welche die Göttin dem, für ein spröde Schöne schmachtenden Liebhaber ertheilet:

»Ja! dies verdient ein Seladon!
Ich spreche den Romanen Hohn.
Gelegenheit erweckt mein Verlangen,
Und mit dem Kuß ist meine Gluth vergangen.
Was nur der feinste Witz für Freuden ausgedacht,
Für alle die bin ich gemacht.
Ich liebe die durchzechte Nacht,
Des Rehes Tod, der Feste Pracht,
Die Bühne, wenn sie weint und lacht,

Der Baukunst Stolz, der Töne Macht,
Das Wagespiel, das Pferd, die buhlerischen Musen,
Den langen Schlaf an einem weichen Busen.
Mit jeder Freude, jeder Lust,
Durchflicht, o Göttin, meine Tage;
Verbeut, den Sorgen meine Brust,
Und gieb mir Schätze sonder Plage —
So wünscht ein Sohn des Epikur
Und ihm erwiedert die Natur:

» Dem müden Fleiße zum Ergötzen,
Nicht träge Tage zu besetzen,
Schuf ich der Fröhlichkeit Genuß.
Mit Mühe nicht vermischt, gereicht sie zu Verdruß.
Wie manchen siehst du nicht nach deinem Wunsche leben
Und in der Freude Schoos umsonst nach Freude streben?
Ein mäßiger Gebrauch ernährt,
Ein übermäßiger verzehrt.
Soll als ein Bachanal die Jugend dir verstreichen,
Um frühe siech und alt an Krücken fortzuschleichen?
Soll dich, mit Golde zu versehn,
Ein neues Indien entstehn?
Und sollen deiner Trägheit wegen
Sich hundert Hände müde regen?
Für dich ist Recht, was andern billig ist.
Will jeder solch ein Glück erwerben,
So werdet ihr in kurzer Frist
Für lauter Glücke Hungers sterben.« *)

Den

*) S. 79.

Den Innhalt des dritten und letzten Brie- fes über den gleichen Gegenstand wird man aus folgenden Schlußzeilen desselben abnehmen kön- nen:

»Du siehest, liebster Fries, daß mit dem wahren Glücke
Sich unser Wesen doch noch ziemlich wohl verträgt.
Es fliehet nicht vor uns zurücke,
Es wartet, vor uns hingelegt.
Es hänget nicht an Gold und Stande,
Es steht in deiner Macht, es wohnt in jedem Lande.
So klage nicht voll Ungeduld
Den kargen Himmel an. Sey muthig es zu nehmen!
Wenn es uns beiden fehlt, so ist es unsre Schuld;
So bleibt uns übrig uns zu schämen.« *)

Die Ausführung hiervon ist meisterhaft gerathen, und in unsern Augen ein eben so gewisser Beweis von der vorzüglichen Schicklichkeit unserer Sprache für dichterische Darstellung moralischer Wahrheiten, als von Herrn Nikolais eigenthümlichen Fähigkeiten für diese Gattung. Wir würden beynahe den ganzen Brief abschreiben müssen, wenn wir alle vorzüglich schöne Gedanken, oder auch nur den allgemeinen Inhalt der hier aufgestellten Betrachtungen vorlegen wollten. Also nur ein oder zwo Stellen statt aller

*) Seite 132.

ler, übrigen. Wir wählen hierzu die treffliche Ausschmückung folgender philosophischen Bemerkung:

„Es ist ein heimlich Gut, mit dem der Vorsicht Hand
Des Lebens ganzen Lauf verband,
Und dessen sich im Schloß und in der Hütte
Der König und der Hirt erfreun;
Es folget dir bey jedem Schritte,
Ist immer mit dir, immer dein,
Und größer als die größte Pein;
Mit einem Wort: die Lust zu seyn.
Sieh jenen Dürftigen, vom Alter ausgezehret,
Sich auf dem harten Lager drehn.
Geschieht's, dem Leben zu entgehn,
Daß er die bittern Gläser leeret?
Doch welches Gut kann er bereun?
„Er, der gedrückt von schweren Tagen,
„Sich an der Last des Lebens krumm getragen.“
Was ist es sonst, als der Genuß zu seyn?
Ich bin. Erquickendes Empfinden!
Ich liege nicht versäumt in ewger Nacht;
Und der der Welten Heer gemacht,
Hat auch an mich, an dieses Mich, gedacht,
Und ließ in seinem All mich eine Stelle finden.
Ein Blick in seinen Bau, ein einzger Augenblick,
Mit einem steten Nichts verglichen,
Ist der, o Fries, nicht schon ein Glück?
Und o! wie mancher Augenblick
Ist uns bereits in dem Genuß verstrichen;
Wie mancher kömmt vielleicht noch ferne her geschlichen!

Ja

Ja, stürzte mich der Tod von neuem in die Nacht,
Aus welcher werdend ich erwacht,
Und wäre meinem kurzen Leben
Ein einzger Tag zum Ziel gegeben,
So schiene mirs ein Glück, auch einen Tag zu seyn,
So würd ich diesen Tag dem Dank und Lobe weihn.« *)

Wir können uns nicht enthalten, derselben noch folgende durch Würde der Gedanken und Reiz des Vortrags gleich treffliche Stelle an die Seite zu setzen:

»Und ist mir außer mir geringe Macht verliehn,
Steht doch mein Herz in meinen Händen;
Hier ist mein Reich, mein innrer Thron, o Fries!
Mein eigenmächtig Glück auf Erden.
Ist diese Welt kein Paradies,
Wohlan! mein Herz soll mir es werden.
Hier reut ich aus, was mich verletzt,
Hier pflanz ich ein, was mich ergötzt.

Wie wenn der Sturm ein Schiff zerrissen,
Und von dem Volke, daß es trug,
Ein Einziger sich durch die Wellen schlug,
Der, an ein ödes Land geschmissen,
Zur Wohnung sich die nächste Höhle wählt,
Doch, eh er sie bezieht, vom heissen Durst gequält,
Umher irrt, forscht und sucht. Gesalzne Fluthen brüllen
Untrinkbar um den Strand. In einer Pfütze Schooß

Steht –

*) Seite 114.

Steht trübes Naß, das aus den Wolken floß.
Vergebens wagt er es, den trocknen Mund zu füllen,
Ein ekler Graus erschüttert ihn,
Und traurig kehret er nach seiner Höhle hin,
Durchsucht die krummen Gänge weiter.
Ein dunkles Murmeln schlägt sein Ohr,
Es geht ihm nach. Und siehe, frisch und heiter
Springt in der Höhle selbst ein süßer Quell hervor.
So, liebster Fries, wenn Welt und Zeiten
Dir falsches Glück und ekle Lust bereiten,
So steig in dich hinab. Entdeck in deiner Brust
Die hellen Bäche reiner Lust.

Versäumte Quellen innren Glückes;
Seyd mir gegrüßt, eröffnet euch!
Du Vorrecht eines weisen Blickes,
Gefühl der Schönheit! o wie reich
Bist du an tausendfacher Wonne!
Dich grüßt der holde Mund der majestätschen Sonne,
Dir wacht der stumme Mond, der kleinre Sterne führt.
Du dähnst dich aus, wenn in dem goldnen Strale
Die weite Gegend sich verliert,
Du sammelst dich im engen Thale,
Du säuselst mit dem West, du murmelst mit dem Bach,
Du singest Philomelen nach.
Dir weiset die Natur vertraulich ihre Schätze,
Wie sie das Auge sehn, das Ohr vernehmen lehrt,
Erkläret dir die heiligen Gesetze
Des Reiches, wider die kein Bürger sich empört.

Vom

Vom Reize der Natur entzücket,
Der feinsten Züge dir bewußt,
Versiegelst du durch treue Lust
Des Künstlers Lob, wenn ihm des Schönen Wahl
geglücket.
Du klopfest froh, wenn seine Hand
Das Urbild traf, das Urbild überwand,
Wenn göttlichschön Apoll im Marmor lebet,
Auf zauberischer Wand Aurorens Wagen schwebet,
Wenn treuer Saiten Schwung in Töne Töne flicht,
Der stolze Tempel sich erhebet,
Und wenn ein feuriges Gedicht
Das ganze Reich der Phantasie belebet u. s. w. *)

Der vierte Brief ist an den Großfürsten Paul Petrowitsch gerichtet, und eben so reichhaltig an wichtigen Wahrheiten und trefflichen Bemerkungen, z. B. über den Gang der Kultur in Europa, über Peters und seiner spätern Nachfolgerin Bemühungen für die Größe ihres Reichs und andere verwandte Gegenstände, als diese Bemerkungen selbst meisterhaft an einander gereihet, und mit allem Reize der Dichtkunst vorgetragen sind. Wem wird nicht folgendes schöne Gleichniß, durch welches der Dichter Rußlands schnellere Fortschritte, in Vergleichung mit der langsameren Aufklärung anderer Staaten, ins Licht zu stellen sucht, gefallen?

»Aus

*) S. 126.

„Aus gleicher Finsterniß zu gleichem Sonnenschein
Durch sanftre Wege durchzudringen,
Und langer Jahre Werk durch raschen Fleiß zu zwingen,
Gab Petern seine Großmuth ein.
Beherzt entschlossen, rühmlich klein,
Durchzog er aufgeblühte Staaten,
Des Glückes Keim und Wachsthum zu errathen.
Er sah, zu jeder Frucht Gedeihn,
Des Baues Zeit und Ordnung ein.
Er sammelte den Schatz gestiegner Künste,
Und gab den Vorrath vom Gewinnste
Dem schnellbelehrten Vaterland
Mit weiser Vorsicht in die Hand.

So, wenn im Spiele leichter Winde
Auf unbesuchten Grund des Fruchtbaums Saame fällt,
Den keine Hand in weiser Pflege hält,
So lechzet oft in der gesengten Rinde
Der zarte Zweig, durch keine Fluth erquickt,
Er schauert oft, vom schweren Schnee gedrückt,
Er blutet oft, verletzt vom scharfen Wurme,
Er bücket sich, bekriegt vom lauten Sturme,
Und mühsam steigt zu spätem Flor
Der krummgewundne Stamm empor.
Wenn aber den gewählten Keim
Des Gärtners Hand in edlen Boden senket,
Wenn er der Ruthe Wuchs durch treue Stützen lenket,
Und ihr der Wärme Kraft, der Nässe Schleim
In klugen Grad und Wechsel schenket,

Sie

Sie vor der Raupe Zahn verwahrt,
Und ihr des Wetters Hindernisse,
Der Sonne Brand, des Frostes Bisse,
Der Stürme Schlag und Guß erspart,
Dann hebet sich in reicher Krone
Die schlanke Säule früh empor,
Und kömmt dem trägen Scorpione
Mit ihrer Früchte Gold zuvor.

Auch Petern hat der weit gestreute Schatten
Der eignen Pflanze noch erquickt,
Er hat mit freyer Hand die Früchte noch gepflückt,
Die sich in Gegenden, wo Phöbus sanfter blickt,
Jahrhunderte verzögert hatten.
So viel vermag ein einzger Geist,
Der die Natur aus ihrem Schlafe reißt,
Sie gleich zu wahrer Größe leitet,
Des Eifers Glut um sich verbreitet,
Der Welten umschafft, Licht aus alter Nacht,
Und aus den Jahren Tage macht.« *)

Der Schluß, »so hast du wie Alcid gewählt« giebt dem Briefe eine gewisse Einheit und Rundung, die das Ganze meisterhaft verbindet.

Der fünfte Brief an den Grafen Panin enthält eine witzige Vergleichung des Staatsmannes und des Dichters, in Beziehung auf die verkehrten Urtheile, welchen beide ausgesetzt sind, und die Herrschaft der Mode über die Kunst des einen

*) Seite 147.

einen sowohl als des andern. Die Schilderung des Einflusses der letzteren auf die deutsche Dichtkunst ist zu treffend, als daß wir ihr nicht hier einen Platz vergönnen sollten:

Nicht minder oft erfährt der deutsche Helikon
Der Mode Sucht und Aenderungen.
Verfällt ein Dichter nur auf einen fremden Ton,
So wird ihm Jahrelang von allen nachgesungen.
Einst waren wir an nichts als Edelsteinen reich,
Poeten glichen Juweliren,
Die Verse strotzten von Saphiren,
Lorettischen Madonnen gleich.
Uns plagte drauf die Thorheit lange,
Dem Franzen gleich, galant zu thun.
Wie Dresdens Porcelain bog sich der Reimer nun,
Und suchte Zierlichkeit in Tändeley und Zwange.
Bald aber kam aus Albion
Ein Ungewitter aufgestiegen;
Vom Mizrämischen Helikon
Sah man die Amoretten sich verfliegen,
Gespenstern glich der Dichter Chor,
Die nur um Mitternacht erschienen;
Mit Teufeln und mit Cherubinen
Umringet, brüllte man in banger Deutschen Ohr.
Dann steckten uns mit hohen Sympathien
Die Dichter unsre Mädchen an,
Vernünftge Liebe mußte fliehen,
Doch that das schöne Kind, entzückt in Harmonien,
Oft irrdischer, als es zuvor gethan.
Was soll ich von den Barden sagen,
Die ohne Treffen uns durch ihr Geheul verjagen?

Vom

Vom Drama? das halb froh, halb traurig klingt,
In andre Gegenden bey jeder Scene springt,
Und uns durch ekle Kleinigkeiten,
Durch läppische Begebenheiten,
Verstiegenes Geschwätz und dumme Gräßlichkeiten
Nur für den Dichter Mitleid bringt?« *)

Der sechste und letzte Brief ist in Knittelversen geschrieben, und scheint uns theils wegen der individuellen Veranlassung, theils wegen des vorhergehenden ersteren Inhalts nicht an seiner Stelle zu stehen.

Wir kommen nun zu den Elegien des Verfassers, von welchen man sich, nach den vorhergehenden Proben seines Talents, schon im voraus einen vortheilhaften Begriff machen wird. Und in der That enthalten auch diese Versuche mannichfaltige Züge derjenigen Fülle und Bildlichkeit des Ausdrucks und Leichtigkeit der Wendungen, welche die Sprache unsers Dichters unterscheiden. In dieser Rücksicht hat uns die zweite, über die Freuden des Winters, und die neunte, das Landguth, am meisten gefallen. In den übrigen herrscht hin und wieder ein wenig zu viel Geschwätzigkeit, und bisweilen ovidischer Ueberfluß; und ob man gleich überhaupt auch in ihnen die Spuren eines dichterischen Kopfs nicht verkennen kann, so tragen sie, wie uns dünkt, doch nicht genug das eigenthümliche Gepräge, durch welches

*) S. 167.

ches sich die anderen Arbeiten unsers Dichters auszeichnen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

V.

Beschreibung der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Churfürstl. Residenzstadt Dresden und einiger umliegenden Gegenden, Dresden, 1782. 812 Seiten in 8. von dem Herrn Bibliothekar Daßdorf, wie er sich nach der Zueignungsschrift genennt hat. (2 Thl.)

Déscription de la ville de Dresde, de ce qu'elle contient de plus remarquable, & de ses Environs par J. A. Lehninger, Secretaire de la Chancellerie de l'Etat géneral de l'Armée Saxonne, à Dresde. 1782. 408 Seiten in 8. (1 Thl. 8 Gr.)

Dresden ist unstreitig in vielen Betrachtungen eine der vornehmsten und merkwürdigsten Städte Deutschlands. Lange sah man ei-

einer guten Beschreibung derselben entgegen, und auf einmal erhält das Publikum zwey davon, deren jede ihren Werth hat. Wir könnten noch eine dritte anführen, die Hrn. Johann Christian Hasche zum Verfasser hat, und unter dem Titel: **Umständliche Beschreibung Dresdens mit allen seinen äußern und innern Merkwürdigkeiten, historisch und architektonisch beschrieben,** bereits 1781 zu Leipzig im Schwickertschen Verlage erschienen ist; allein da solche noch nicht vollständig ist, und der zweite Theil erst das, was die Künste und schönen Wissenschaften betrifft, anzeigen soll, so können wir von dieser nicht viel sagen, weil der weitläuftige historisch und topographische Theil, eigentlich nicht für unsre Bibliothek gehört. Wir behalten uns aber vor, bey Erscheinung der Fortsetzung, weitläuftiger davon zu reden. Doch können wir nicht umhin dieser Beschreibung, die sich sonst sehr mit geschmacklosen Kleinigkeiten abgiebt, in einem Punkte ein Lob zu ertheilen, nämlich in Ansehung der eingestreuten architektonischen Anmerkungen über die Dresdner Gebäude, und der hinzugefügten kritischen Urtheile, die keine gemeine Einsicht von der Baukunst verrathen, und einem Liebhaber derselben nicht anders als angenehm seyn können.

Alle drey Beschreibungen sind mit einem guten Plan von der Stadt versehen. Den beiden erstern ist über dieses eine Sammlung von Aufrissen der

vornehmsten Gebäude, und einigen Prospekten, dem Schloßthurme mit den Gewitterableiter, dem Grundrisse vom Zwinger u. s. w. beygefügt. Sie machen 14 Blätter aus, und man kann sie sowohl besonders haben, als auch das Buch ohne die Kupfer kaufen. Bey einem Orte, der so viel Sehenswürdigkeiten in sich faßt, als Dresden, ist eine zuverläßige Beschreibung nicht nur für Reisende, sondern auch für die Einwohner, welche die Schätze ihres Aufenthalts oft am wenigsten kennen, unentbehrlich. Alle Freunde der Kunst hegten daher den Wunsch, genauere Nachrichten davon zu haben. Hr. Daßdorf beruft sich statt aller auf den verstorbenen Leßing, und legt ihm das Lob des großen Einzigen bey, das wir, so gern wir auch zugestehen, daß wir wenige kennen, die wir Leßingen an die Seite setzen können, doch ein wenig für zu übertrieben halten.

Hrn. Lehningers Beschreibung hat das Verdienst mehrerer Kürze, und wird daher vielen flüchtig sehenden Reisenden, zumal Ausländern, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, angenehm und zureichend scheinen: dem sorgfältigern Deutschen hingegen, der sich genauer mit Dresden bekannt machen will, wird die andere, welche fast noch einmal so stark ist, mehr Genüge leisten. Beide Schriftsteller haben die meisterhafte Beschreibung des Hrn. Nicolai von Berlin für Augen gehabt, und ihren Plan darnach gebildet, daher

rüh-

wißheit die große Gleichförmigkeit. Unrichtigkeiten sind bey dieser Art von Arbeiten unvermeidlich. Sie anzuzeigen, gehört zum Theil gar nicht für unsre Bibliothek, und man muß auch, um alles genau zu untersuchen, an dem Orte selbst seyn. Hr. Lehninger hat ein kurzes Register hinzugefüget, welches die Brauchbarkeit der Daßdorfischen Beschreibung sehr vermehrt und sie zum geschwinden Nachschlagen noch bequemer gemacht haben würde.

Hr. Daßdorf fing der vorgesetzten Nachricht zu Folge seine Arbeit bereits 1779 an, wurde aber durch die Herausgabe der Winkelmannischen Briefe, und andre litterarische Arbeiten, in der Beendigung aufgehalten. Inzwischen übergab Hr. Lehninger, ohne von jenem Vorhaben unterrichtet zu seyn, sein Werk der Waltherschen Buchhandlung, welche es begierig annahm: zugleich aber den Hrn. Daßdorf bat, wie aus einer von ihr bekannt gemachten Nachricht an das Publikum erhellet, seine deutsche Arbeit fortzusetzen. Dieser benützte das Lehningerische Werk, erweiterte es, und vermehrte es um die Hälfte. Was jenes in fruchtbarer Kürze enthält, lieset man hier umständlicher ausgeführt; er hat, wie er selbst sagt, mehr für den eigentlichen Deutschen gearbeitet, weil er von demselben mehr Theilnehmung an den deutschen Schätzen der Kunst und Natur erwartet: theils weil die Foderung deutscher Kunstrichter in

Rücksicht der Genauigkeit, Wahl, und Vollständigkeit immer strenger ist. Hr. Daßdorf hat die trockne Beschreibung durch kleine Anekdoten, Gedichte und Episoden zu unterbrechen, aufzustutzen, und seinen Stil, wo es sich thun lassen, lebhaft zu machen gesucht. Einem Ausländer, der die Sachen nicht mit dem Auge eines warmen Patrioten betrachtet, und auch das Vorzügliche andrer großen Städte kennt, wird es vielleicht vorkommen, daß der Verf. mit seinem Lobe oft zu freygebig gewesen, und minder merkwürdige Sachen zu sehr erhoben, obgleich Recensent sich die Verlegenheit eines Autors, der von Anlagen, Gebäuden, Sammlungen ꝛc. noch lebender Personen, und zumal der Großen spricht, dabey vorstellet.

Die Abschnitte welche eigentlich für unsre Bibliothek gehören, sind vornämlich der 6. 7. und 8te, weil sie von den bildenden Künsten, den Sammlungen und Gallerien, und endlich auch von Denen handeln, die solche in Dresden ausgeübet haben und noch ausüben. Die Akademie der Künste hat ihre erste Anlage dem Könige August II. im Jahr 1705 zu verdanken. Sie hob sich aber nicht, sondern schlief vielmehr bey aller Liebe Augusts III. für die Künste fast ein, bis Churfürst Friedrich Christian ihr 1763 eine neue Form gab, sie erweiterte, und dem warmen Beförderer der Künste, dem Hrn. von Hagedorn, die Aufsicht darüber anvertraute, durch

des-

dessen Eifer sie einen sichtbaren Einfluß in unsere Manufacturen und in Bildung des Geschmacks überhaupt bekam.

Es wird unsern Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn, ihnen hier das Verzeichniß der jetzigen Mitglieder der Akademie mitzutheilen. In Dresden führen die beiden ersten Professoren der Malerey Johann Casanova, und Johann Eleazar Schenau, abwechselnd ein Jahr ums andre die Direction.

Professoren in der Malerey sind über dieses Joseph Roos, dermalen kaiserlicher Kabinetsmaler in Wien, und Marcello Bacciarelli, Direktor der königlich pohlnischen Akademie, auch dermalen in Wien.

Aufgenommene Mitglieder in Portraiten, Christian David Müller und Anton Graf, in der Blumenmalerey hinter Glas, Frau Johanna Elis. Weydmüllern; in der Perspektiv, Bernh. Belotti genannt Canaletto, lebt jetzt in Warschau; in der Miniatur, Frau Friderica Bacciarelli, lebt in Warschau; in Miniatur Portrait, Cornelius Hoyer, lebt in Kopenhagen; in Landschaften, Johann Klengel, ein Schüler Dieterichs.

Die Professorstelle in der Bildhauerkunst ist unbesetzt.

In der Kupferstecherkunst sind die Professoren Joseph Camerata und Joseph Canale. Aufgenommene Mitglieder in derselben,

Hr. Wille, in Paris; Christian Friedrich Boetius, Hofkupferstecher, Adrian Zingg, auch Mitglied der kaiserlichen Akademie, Jacob Schmutzer, Direktor der kaiserlichen Akademie in Wien, und Christian Friedrich Stölzel.

Professoren der Baukunst sind Christian Friedrich Exner, und Friedrich August Krubsacius, beide Oberlandbaumeister. Mitglieder sind Johann Paul Habersang, und Gottlob August Hölzer, Hofbaumeister.

Professor der Antiken, Phil. Dan. Lippert.

Pensionairs sind, Jungfer Soph. Frider. Dinglingerin in Miniatur; Jungfer Maria Theresia Riedelin in Oelmalen; Jungfer Carol. Frider. Friderichin in Blumenmalen: Hr. Carl Christ. Reinow Hofzeichner; Gottlieb Anton Dolst Miniaturmaler; Christian Gottl. Mietsch, und Gaetano Toscani, beide Unterlehrer im Zeichnen bey der Malerey; Joh. Dav. Alex. Friedrich, Unterlehrer im Zeichnen bey der Baukunst; Christian Gottl. Fechhelm, Unterlehrer im Zeichnen bey der Malerey: Ferner Crescentius Seidelmann in der Zeichnung; Carl Friedrich Schäfer in der Bildhauerkunst; Christ. Gottfr. Schulze in der Kupferstecherkunst; Friedrich Christ. Klaß in Landschaften, Carl Christ. Klaß, Inspektor des Kupferstich Salons; Christ. Fridr. Schu-

richt,

richt, Architekt, Carl Gottl. Raspe, und Ephr. Gottlob Krüger, in der Kupferstecherkunst.

Von der Churfürstlichen Bibliothek wird man in diesem Buche um so mehr eine ziemlich ausführliche Nachricht erwarten, da Hr. Daßdorf Aufseher derselben ist. Sie ist würklich eine der wichtigsten in Deutschland, zumal nachdem sie durch die an sich schon grossen Bibliotheken der Grafen von Bünau und Brühl zu unsern Zeiten ist vermehrt worden. Die Anzahl der ältern und neuern Handschriften wird auf 4000, und die von gedruckten Büchern auf 130000 Bände angegeben. Sie steht jetzt so enge, daß nicht einmal alle bequem aufgestellt werden können, wird sich aber desto prächtiger ausnehmen, wenn sie in den für sie bestimmten sogenannten Japanischen Pallast gebracht seyn wird. Hr. Daßdorf macht Hoffnung, ein besonderes Werk über die Merkwürdigkeiten derselben zu liefern, dergleichen bereits ehemals Götze herausgegeben hat. Von einigen der ersten gedruckten und mit Figuren gezierten höchst seltnen Büchern giebt Hr. Daßdorf eine etwas ausführlichere Nachricht, als da sind: Ars memorandi notabilis per figuras Euangelistarum; Ars moriendi; Biblia Pauperum; das Psalterium von 1457. Durandi Rationale diuinorum officiorum; des Ioh. Iannensis Catholicon, 1460. Biblia Latina per Fust et Schoeffer. Mogunt.

gunt. 1462. die Officia Ciceronis 1465. Ein mehr prächtiges als nutzbares Werk ist der Atlas Royal in 19 Bänden in groß Folio, den König August II. in Holland sammlen lassen, und mit 20000 Thl. bezahlt hat. Er enthält Landcharten, Prospekte, Bildnisse großer Herren und berühmter Männer, die zum Theil mit vieler Pracht ausgemalt, und mit Gold und Silber verziert sind.

Im 7ten Abschnitte wird Nachricht von den Kunstgallerien und andern merkwürdigen Sammlungen gegeben. Die wichtigste darunter ist, wie man leicht denken kann, die Gemälde-Gallerie, welche mit Recht eine der vornehmsten in Europa genannt zu werden verdient. Man findet freilich in Rom zahlreichere Sammlungen von italienischen Meistern: allein die in ihrer Art vortrefflichen Bilder der niederländischen und deutschen Meister sucht man dort vergebens, oder findet kaum ein einzeles von ihnen; in Dresden trifft man hingegen aus allen Schulen Meisterstücke an, und den Corregio sieht man nirgends, es sey in Paris, Wien, oder Düsseldorf, so in seiner Schönheit und Größe, zu geschweigen, daß man in keiner Sammlung so viel Hauptbilder von ihm sieht. Den Liebhabern ist ein grosser Dienst geschehen, daß der 1765 französisch und 1771 deutsch gedruckte Catalog von der Gallerie, der vergriffen war, hier wieder abgedruckt worden; aber wie sehr werden sie bedauern, daß die

die seit der Zeit hinzugekommenen, unten an den Wänden hingestellten Gemälde von Niederländern, z. E. Rembrand, van der Werf, die alle ausgesucht sind, und sich über 350 Stück belaufen, nicht angezeigt worden sind. Viele hingen in den Zimmern Augusts III. und waren seine Lieblinge. Ein gleicher Wunsch wird sich bey ihnen in Ansehung des grossen Salons in dem ehemaligen Brühlischen Garten auf der Terrasse erregen, wo sonst die Brühlische Gallerie hing, und wohin seit einigen Jahren diejenigen Gemälde geschafft sind, die keinen Platz in der churfürstlichen Gallerie haben. Sie sind von guten Meistern, und würden, bey einem minder grossen Vorrath, eine Stelle in der Hauptsammlung verdienen. S. 694 wird blos gesagt, daß sie dort aufgehangen worden. Bey den gedachten Verzeichnissen der Gemälde selbst, hat Hr. Daßdorf hin und wieder ein kurzes Urtheil, oder seine Empfindungen darüber ausgedruckt. Neuerlich ist die Gallerie mit einigen Gemälden von der jetzt in London so berühmten Angelica Kaufmann vermehrt worden.

Das Kupferstich-Kabinet hat seinen hohen Grad der Vollkommenheit unter August III. erlangt, und ist, durch die Aufsicht und grossen Kenntnisse des Hrn. von Heinecke, das zahlreichste und auserlesenste in Europa geworden. Man erstaunet, wenn man das allgemeine Verzeichniß der Werke ansieht, die hier angezeigt wer-

werden: so besteht z. E. das Werk der Caracci aus 8. von Raphael aus 10. von Tizian aus 5. von van Dycke aus 4. von Rubens aus 13 Bänden ꝛc. die Prospekte von England machen 20 Bände aus.

Die ansehnliche Sammlung von Antiken wird nach ihrer Anordnung, wie sie in den vier Pavillons des großens Gartens aufgestellt sind, umständlich beschrieben, und das davon bereits 1773 in groß Folio erschienene Recueil des Marbres antiques de la Galerie du Roi de Pologne à Dresde mit Recht getadelt, weil man sich, wegen der schlechten Zeichnung und Stiche der meisten, einen elenden Begriff von den Originalen macht. Unsere Leser kennen das Vorzügliche dieser Sammlung bereits aus der Abhandlung des Hrn. Casanova, die im 2ten Bande dieser neuen Bibliothek eingerückt ist.

Der achte Abschnitt liefert ein Verzeichniß der berühmtesten Maler, Bildhauer, Kupferstecher und andrer Künstler, vorzüglich von Stiftung der Malerakademie an bis auf gegenwärtige Zeit. Zu diesem Verzeichnisse ließen sich noch beträchtliche Zusätze liefern: so fehlen z. E. Wermuth, Bär, Stieler, der Münzeisenschneider Wiser, Silbermann ꝛc. Bey manchen sind auch kleine Unrichtigkeiten, die bey einer neuen Ausgabe zu verbessern wären; von andern kommen artige Nachrichten vor: Z. E. von den zu früh für die Kunst verstorbenen Bach. Ca-

sa-

sanova ist, so viel Recensent weiß, nicht in London, sondern in Venedig geboren. Vom Bildhauer und Medailleur Dübüt stehen viele Nachrichten in Bernoulli Reisen B. 1. S. 275. und im 2. Bande S. 221. wird gemeldet, daß ihn 1779 der Schlag auf der Gasse gerührt, und daß er gestorben sey. Der selige Hr. von Hagedorn erhält ein Lob, das er vollkommen verdient hat.

Gottfried Knöfler, starb 1779 als Professor der Bildhauerkunst, und seine Stelle hat noch nicht wieder ersetzt werden können. Seine meisten Werke wurden im Bombardement von Dresden verdorben, er hat aber auch viel nach Berlin und Dessau gearbeitet. Von dem Künstler Lück, der noch im hohen Alter, und nicht in den besten Umständen 1779 in Danzig lebte, findet man mehr Nachrichten in den angeführten Reisen des Bernoulli B. 1. S. 273. Von Mengs wird, nach dem Maaße seiner großen Talente, umständlich gehandelt. Da Fremde und Inländer sich dieses Buch häufig anschaffen werden, so hoffen wir bald eine andere Ausgabe, und alsdenn wird Hr. Daßdorf allen Fleiß anwenden, um dasjenige zu verbessern, was jetzt unrichtig ist, das Fehlende zu ergänzen, und es so vollständig zu machen suchen, damit seine Beschreibung auch in diesem Stücke der Nicolaischen von Berlin ähnlich werde, die durch die zweite Aus-

gabe

gabe unendliche Vorzüge vor den ersten genommen hat.

VI.

Observations faites pendant un Voyage en Italie par le Baron de R. Chambelan de Sa Majesté le Roi de Pologne. 2 Tomes. à Dresde. 1781. Der erste Band hält 352. und der andere 284 S. in 8. mit einigen Vignetten, welche antike gemahlte Gefäße vorstellen.

Der Hr. Baron Riesch, wie er sich am Ende der Zuschrift genannt hat, theilt der Welt seine Bemerkungen, obgleich ein Deutscher, dennoch im französischen Gewande mit, vermuthlich um ihnen in Pohlen destomehr Leser zu verschaffen. Und wie sehr wäre es zu wünschen, daß alle junge Herren aus Deutschland mit solcher Aufmerksamkeit reiseten, und mit so guten Kenntnissen bereichert, wieder in ihr Vaterland zurück kämen. Zwar wird die Menge von Reisebeschreibungen von Italien, welche in der

letzten Hälfte dieses Jahrhunderts erschienen sind, wird hierdurch vermehrt, aber in Ansehung des ersten Theils nicht zum Ueberflusse. Hier sind gute statistische Nachrichten vom Turiner Hofe, und den sardinischen Staaten, von den Mayländischen, von Genua, Livorno, Rom, Neapel, und andern Städten gesammlet, insonderheit hat sich der Hr. Verf. um den Zustand der Handlung bekümmert, auch einige Tabellen von der Ausfuhr und Einfuhr mancher Oerter, die den Liebhabern willkommen seyn werden, mitgetheilt: doch dieß sind nicht Gegenstände für unsre Bibliothek. Wir haben hier blos von dem zweiten Theile zu reden, welcher den Künsten gewidmet ist.

Wenn wir aufrichtig unser Urtheil gestehen sollen, so scheint er nicht den Werth des ersten zu haben. Diesem Vorwurfe wird zwar einigermaßen in dem Vorbericht zu diesem Theile begegnet. Der Verf. glaubt, eine weitläuftigere Anzeige würde den lehrbegierigen Reisenden nicht zur Anleitung dienen können, sondern ihn vielmehr verwirren: setzt aber doch zum Glück hinzu, daß, diejenigen, welche genauere Kenntnisse verlangen, sich bey Winkelmann, Cochin und Volkmann Raths erholen müssen. Was der Verf. z. E. von Rom sagt, reicht allenfalls für den zu, der die Sachen im Kleinen, oder in der Kürze übersehen, und dann selbst prüfen will. Bisweilen wünschten wir aber doch eine kleine Erläuterung hinzugethan. Wenn es z. B. von vielen Gemälde-

sammlungen heißt: „es giebt darinn viele Bilder von Caracci, Guido Reni, Bassano &c.“ so hilft dieß dem Reisenden, der selten Kenner genug ist, um alle Meister zu kennen, zu wenig, wenn die besten Stücke nicht angezeigt sind. Außer von Florenz, Rom und Neapel finden sich hier keine Nachrichten. Wir wollen einige vorzügliche Bemerkungen daraus hersetzen, und auch einige kleine Erinnerungen einschalten.

Bey der Kaskade von Tivoli sagt der Verf., sie solle den Rheinfall bey Schafhausen übertreffen. Wer beide gesehen, wird gestehen, daß hier eine Vergleichung nicht wohl statt findet; denn der Rheinfall ist von ganz andrer Art. S. 86. ist die Rede von den vielen gypsernen Kopien nach den besten Statuen des Alterthums, welche der große Mengs in seinem Hause gesammlet hatte. Man hat uns neuerlich gesagt, daß diese herrliche Sammlung nach Petersburg gekommen. Das, Mengsen ertheilte Lob ist nicht übertrieben. Sein Schwager Maron hatte damals verschiedene Schüler unter seiner Aufsicht, die ihm vom Wiener Hofe geschickt waren. Von den Museum Clementinum, welches zur Zeit der ältern Reisbeschreiber noch nicht vorhanden war, finden wir verschiedenes angemerkt; das aber doch auch schon meistens in der zweiten Ausgabe von Volkmanns Reisen, und in Hrn. Bernoulli Anmerkungen steht. — Im Belvedere wird nur der Antinous, Apollo und

Torso

Weiſe angeführt. Aber das größte Meiſterſtück aus dem Alterthum, und worüber ſo viel Gutes und Seichtes geſchrieben worden, der Laokoon, hätte nicht mit Stillſchweigen ſollen übergangen werden. Die ganze Beſchreibung der Peterskirche, der erſten in der Welt, nimmt kaum 3 Seiten ein, und das, was ſie auszeichnet, und was Rom beynahe nur allein eigen iſt, nämlich die herrlichen Gemälde in Mosaik ſind ganz übergangen. Im Vatikan wird ein herrlicher Plafond angezeigt, welchen Mengs darinn für den Pabſt Ganganelli malen müſſen: die Zeit befiehlt der Geſchichte, die vornehmſten Züge aus des Pabſts Leben zu beſchreiben. Man findet darinn die Schönheiten der Antiken des Raphaels und Correggio vereinigt.

Die wegen ihrer Statuen ſo merkwürdige Villa Albani wird, wider des Verf. Gewohnheit, noch ziemlich umſtändlich berührt. Darauf folgt die Sammlung des Palaſts Rondinini, welche erſt in die Reihe derjenigen, die von Reiſenden beſucht werden, gekommen iſt. Von der Gallerie des Palaſts Borgheſe, einer der vornehmſten in Rom, darinn man 1700 Originalgemälde zählt, heißt es, „man träfe etliche Raphaels, Caraccis, u. einige Bambocciaden darinn an.“ Unter den wenigen die hier genannt werden, kömmt ein Albani von groſſer Schönheit vor, welcher ein Feſt, das die Diana an ihre Nymphen giebt, vorſtellt; dies ſoll ver-

muthlich das berühmte Bild von Domenichino, eines seiner schönsten, seyn, wovon man einen, als wohl schlechten Stich des Venturini hat. Im Palaste Rospigliosi hätten noch andre Bilder, z. E. die berühmte Allegorie des Poussin vom menschlichen Leben, angeführt werden können, als etliche Douw, welcher, setzt der Hr. Verf. hinzu, „ein Meister in Früchten und Wildpret ist:" gleichwohl wird er den Kennern gerade nicht von dieser Seite als vorzüglich bekannt seyn, ob er sie gleich wie alles, mit grossem Fleiß malte. Montagna (S. 171.) war nicht sowohl Tizians Lehrmeister, als Mitschüler bey Johann Bellini; überdieses lebten ohngefähr um 1500. drey Maler dieses Nahmens.

S. 196. kommt der Verfasser auf die Beschreibung der Sixtinischen und Paulinischen Kapelle, und der Sala Regia im Vatikan, da doch der Vatikan und die Gallerien Raphaels bereits S. 104. beschrieben waren.

Auf der Reise von Rom nach Neapel hätten wir gewünscht etwas von der merkwürdigen Austrocknung der Pontinischen Sümpfe zu lesen, daran damals, als diese Reise geschah, gearbeitet wurde. Eine so wichtige Unternehmung hätte allerdings die Neugierde erwecken können, einige Erkundigung einzuziehen.

Bey den Urtheilen über die griechischen Statuen ist der Hr. Verfasser meist dem Winkelmann gefolgt, und einen bessern Führer konnte er wohl nicht wählen. Die Gemälde aber oft mehr von ihm selbst.

VII.

Erfurt. Miscellaneen artistischen Inhalts, herausgegeben von J. G. Meusel. 1781. Sechster und Siebenter Heft.

Wir sind unsern Lesern noch eine Anzeige von den beiden letzten Heften dieses angenehmen Journals schuldig. Mit dem sechsten Hefte wird der erste Band geschlossen, daher demselben ein kurzes Register beygefügt ist. In der ersten kurzen Abhandlung sucht man zu bestimmen, was eigentlich Ideal sey, und den zu weit ausgedehnten Begriff von Nachahmung in seine Gränzen zurück zu leiten. Sie ist vornämlich gegen die von einigen neuern aufs Tapet gebracht paradoxe Meinung gerichtet, welche das Daseyn der Ideale in Kunstwerken läugnen, und solche sogar den besten griechischen

Meisterstücken absprechen, hingegen behaupten, es sey alles blos Nachahmung, weil die alten Künstler schönere Körper vor sich hatten. Der Ungrund dieser Behauptung wird kurz und gründlich gezeigt; und zuletzt kommen artige Gedanken über die Bildnißmalerey, in wie weit sie auch ein Ideal zuläßt, vor. 2) Schreiben, über einige vorzüglich mit Farben abgedruckte Kupferstiche von Janinet nach französischen Meistern, und einer neuen Art von Schwefelabgüssen in zwey Farben. Der Grund ist braunroth, und die halb erhabene Figur darauf, hell schwefelgelb, und hierdurch, weit hervorstechender und die Augen fallender, als auf den bisherigen Schwefelabgüssen. Die Figur ist nicht etwa hernach erst mit gelber Farbe bemalet, sondern sie ist so gegossen, welches ihr das Ansehn giebt, als ob sie so gelb aus dem braunrothen Grunde herausgewachsen wäre. Hätte man doch auch den Ort, wo diese Arbeit verfertigt wird, angezeigt. 3) Neue französische Kupferstiche, zum Theil auch mit Farben, und zum Theil dieselben von Janinet, die bereits im vorigen Schreiben vorgekommen. 4) Anzeigen von neuen Künstlern und Kunstsachen aus Wien; einige betreffen zwar nicht die schönen Künste, sondern vielmehr die mechanischen, sind aber nicht minder interessant. J. E. Forrer, ein Uhrmacher aus der Schweiz, verfertigt Uhren, die sich durch ihren Mechanismus alle 40 Stunden

ten von selbst wieder aufziehen. Einige dersel-
ben sollen schon 3 Jahre gehen. Das wäre al-
so eine Art von perpetuum mobile, worüber
sich schon so viele die Köpfe zerbrochen haben.
Die Frau eines Kroatenofficiers soll das Geheim-
niß besitzen, aus 100 Pfund schlechter ungarischen
Wolle 75 Pfund gute spanische zu bereiten, da-
mit nach England gegangen seyn, und eine Be-
lohnung von 3000 Pf. Sterl. erhalten haben. Dieß
scheint nicht glaublich, weil man eine solche Frau
vermuthlich lieber selbst in den österreichischen
Staaten, wo man jetzt dem Handel aufzuhelfen
sucht, behalten hätte, indem wäre es in die Zei-
tungen gekommen, wenn das Parlement eine so
ansehnliche Summe, für eine, den englischen
Wollmanufacturen so wichtige Entdeckung be-
zahlt hätte. Von der Gräflich Schönbornischen
Gemälde-Gallerie, deren bisher nicht in den Be-
schreibungen der Wiener Merkwürdigkeiten, ge-
dacht worden. 5) Nachricht von einer Samm-
lung geätzten Kupferstiche von Brand, Profes-
sor bey der dasigen Kunstakademie. 6) Von
Andreas Bayer, und Albert Kette, ein paar
Hoforganisten in Würzburg. 7) Von den
lemmischen Klavieren in Braunschweig mit ge-
preßten und sich nicht werfenden Resonanzboden.
8) Neue in Frankreich herausgekommene Musi-
kalien.

Der siebente Heft fängt sich mit einem Auf-
satze über Chodowiezkys Leben an. Aus der

Ueberschrift sollte man glauben, es wären Zusä-
tze zum Leben, welches dieser Künstler selbst von
sich aufgesetzt, und im fünften Hefte mitgetheilt
hatte. Der Verfasser wünscht, Hr. Chodowiezky
möchte es dadurch für künftige neue Künstler
lehrreicher gemacht haben, daß er gezeigt, was
für Hindernisse er zu überwinden gehabt; wie
er solche überstiegen, kurz, daß er alle die man-
nichfaltigen Stufen, auf welchen er endlich bis
zu demjenigen Grad der Vollkommenheit empor
gestiegen, den wir jetzt an ihm bewundern, auf-
richtig, deutlich, und bestimmt angegeben hätte.
Wir pflichten dem Verfasser dieses Aufsatzes dar-
inn gerne bey, und glauben, daß kein anderer es
so gut thun könne, als der Künstler selbst, und
eine solche Nachricht müßte um desto interessanter
seyn, da Hr. Chodowiezky in seinen charakteri-
stischen Zeichnungen alle Vorgänger übertrift,
oder vielmehr der erste ist, welcher dergleichen
verfertigt, und zwar nicht blos verfertigt, son-
dern auf eine meisterhafte Art, und mit so viel
Genie ausgeführt. 2) Eine bescheidene Kritik
über Chodowiezkys Kupfer im Göttinger Ta-
schenkalender von 1781. welche Heurathsanträge
von Personen aus verschiedenen Ständen vorstel-
len. Vielleicht möchte es bey einigen Kritiken
heissen, es ist leichter zu tadeln, als etwas ohne
Fehler zu machen: inzwischen geben diese Ku-
pfer hier zu allerley feinen Bemerkungen Anlaß.
Zuletzt wird Hr. Chodowiezky gebeten, diese
Fol-

Folge von Uebersetzungen fortsetzen, welches bisher auch bey dem heutigen Göttingischen Kalender wieder geschehen ist. Manche von den hier vorgeschlagenen würden einem Kopfe, wie der seinige, reichen Stoff zu angenehmen Bildern geben; manche aber sind auch nicht charakteristisch genung. 3) Anzeige von den 1780. gedruckten Kunstbüchern. Wir wollen wenigstens die Titel unsern Lesern bekannt machen, weil der Raum unsrer Bibliothek keine weitläuftige Anzeige davon erlaubt. I. Henr. Seb. Hüsgen, Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen, Frankf. 1780. II. Des englischen Gesandten Hamiltons Nachrichten von den neuesten Entdeckungen zu Pompeji; aus dem Englischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Hrn. von Murr, Nürnb. in 4. mit vielen Kupfern. III. Biermanns öffentlicher Vortrag, die Geschichte der augspurgischen Kunstakademie betreffend, 2 Bogen in 4. IV. Gallerie der alten Griechen und Römer, sammt einer kurzen Geschichte ihres Lebens, in Kupfer gestochen, und herausgegeben von Gottl. Friedr. Riedel, Augsp. in 4. V. Joh. Leonh. Hofmanns Anweisung zur Verfertigung und zum Gebrauch des allgemeinen Zeichen-Instruments ohne Gläser rc. Anspach, 1780. 4. VI. Engel über die musikalische Malerey, Berlin 1780. VII. VIII. Beschreibung der Bon-Magie, oder der Kunst Schattenrisse auf eine leichte und siche-

re Art zu vermannichfältigen; und Beschreibung einer zu dieser Absicht dienenden Gewehrschmiede, [illegible] be 1780. zu Münster gedruckt. d) Neue Versuche. e) Kurze Nachrichten.

VIII.

Herrn Professor Engels Mimik. *)

Aus dem vierten Briefe.

Es ist wahr, daß sich die Nationen im Ausdruck ihrer Gesinnungen oft ungemein unterscheiden; ja daß die eine darinn der andern oft völlig entgegen steht. Der Europäer, um Achtung, ein

*) Da die Ankündigung von der, auf Pränumeration herauszugebenden Mimik des Hrn. Prof. Engels allen Freunden der Litteratur durch die verschiedenen gelehrten Zeitungen und Tagebücher gewiß bekannt genug geworden ist: so glauben wir denselben einen größern Dienst zu leisten, wenn wir ihnen, statt einer Wiederholung, ein paar Briefe aus dem bereits vollendeten ersten Theile derselbigen vorlegen, als worzu wir des Hrn. Verf. Erlaubniß erhalten. Ganz unfehlbar muß diese Probe zugleich eine Ermun-

zur Ehrerbietung [illegible], entblößt sein Haupt; der Orientaler hält es bedeckt, jener auch bey den höhern Graden der Verehrung, beugt nur sein Haupt und Rücken, höchstens das Knie; dieser, wenn er die tiefste Ehrfurcht bezeigen will, verhüllt sich, und wirft sich auf sein Angesicht zur Erde. — Das Entblößen des Haupts bey den Europäern ist ohne Zweifel kein natürlicher Ausdruck, sondern blos eine Anspielung auf irgend einen alten willkührlichen Gebrauch, vermuthlich auf den Gebrauch der Römer, die ihren Knechten nicht eher als bey der Freylassung den Hut gaben, der nach eben daher ein Sinnbild der Freiheit ist. — Der Talmud zwar will das anders wissen. Er leitet den Gebrauch der Christen, das Haupt zu entblößen, von dem Stifter ihrer Religion her, der seinen Vorsatz, die Gebräuche des jüdischen Gottesdienstes aufzuheben, gleich dadurch angekündigt, daß er mit unbedecktem Haupt in die Syn-

agoge

munterung für die Unterstützung eines Werks seyn, das so viel Licht über mehr als eine Wissenschaft und Kunst verbreiten wird, und mit so vielem Scharfsinn, Menschenkenntniß und Geschmack geschrieben ist; aber wegen der erfoderlichen Menge erläuternder Kupfer, von dem richtigen und feinen Grabstichel des Hrn. Meils gestochen, großen Aufwand erfodert. Die Pränumeration ist ein Dukaten, und steht bis Weihnachten offen.

[illegible] so viel ihm [illegible] dieser [illegible] im [illegible] Schriften ansichtig geworden. [illegible]

Das Verbergen des Angesichts ist [illegible] ein [illegible]; aber aufs höchste getriebene Ausdruck der Verehrung, es ist der Ausdruck der sich verbergenden Schaam; das demüthigste Geständniß von dem Gefühl seiner eignen Unvollkommenheit, in Vergleichung mit den erhabnen Vollkommenheiten des Andern. Die Scham ist überhaupt, so wie die Furcht, der Verehrung nahe verwandt; daher auch der kältere Europäer, wo er Verehrung ausdrückt, die Augen gerne zur Erden schlägt, oder sie doch nur scheu und furchtsam erhebt. — Ziehen Sie die Unterschiede ab; vergessen Sie die Ausschweifung des Europäers und den größern Enthusiasmus des Orientalers: und es bleibt das natürliche, das wesentliche Zeichen der Gesinnung übrig: die Erniedrigung, die Verkürzung des Körpers. Am stärksten ist dieser Ausdruck, wo der Mensch seine ganze Länge zur Erde streckt, und auf sein Angesicht fällt; am schwächsten, wo er nur eine bloße Beugung des Haupts macht, oder wohl gar die Beugung des Körpers, die nicht wirklich erfolgt, durch ein Niederbewegen der Hand nur andeutet. Ich schließe, daß dieses Zeichen natürlich, wesentlich seyn muß, weil es allgemein ist; weil es bey allen Nationen, Ständen, Geschlechtern, Charakteren, obgleich mit verschiede-

nen

ihre Mündigkeit statt findet. Ich wüßte kein Volk, keine Menschenart, die Hochachtung und Ehrerbietung dadurch zu erkennen gäbe, daß sie das Haupt erhübe, und ihre Länge zu vergrößern suchte: So wie ich im Gegentheil auch kein Volk, keine Menschenart wüßte, bey welchem der Stolz das Haupt nicht erhübe, nicht seine ganze Länge empor streckte, und lieber auf die Spitzen der Zehen träte, um noch höher zu scheinen.

So wie der Charakter ganzer Nationen den Ausdruck abändert, so auch der besondere Charakter der Geschlechter und Alter, und der individuelle jedes einzelnen Menschen. Die unterscheidenden Grundbestimmungen seiner moralischen Natur und das Eigne in Bau und Organisation seines Körpers, modificiren seine Gesinnungen und die Ausdrücke derselben auf mancherley Art, ohne sie gleichwohl in ihrem Wesen zu ändern. Der eine ist in allem rascher, stärker, feiner; der andre träger, schwächer, plumper: wo der eine schon ausdruckt, da bleibt der andre noch unbeweglich: wo der eine vor Ungeduld den ganzen Körper schon um und um dreht, da spricht die Aergerniß bey dem andern nur noch durch Mienen: wo der eine schon ein lautes Gelächter aufschlägt, da äussert sich bey dem andern nur noch ein Lächeln.

Mit den Ständen ist es wieder das Nämliche. Handschlag, Kuß, Umarmung, sind drey Arten von

von Versicherungen der Freundschaft: die erste die schwächste, weil sie von dem Körper nur ein paar ihrer äußersten Theile vereiniget, die letzte die stärkste, weil sie die ganzen Körper einander näher bringt, und ihre obern Theile umschlingt. Die vornehmen Stände, bey welchen Höflichkeit zur Tugend geworden, haben sich ein Ding, was sie Lebensart, Welt nennen, aus einer Menge raffinirter Dienst- und Freundschaftsbezeugungen zusammen gesetzt, welche alle auf die höchsten Grade hindeuten, die das jedesmalige Verhältniß nur zuläßt. Sie reden von Entzücken, wo Vergnügen schon viel zu viel wäre; sie beugen sich tief, wo sie kaum mit der leichtesten Bewegung des Hauptes danken sollten; sie brechen in Umarmungen aus, wo der wahre Ausdruck vielleicht nur ein nicht unfreundliches Annähern um ein paar Schritte wäre. Beides ihr Ton und ihre Bewegung haben denn aber auch alles das Flache, Kalte, Flüchtige, was eine natürliche Folge der Disharmonie zwischen Gesinnung und Ausdruck ist. — Der Landmann, dieser unverderbene Sohn der Natur, kann auch umarmen; aber er spart diesen höchsten Ausdruck der Liebe nur für die Augenblicke seines Entzückens; etwa für den lange entfernt gewesenen und nun wieder kommenden Sohn: die Freundschaft schlägt bey ihm nur Hand in Hand, aber weil es Ausdruck des Herzens ist, so geschieht es mit voller Kraft, voller Wärme. —

Sie

Sie sehen, daß auch hier wieder ein Wesentliches, ein Allgemeines, nämlich der Vereinigungstrieb, als die natürliche Folge der Freundschaft bleibt, und daß die ganze Verschiedenheit bey den Ständen, nur in dem Grade, in der Innigkeit der Vereinigung, und dann noch in einigen Nebenbestimmungen, wie in der Feinheit, oder Plumpheit, Wärme oder Kälte der Art, liegt.

Auf dieses Wesentliche, dieses Natürliche nun, welches nach Absonderung aller Verschiedenheit unter den Menschen übrig bleibt, müßte sich meines Erachtens die Mimik einschränken, und alles zu Specielle, zu Eigenthümliche fahren lassen. Nicht blos darum, weil sonst die Materie zu unbegränzt seyn, und sich weder Anfang noch Ende der Arbeit würde absehen lassen, sondern vorzüglich darum, weil aus der Zusammenstellung dieses Natürlichen und Wesentlichen eine ganz andre Art von Kenntniß, als aus der Sammlung der übrigen Beobachtungen, erwachsen müßte. Die letztere würde im Ganzen nur immer historische Kenntniß bleiben; die erstere, wenn mich nicht alle Erwartung trügt, müßte sich zur philosophischen erheben lassen. Es müßten allgemeine Grundsätze können abstrahirt; es müßte eine Art von wissenschaftlicher, systematischer Form für sie können gefunden werden. Dieser Endzweck aber, falls er erreicht werden kann, würde vereitelt oder erschwert, wenn man

das

das Wesentliche mit dem Zufälligen, das Allgemeine mit dem Besondern, das Natürliche mit dem Willkührlichen, durcheinander wirfe.

Ich läugne nicht, daß die eine Art von Kenntniß dem Schauspieler nicht eben so unentbehrlich wie die andre sey: aber was hinderte ihn, jede derselben besonders zu erlangen? Die Kenntniß der Stände und Alter — denn von den Geschlechtern ist kaum die Rede mehr, da Verkleidungen selten vorfallen, und auf unsern Bühnen nicht mehr, wie auf den alten, auch die weiblichen Rollen mit Männern besetzt sind: — also die Kenntniß jener und aller besondern Arten von Charakteren durch ausgebreitetern Umgang mit der Welt; die Kenntniß entfernter Nationen und Zeitalter aus Geschichtsbüchern, aus Reisebeschreibungen. Es wäre eine Wohlthat, die dem Schauspieler noch fehlt, wenn jemand eine Notiz von den Sitten und Gebräuchen verschiedener Zeiten und Nationen für ihn aufsetzen wollte. Je räsonnirter sie wäre; je tiefer sie ihn in den allgemeinen Geist der Zeiten und Völker hinführte: desto leichter und vollständiger würde sich seine Einbildungskraft die Bilder entwerfen, desto treffender sein Spiel sie darstellen können.

Ueber das Charakteristische einzelner Stände hat Hr. Lichtenberg Betrachtungen angefangen, die ein jeder wird fortgesetzt wünschen. Erschö-

pfen

pfen zwar wird dieser scharfsinnige und angenehme Schriftsteller seine Materie nie; aber schon Vortheils genung, wenn er nur den Beobachtungsgeist mehr erweckt, der bey uns in Wissenschaften und Künsten noch immer ein wenig schlummert.

Aus dem eilften Briefe.

Wir haben den noch uninteressirten unthätigen Menschen betrachtet. Der interessirte, der in Thätigkeit gesetzte ist es entweder mehr mit seinem Kopfe oder mit seinem Herzen. In beiden Fällen ist Ausdruck. Er überdenkt seine Handlungen, seinen Zustand; sinnt über die besten Mittel zum Endzwecke nach, erinnert sich, untersucht, räsonnirt. Der Ausdruck ist hier mehr oder weniger lebhaft, nachdem der Bewegungsgrund ist, der die Thätigkeit veranlaßt. Wo blos der ruhige Wahrheitstrieb wirkt, der nur Erkenntniß sucht, oder wo der ganze Zweck des Bestrebens ein angenehmes Spiel der Einbildungskraft ist; da ist der Ausdruck schwächer, gemäßigter, kälter, als wo der Kopf im Dienste des Herzens arbeitet; als wo das wirkliche Beste des Menschen, sein Wohl und Wehe, oder was die Leidenschaft ihm als Wohl und Wehe vorspiegelt, in Betrachtung kommt; wenn ein Hamlet in seiner schrecklichen, ihm unerträglichen Lage auftritt, und Gründe für und wider

den Selbstmord abwägt: da zeigt sich freylich ganz ein andrer Ausdruck, als wenn der kalte Moralist über den nämlichen Gegenstand, nicht als Angelegenheit des Herzens, sondern als Problem des Verstandes, grübelt. Indessen kann auch der Wahrheitstrieb für sich selbst ein grosses Interesse erzeugen. Pythagoras opferte den Musen eine Hekatombe, als er den Beweis des geometrischen Lehrsatzes erfunden hatte, der noch jetzt seinen Nahmen führt: und Diodorus Kronus starb vor Kummer, weil er die dialektischen Schlingen des Stilpo nicht sogleich hatte lösen können.

Das Nachdenken, das Räsonnement, das im Schauspiele vorkommt, geht fast immer von Empfindungen des Herzens, von Leidenschaften aus: und diese Leidenschaften müssen dem Schauspieler, wie den Ton, so auch das Gebehrdenspiel im Allgemeinen angeben: von ihnen erhält es seine nähere Modifikation, seinen bestimmten Grad der Wärme, seine mehr oder minder markirten Absätze und Uebergänge. Da dieses Besondre aus dem Eigenthümlichen jeder Leidenschaft geschöpft werden muß, wovon ich künftig zu reden denke; so halte ich mich hier blos an das Allgemeine, und betrachte den Denker, den ich auftreten lasse, als kalten philosophischen Denker, der an den Gegenständen, welche ihm vorschweben, kein besonderes, genauer bestimmtes Interesse findet. Daß ich alle bey dieser in-

nern

[...]ern Thätigkeit vorkommende Ausdrücke erschöpfen sollte, wäre unmöglich: nur hier und da greife ich eine Beobachtung heraus, nach deren Muster sich ihrer mehrere werden machen lassen.

Das, wogegen die Schauspieler in nachdenkenden Scenen, und also besonders in Monologen, am meisten sündigen, ist die Regel von der Analogie, die man in der Natur fast durchaus wird beobachtet finden. Sallust setzt, unter die Charakterzüge des Catilina, auch seinen bald schnellen bald langsamen Gang, und leitet diese Ungleichförmigkeit des Ganges von der Unruhe eines Gewissens her, das er durch so viele Schandthaten, und besonders durch einen der schrecklichsten Meuchelmorde, befleckt hatte. Ich habe nichts wider diese Erklärung; aber ich glaube, daß die grossen und gefahrvollen Entwürfe, womit Catilina wider sein Vaterland schwanger ging, diese Erscheinung eben sowohl haben hervor bringen können. — Wo der Mensch seine Ideen leicht und ohne Anstoß entwickelt, da ist sein Gang freyer, schneller, mehr nach einer ungeänderten Direction hin: wo die Folge der Ideen schwürig ist, da ist der Gang langsamer, gehinderter: wo sich plötzlich ein wichtiger Zweifel erhebt, da wird er ganz unterbrochen, und der Mensch steht stille: wo die Seele zwischen verschiedenen Ideen schwankt, überall Hinderniß und Bedenklichkeit findet, jede Reihe

 nur

nur bis auf einen gewissen Punkt verfolgt, und dann in andere übergeht, aus der sie wieder in neue ausbeugt; da ist der Gang unordentlich, ungleichförmig, hält keine bestimmten Directionen mehr, durchschneidet und durchkreuzt sich auf mancherley Art. Eben daher der regellose Gang bey allen den Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, bey denen dieses ungewisse Schwanken zwischen Ideen vorkömmt; am meisten bey der innern umhertreibenden Gewissensangst, die sich retten möchte, und nirgends Ausweg und Mittel findet.

Eben so, wie mit dem Gange, verhält es sich mit dem Spiel der Hände: es ist leicht, ungehindert, frey, wo die ganze Entwickelung der Ideen gut geht, und sich eins aus dem andern ohne Schwürigkeit ergiebt; es ist unruhig, unregelmäßig, die Hände greifen umher, machen bald diese, bald jene Bewegung, nach der Brust hin, dem Haupt hin; die Arme werden in und auseinander gefaltet, wenn das Nachdenken in seinem freyen Strome gehemmt, und in allerhand fremde Ufer abgeleitet wird; entsteht aufeinmal eine Bedenklichkeit, eine Schwürigkeit, so leidet das ganze Spiel einen Stillstand; die ausgestreckte Hand wird in sich zusammen und an die Brust zurückgezogen, oder die Arme werden in die Lage der Unthätigkeit übereinander gefaltet. Das Auge, das mit dem ganzen Haupte, wo das Nachdenken gut von statten ging, sich nur

leicht

leicht und sanft bewegte, oder wo die Seele von Idee auf Idee verschlagen ward, bald in diesen bald in jenen Winkel umher irrte, sieht nun starr vor sich hin, und das Haupt schlägt sich zurück, oder hängt vorwärts, bis nach dem ersten Anstaunen des Zweifels, wenn ichs so nennen darf, die gehemmte Thätigkeit wieder fortgeht.

Fassen Sie, um das Analoge des Geberdenspiels noch deutlicher zu erkennen, den alten Philto oder Stasimo in Gedanken, wo sie sich hinstellen, um ein bequemes Mittel zu ihren Absichten zu ersinnen. Sie wollten gerne der Camilla ihren Brautschatz auszahlen, ohne dem verschwenderischen Bruder derselben merken zu lassen, daß von dem väterlichen Gelde wohl noch Vorrath seyn müsse. Die Sache ist schwer, und sie stehen eine gute Weile da, glauben etwas gefunden zu haben, und gebens sogleich wieder auf. Gesetzt, der alte Philto hätte, da er seine erste Idee verfolgte, mit vorhangendem Haupte da gestanden, die Arme in der Gegend der Brust zusammen geschlagen, den Blick zur Erde gesenkt, auf dem linken Fuße ruhend, und mit dem Rechten vorgreifend; so ist alles zu wetten, daß er bey dem zweiten Nachdenken diese Stellung abändern werde. Vielleicht setzt er nun die Hände in die Seite, oder richtet das Haupt auf, und sieht in die Wolken, als ob er von oben herab holen wollte, was er unten nicht

 fand:

fand: oder er nimmt auch durchaus die entgegengesetzte Stellung, legt die Hände auf den Rücken in einander, schlägt das Haupt, das auf vorwärts hing, in den Nacken, zieht den linken Fuß zurück, und ruht auf dem Rechten. — Sie müssen diese und ähnliche Abänderungen oft bemerkt haben, wenn der Nahme eines Menschen gesucht ward. Die nämliche Attitüde behält der Körper nie, wenn innerlich die Gedanken umsetzen: war anfangs der Kopf nach der rechten Seite gerichtet, so dreht er sich jetzt nach der Linken. Doch mischt sich vielleicht in dieß analoge Gebehrdenspiel, schon viel Absichtliches ein. Wer seine innern Ideen verändern will, der thut wohl, daß er auch die äußern Eindrücke verändere, mit denen er jene schon zu sehr in Verbindung brachte. Andere Gegenstände, andere Gedanken! Ein berühmter Gelehrter hatte die Gewohnheit, sobald es in der einem Ecke des Zimmers nicht mehr fort wollte, sein Tischchen zu nehmen, und in eine andre zu laufen.

Ich gab Ihnen, wenn Sie sich noch erinnern, einen zwiefachen Grund des analogen Gebehrdenspiels an; *) Der erste lag in dem geheimen gegenseitigen Einfluß der klaren und dunkeln Ideen in einander; der zweite in dem Triebe der Seele, ihre unsinnlichen Ideen auf sinnliche zurück zu führen, als sinnliche zu fingiren, wenigstens an sinnliche zu ketten, und in dem da-

her

*) In dem neunten Briefe.

her entspringenden Instinkte, ihre eigenen unsinnlichen Wirkungen, sobald sie lebhafter werden, durch figürliche körperliche Veränderungen nachzubilden. Dieser Instinkt ist überall unverkennbar. — Wenn Hamlet die Ursache entdeckt hat, warum der Selbstmord ein so bedenklicher Schritt sey? so ruft er aus: „da, da liegts!“ und in demselbigen Augenblick bewegt er den Finger vor sich hin, als ob er äußerlich mit den Augen gefunden hätte, was er doch innerlich mit dem Scharfsinne fand. — Wenn Lear sich des schändlichen Undanks seiner Töchter erinnert, womit sie in einer so stürmischen Nacht sein graues Haupt Wind und Wetter Preis gaben, und er denn auf einmal ausruft: „O hier auf diesem Wege komm ich zum Wahn„witz; ich muß ihm ausweichen; nichts mehr „davon!“ so ist da kein äußerer Gegenstand, von dem er Blick und Körper mit Abscheu verwenden dürfte, und doch wird er sich von der Seite wegdrehen, gegen die er gerichtet war, wird mit verwandter Hand die unangenehme Erinnerung gleichsam von sich stoßen, zurück scheuchen. Wenn der empörte Albrecht in der Scene mit Thöringer sagt: „Ha! verdammtes „Unding; eure Ehre, eure Fürstenpflicht!“ so wird er nach dem heftigern Ausdruck: Verdammtes Unding! die Begriffe, deren Nichtswürdigkeit ihm so einleuchtend scheint, in halb verwandter Stellung, aus offner flacher Hand,

und mit einem unwilligen Rucke, dem ehrwürdigen Alten gleichsam vor die Füße werfen. — Doch Sie werden schon von selbst der ähnlichen Beobachtungen mehrere machen. Widrige, sich aufdringende Ideen schlägt man mit hin und her fahrender Hand gleichsam zurück, als ob man ein beschwerliches, hartnäckig wiederkehrendes Insekt zu verjagen hätte.

Durch ein ähnliches Spiel der Einbildungskraft substituirt die Seele bey ihrem innern Beschauen und Horchen, wie ich es nennen will, diejenigen absichtlichen Bewegungen, die in der That nur bey dem Beschauern sichtbarer Gegenstände, oder dem Horchen auf äußre Töne gehören. Der Blick wird bey bedeutenden feinen Punkten der Unterstützung geschärft, die Augenbraunen werden nach den Nasenwinkeln heruntergezogen, daß die Stirne voll Falten, und das Auge, welches sich noch überdieß zum bessern Conentriren der Lichtstrahlen verengt, in einen tiefern Schatten zurückgetrieben wird; nicht anders, als ob ein Gegenstand von großer Feinheit, oder in weiter Entfernung erkannt werden sollte. — Der Zeigefinger wird vor die geschlossenen Lippen gebracht, als ob man fürchtete, durch das Geplauder der unwichtigern Ideen an Beobachtung der wichtigern verhindert zu werden. Gerade das „Wart!“ oder „Stille!“ was oft im Selbstgespräch, wenn man auf einen wichtigen Gegenstand oder einen bedeutenden Zweifel trifft, auch

die Lippen sagen. Oft wird auch der Zeigefinger zwischen die Augenbraunen vor die gerunzelte Stirne gelegt, als ob der Punkt, wohin sich die Aufmerksamkeit zu wenden hat, sollte angewiesen, festgehalten werden. — Diejenige Pantomime, die dem innern Denken, Erinnern, Untersuchen wirklich dient, ist das Verschließen der Sinne, das Verdecken der Augen mit den Händen, das Verschleyern des ganzen Antlitzes: denn die innere Verrichtung geht um so besser von statten, je weniger äußere Störung da ist. Daher suchen der Kummer, die Liebe, alle nachdenkenden Leidenschaften das Dunkel der Wälder, und die Eule ist der Göttin der Weisheit heilig, weil sie in Einöden wohnt, und um Mitternacht wacht, u. s. w.

IX.

Vermischte Nachrichten.

Aus Deutschland.

Leipzig. Der Freyherr von Zedlitz, Königl. Preuß. Staatsminister, ein Herr, dessen Eifer, Künste und Wissenschaften zu ermuntern und zu befördern, eben so groß ist, als seine mit

dem feinsten Geschmack verbundene Gelehrsamkeit, hat unserm berühmten Hrn. Rath Adelung seinen Beyfall über seine deutsche Sprachlehre durch das Geschenk eines schönen Dejeuné Service von Berliner Porcellain, Schwarz in Schwarz gemalt, bezeigt, dessen Beschreibung, wegen der vortrefflichen Erfindung und herrlichen Zeichnung des Hrn. Meils, hier eine Stelle verdienet. Es besteht dasselbe aus einer Schüssel, Kaffeekanne, Theetopf, Milchkanne, Zuckerdose und Tasse. 1) Die Schüssel. Ein Frauenzimmer, mit der Unterschrift παιδαγωγη, die Erziehung, hält in ihrer Linken, die Mittel ihrer Kunst: Leyer und Zügel; in der Rechten, ihre Endzwecke: Kranz, Aehren und Füllhorn. An ihrem rechten Fuße liegt ein behauener Stein, mit der Inschrift: γνωθι σεαυτον, weil Selbsterkenntniß der Grund aller, durch Erziehung erlangter Kenntniß ist. Die Kaffeekanne. Muster der Lehrart. 2) Sokrates spricht mit Menon, (einem reichen Thessalier,) und um ihm zu beweisen, daß alles Lernen nur Wiedererinnern sey, ruft er einen von dessen Sklaven auf, zieht ein Quadrat, und bringt durch Fragen von ihm heraus, daß ein noch einmal so großes Quadrat, als ein gegebenes, aus der Diagonallinie des gegebenen gebildet werden müsse. Die Scene ist aus Platons Gespräch: Menon; daher die Unterschrift Πλατωνος Μενων. 3) Sokrates begegnet dem jungen

gen Xenophon, hält ihm den Stock vor, und fragt, wo man Eßwaaren kaufe? Jener beantwortet es: Aber wo werden die Menschen edel und weise? Xenophon stutzt: „Komm mit und lerne es!“ Aus dem Diogenes Laertius in Xenophons Leben. Der Theetopf. 4) Lykurg zeigt auf dem Markte seinen Bürgern die Macht der Erziehung durch zween Hunde, wovon der eine, ein Jagdhund faul, der Kleinere hingegen zum Jagen erzogen war. Bey der hingesetzten Schüssel mit Fressen, und dem losgelassenen Hasen, fällt der Jagdhund über die Schüssel her, und der Kleinere verfolgt den laufenden Hasen. Πλυταρχος περι παιδαγωγιας. 5) Der Centaur Chiron unterrichtet den jungen Achilles in der Kräuterkunde, in Kriegsübungen, und in der Tonkunst. Hier stimmt er ihm die Leyer. Απολλωνιυ Αργοναυτικα. Die Milchkanne. 6) Kyrus, als Kind in einer Schule der Gerechtigkeit mußte in Gegenwart des Lehrers den Fall entscheiden, wo ein großer Knabe, der ein kleines Gewand hatte, einem Kleinern, dessen Gewand groß war, mit Gewalt einen Tausch abgezwungen hatte. Da er entschied, daß der Tausch bestehen könne, bestrafte ihn der Lehrer, weil er nicht über das Passende, sondern über das Recht entscheiden sollte. Ξενοφωντος κυροπαιδεια, im 1. B. 7) Ein Spartaner zeigt seinem Sohne die Abscheulichkeit des Trunks an dem Beyspiele betrunkener

Skla-

Sklaven. Lykurg hatte das befohlen. S. Πλυταρχυ Λυκυργος. Die Zuckerdose, Stärke des Naturels. 8) Achilles mußte sich, als ein Mädchen verkleidet, unter die Töchter des Königs Lykomedes verbergen, damit man ihn nicht zum Zuge nach Troja mitnähme. Ulysses spürte ihm nach, und brachte als Kaufmann allerley Kostbarkeiten, und darunter auch Waffen zu Lykomedes Frauenzimmern. Achilles greift sogleich nach den Waffen, und als plötzlich, auf Ulysses Wink, draußen die Trompete ertönt, fährt er auf, um dem Schaller zuzueilen. So zeigte sich der früh gebildete Held. (S. sein Bild 5.) 9) Herkules am Scheidewege: die Tugend, mit Minervens Helm gerüstet, redet mit ihm, und die hingesunkene Wollust winkt ihm. Ξενοφωντος Απομνημονευματα Σωκρατυς. Die Tasse. 10) Demosthenes, um die Fehler seiner Natur zu bezwingen, übt sich im Lautreden am Ufer des Meeres im Sturm, und nimmt dabey noch Steine in Mund. Πλυταρχυ Δημοσθενης. 11) Die Unterschale. Milon aus Kroton übte sich täglich ein Kalb zu tragen, und so trug er endlich einen Stier: Στραβωνος γεογραφικα.

Ebendaselbst. Mit dem ersten Supplemente zu dem Verzeichnisse aller Kunstsachen der zweiten vermehrten Ausgabe vom J. 1780. in der Rostischen Kunsthandlung, ist, seit

seit nur verfloßner Ostermesse 1782 zugleich gedruckt, und in dieser Handlung unentgeldlich ausgegeben worden:

Sammlung von Statuen und Figuren, Gruppen, Büsten, Bas- und Hautreliefs, akademischen Stücken für Künstler, Vasen, Consolen rc. über antike und moderne Originale in Gips geformt.

Herr Rost rühmt, mit dem lebhaftesten Gefühl der Dankbarkeit, in dem wohlgeschriebenen Vorberichte, die Gnade, welcher ihm der Churfürst, zu glücklichem Fortgange der besten Absichten für die Beförderung der Kunst, zu würdigen geruhet hat: zeigt an, wie die vielfältigen Beweise des höchsten Schutzes, welchen Ihro Churfürstl. Durchl. Künsten und Wissenschaften verliehen, neuerlich sich dadurch vermehrten, daß Sie ihm die Werke der Kunst des ersten Ranges von Statüen und Büsten aus Ihrer Antikensammlung abzuformen anvertrauten. Mit Beziehung aufs Bewußtseyn aller Kenner erinnert er, welch ein Schatz antiker Marmor in Dresden aufbehalten wird: daß es der beträchtlichste in Deutschland ist und, außer Rom und Florenz, selbst keine Stadt Italiens dergleichen aufzuweisen hat. Mit Recht freut er sich der auf ihn und alle Kunstfreunde wirkenden Gnade, die für sein Unternehmen die größte Empfehlung ist. Sie verbindet ihn auf immer zur lebhaftesten Dankbarkeit, und fodert ihn

auf,

auf, die vorsichtigste und edelste Anwendung davon zu machen.

Es sind, in allem, 25 Abgüsse von 16 Stätuen, 2 Gruppen, und 7 Büsten, welche, vors Erste, aus dieser Sammlung genommen, und zu Kauf ausgeboten werden durften. Sie machen im Verzeichnisse der Antiken Abgüsse den Anfang. Die drey großen Herkulanischen Matronen, welche als das Vorzüglichste und Einzige, was unversehrt unter der Menge aller mit ihnen verschütteten Werke der Kunst gerettet worden, bekannt sind, stehen oben an. Bey ihnen und allen darauf folgenden ist, außer dem Nahmen und Maaße eines jedem, die ihm, in dem zu Dresden 1733. herausgekommenen Recueil des Marbres antiques qui se trouvent dans la Gallerie de Dresde, gegebene Nummer angezeigt, welcher eine kurze Beschreibung folgt, worinne Winkelmanns, Casanovas, und anderer Antiquare in ihren Schriften darüber gefällte Urtheile angeführt sind. Die größte der drey Matronen ist 85 Zoll, jede der kleinern 75 Zoll hoch: Agrippina 96 Zoll, im Recueil N. 35: Mercur 120 Zoll, N. 121: Venus 60 Zoll, N. 28: Tuccia 63 Zoll, N. 56: eine Bacchante 72 Zoll, N. 21: Antinous 60 Zoll, N. 40: ein junger Faun 72 Zoll, N. 16: Silen 60 Zoll, N. 12: Meleager 66 Zoll, N. 43: Nymphe der Diane 60 Zoll, N. 70: eine Bacchante 50 Zoll, N. 42: ein junger Bacchus

50

50 Zoll, N. 37: Cupido 52 Zoll, N. 127: Cupido und Psyche 54 Zoll, N. 132: Venus, Cupido und Psyche 60 Zoll, N. 17. — Die Büsten sind: Kleopatra 30 Zoll, N. 152: Juba 28 Zoll, N. 165. 5: Faustina 22 Zoll, N. 165. 1: Commodus 31 Zoll, N. 172. 5: Pyrrhus 25 Zoll, N. 147. 1: Antonia 31 Zoll, N. 165. 3: — Caligula 25 Zoll, N. 162. 3.

Noch ist eine außerordentlich schöne kolossale Statue dieser Sammlung, des Aeskulap, der vollkommensten, die von diesem Gotte vorhanden, unabgeformt: ein Werk griechischen Styls, über alle von ihm in Rom aufbehaltenen erhaben; zu dessen Erlangung Hoffnung gegeben wird, wenn genug Kunstliebhaber, durch eifriges Verlangen darnach, den damit verbundenen Schwierigkeiten wollen begegnen helfen.

Welcher Käufer wird, wenn er durch Prüfung versprochener Billigkeit der Preise überzeugt worden, nicht einem Manne den zu erwartenden Gewinn gönnen, und gern selbst zu Beförderung einer so guten Sache beytragen wollen.

Besonders ist dabey anzumerken: daß Hr. Rost diese gnädigste Erlaubniß, in der preiswürdigsten Absicht: die Vortheile des Kunststudiums nicht nur in, sondern auch außer den Churfürstlichen Landen zu vermehren, mit der billigen Einschränkung, erhalten: bey Veräußerung

rung jeden Exemplares vorzüglich darauf zu sehen, daß es in die Hände solcher Kunstverehrer komme, wo es für allem Mißbrauche und Nachformen gesichert ist. Darum versichert er aufrichtigst: seine Pflicht dabey so strenge zu erfüllen, daß kein Einziger, wer es auch sey, und welche Preise er auch biethen möge, diese Stücke erhalten würde, sobald die geringste Absicht einiges Mißbrauches dabey vermuthet werden könne.

Berlin. So wie Hr. Rode seinen Ruhm in der Malerey durch die großen Altarblätter, die er in auswärtige Länder itzt unter den Händen hat, immer mehr verbreitet, so geschieht solches nicht weniger durch die Vermehrung der radirten Blätter, von denen er itzt eine neue Folge, aus der deutschen Geschichte liefert. Es sind bereits davon 6 große Blätter erschienen, deren Zusammensetzung die Bewunderung und den Beyfall aller Kenner verdienet. Der Inhalt ist folgender: 1) Herrmann befielt Varus Haupt dem Marobod zu bringen. 2) Bonifacius haut in Hessen einen Opferbaum um. 3) Der entführte junge Kaiser Heinrich IV. springt aus dem Schiffe. 4) Rudolph, Gegenkaiser Heinrich IV. verliert im Treffen den Arm. 5) Kaiser Friedrich I. ertrinkt bey Seleucia. 6) Ein Köhler befreyt den geraubten sächsischen Prinzen.

Zu Michael folgen noch 6 Blätter mit folgenden Vorstellungen. 7) Die Gothen bestürmen Rom. 8) Edler Abzug der Weiber aus Weinsberg.

berg. 9) Heinrich der Löwe hat die Wenden gedemüthiget. 10) Der junge Prinz Konrad wird enthauptet. 11) Kaiser Rudolph I. nimmt die Huldigung von den deutschen Reichsfürsten an. 12) Bogislav X. Herzog von Pommern, wehrt sich tapfer im Seegefechte.

Leipzig. Gellert und Sulzer, um Deutschland höchst verdiente Männer, und im Leben Freunde, haben von dem rühmlich bekannten Buchhändler, Herrn Reich, auf seinem Landgütchen zu Sellerhaußen, bey Leipzig, ein gemeinschaftliches Denkmal freundschaftlicher Liebe und Dankbarkeit erhalten. Es ist ein bekränzter Aschenkrug, dem Palmen und Lorbeern, unter einem aufgeschlagenen Buche, zur Seite liegen. Er steht auf einem kanälierten Bilderstuhle, an dessen einer Seite Gellerts, an der andern, Sulzers Medaillon, in Lorbeerlaube, angeknüpft ist; vorn liest man: Gellert und Sulzers Andenken, gewidmet 1781. und in dem obenliegenden Buche: Durch Weisheit und Tugend unvergeßlich. Dieses Werk, von Oesers Erfindung, in sächsischem Marmor ausgeführt, steht, unter babylonischen Weiden, auf einem mit Epheu und Rosen bepflanzten Hügel. Nach einer vortrefflichen Pinselzeichnung des Erfinders von der mit dem Denkmale sich auszeichnenden Partie des neuangelegten Gartens, hat Hr. Geyser ein Blatt radiert, wel-

ches nicht verkauft wird, sondern Hr. Reich blos, zum Andenken der Verewigten, ihren und seinen Freunden, oder Kunstsammlern zum Vergnügen, verehrt.

Augspurg. Von den, aus hundert Ansichten und Gegenden an der Donau, von Anton Christoph Gignoux, auf seinen Reisen von Augspurg nach Wien, gezeichnet, und von Johann Michael Frey, Maler, in Kupfer radirt, die wir unlängst angekündiget haben, sind die ersten vierzehn Blätter bereits erschienen, und verdienen den Beyfall der Kenner.

Von drey Monathen zu drey Monathen wird ein Heft von zehn Ansichten erscheinen.

Um die Zahl der zu machenden Abdrücke zu bestimmen, und um sich nicht einem zu grossen Verluste auszusetzen, hat man nöthig gefunden, dasselbe auf Pränumeration herauszugeben. Man bezahlt also bey Empfang der ersten vierzehn Ansichten, auf schön Basler Papier in länglicht 4. gedruckt, 2 fl. 24 kr. wovon die Hälfte die Pränumeration auf das zweite Heft ist; bey Lieferung der sechs letzten Ansichten dieses Hefts pränumerirt man 1 fl. 12 kr. auf das dritte, und so fort, dergestalt, daß alle hundert Ansichten auf den mäßigen Preiß von fl. 12 — zu stehen kommen. Die wenigen Exemplare, welche außer der pränumerirten Zahl abgezogen wer-

werden dürften, werden nicht anders als das Heft für fl. 1. 30 kr. erlassen.

Diejenigen, welche für das erste Heft bereits fl. 1. 30 kr. bezahlt haben, und sich die folgenden auch anschaffen wollen, pränumeriren nur 54 kr. auf das zweite Heft.

Die auswärtigen Aufträge werden an Herrn G. C. Röhm, am Schmiedberg Lit. C. No. 142. gerichtet, und Briefe und Gelder frankirt.

Bey diesem, wie auch bey dem Herausgeber Herrn A. C. Gignoux, am vordern Lech Lit. A. No. 484. wird diesfalls eine Nachricht gratis ausgetheilt, die auch das Verzeichniß der vorgestellten Ansichten und Gegenden von der Donau enthält. Die vierzehn, die wir bereits vor uns haben, sind folgende:

1) Die Brücke über den Lech bey dem Städtlein Rhein. 2) Gegend und das alte Schloß Neuburg. 3) Gegend oberhalb Neuburg. 4) Gegend bey Neuburg. 5) Eine Mühle unterhalb Neuburg, erste Gegend. 6) Eine Gegend unterhalb Neuburg, zweite Gegend. 7) Ein Theil von Ingolstadt. 8) Eine Gegend mit Klausur bey Stebberg. 9) Stebberg. 10) Vohring. 11) Vohburg. 12) Hinum und Herum. 13) Schloß Wackerstein und Gegend. 14) Erste Gegend oberhalb dem Kloster Weltenburg.

Eben dieser Maler Joh. Mich. Frey hat ein großes und sehr brav radirtes Blatt, eine Landschaft nach Ruisdal geliefert, und uns um so viel angenehmer dadurch überrascht, da es das erste war, was wir von seiner Hand sahen, und viel noch auf die Zukunft verspricht.

Ebend. Wie sehr man sich hier beeifert, den alten Kunstruhm dieser Stadt zu erneuern, sieht man aus der dritten Nachricht an das Augspurgische Publikum, die öffentliche Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten und jährliche Austheilung der Preise bey der alten Stadtakademie, und der mit derselben zu Ermunterung der Künste verbundenen Privatgesellschaft betreffend, 1782. Man findet darin, so wie in den zwey vorgängigen Nachrichten, eine Rechenschaft, was daselbst seit drey Jahren zum Besten der Kunst geschehen, nebst einem Verzeichnisse der jungen Künstler, die den Preis in verschiedenen Arten von Zeichnungen, in der Malerey und in der Architektur erhalten, ingleichen auch eine Nachricht von den Kunstsachen selbst.

Ferner erscheint von J. F. von Göz, aus Hermanstadt in Siebenbürgen gebürtig, eine Ankündigung einer zahlreichen Folge leidenschaftlicher Entwürfe für empfindsame Kunst- und Schauspielfreunde, auf 16 Seiten in 8. Diese Folge soll nämlich in einer

Rei-

Reihe von Zeichnungen dramatischer Scenen, (welche sich auf 160 Kupferblätter belaufen,) nach Hrn. Bürgers Leonardo und Blandine bestehen. Sie werden in groß 8. und der Text auf Schreibpapier mit Vignetten verziert abgedruckt, und die Liebhaber, die darauf subscribiren wollen, bezahlen einen Louisd'or zu 11 fl. Konventionsmünze gerechnet, dagegen sie sich die besten Abdrücke und die erste Lieferung versprechen. Man addressirt sich daselbst an die akademische Kunsthandlung, und die Pränumeration steht bis Michael offen. Ein mehreres von diesem Unternehmen besagt das Avertissement.

Koppenhagen. Herr J. M. Preisler hat wieder ein herrliches Blatt unter dem Titel Jonas prêchant aux Ninivites, nach einem Originalgemälde von Salvator Rosa, das in der Kirche des Friedrichsburger Schlosses befindlich ist, 9 Fuß 5 Zoll hoch, 11 Zoll breit, mit dem edlen und keken Grabstichel geliefert, der der großen und freyen Manier des Originals vollkommen entspricht. Der kleinliche Geschmack hält sich freilich lieber an die ängstlich ausgearbeiteten und geleckten französischen Galanterieblätter: wer aber den wahren Geschmack der ersten Meister der Kunst zu schätzen weiß, wird sich freuen, wenn er noch dann und wann ein solches Blatt erscheinen sieht, wo die Kraft eines kühnen Grabstichels mit zu dem großen Ausdruck

der Leidenschaften stimmt, die die Maler der italiänischen Schulen in ihren Kunstwerken darzustellen suchen. Das Blatt kostet 2 Thl. dänisches Current. Itzt hat dieser verdiente Künstler die berühmte Madonna im Sessel nach Raphael unter den Händen, und wie sehr wünschen wir ihm alle mögliche Art von Aufmunterung, damit seine Unternehmung, uns eine Folge der schönsten daselbst befindlichen Gemälde zu liefern, nicht gehindert werde.

Weimar. Von hier kündigt Hr. Bertuch, auf Unterzeichnung, eine Sammlung der berühmtesten spanischen Dichter, der epischen, lyrischen, erotischen und didaktischen vorzüglich, an. Wir können nicht anders, als dieser Unternehmung die Unterstützung des Publikums wünschen, und wir hoffen sie auch. Die spanischen Bücher sind in Deutschland selten, und kostbar, die spanische Litteratur verdient immer unsre Aufmerksamkeit, und Hrn. Bertuchs Kenntnisse derselben sind rühmlich unter uns bekannt.

Correct, und schön wird die Sammlung, in Taschenformat abgedruckt werden. Auf das Alphabeth wird ein Gulden unterzeichnet, und bis Michaelis bleibt die Unterzeichnung offen. Man kann bey den Herren Collectoren der Dessauschen Verlagskasse für Gelehrte, und auch in jeder Buchhandlung unterzeichnen.

Cas-

Cassel. Von G. W. Weise haben wir noch etliche sehr fleißig und brav gestochene Blätter, zwey Porträte, und zwey Landschaften nachzuholen. Die letzten sind nach Tiebel, dem Hrn. geheimde Rath von Ferber zugeeignet noch von 1777 und 1778 und machen Gegenbilder aus. Wir haben schon mehrmal erinnert, daß man solchen Blättern, wie die Franzosen und Engländer in Gewohnheit haben, gewisse Nahmen in der Unterschrift beylegen möchte, um es den Liebhabern und Sammlern zu erleichtern, und wir wiederholen es bey dieser Gelegenheit. Die Porträte bestehen aus dem Bildnisse der Langräfin von Hessencassel nach Tischbein von 1781. das nun ihrem Gemahl den Landgrafen nach Graf, welches Hr. Weise vor etlichen Jahren verfertiget zum Gegenbilde dienet, und Jean Baptiste de Leger Camerié privé de feu S. M. le Roi de Pologne nach Graf, von 1779.

England.

Neue Schriften.

The Tragedies of *Euripides* translated. Vol. I. *Dodsley*. Der Verfasser dieser poetischen Uebersetzung des ersten Theils der Trauerspiele des Euripides ist, Hr. Potter. Indem er sich zu getreu an das Original gehalten, hat er bisweilen unverständlich, oder doch weniger elegant übersetzt.

Sacred Dramas: chiefly intended for young Persons: the Subjects taken from the Bible. To which is added, Sensibility. a Poem; in 8vo. *Cadell.* Diese geistlichen Dramen der Miß Moore, die sich schon durch andere moralische Aufsätze in Prose und in Versen hervorgethan, verdienen die größten Lobsprüche, man mag auf die Wahl des Inhalts, oder die Ausführung sehen. Sie sind Moses im Rohre, David und Goliath, Belsazar, Daniel, Hiskias. In jedem sind die Vorfälle simpel erzählet, die Verse harmonisch, und die Charaktere gut gezeichnet und unterhaltend, und zugleich alles vermieden, was sonst bey geistlichen Dramen durch die Erdichtung anstößig seyn könnte.

Edwin and Eltruda. A legendary Tale, in 4to. *Cadell.* Dieß Gedicht ist die erste Arbeit eines jungen Frauenzimmers voller rührender, feiner, edler und pathetischer Stellen, und verdient um so viel mehr Bewunderung, da sie mit ihrer Familie in einer weiten Entfernung von London gelebt, und diese Romanze noch eher verfertiget, ehe ihr Armine und Elvire, der Eremit von Warkworth, und andere geschmackvollen Werke dieser Art zu Gesichte gekommen sind.

Poem to the Memory of Lady Miller. By Miss *Seward*, in 4to. *Robinson.*

Lady Miller, zu Bath-Eston, unweit Bath, hielt auf diesem angenehmen Landsitze, während der Badezeit alle vierzehn Tage viermal eine poetische Versammlung, wo man Materien zu Gedichten gab, die die nächste Sitzung vorgelesen wurden. Diese Gedichte wurden in eine alte Hetruscische Vase gelegt, und von einigen gewählten Herren gezogen, die sie ablasen und beurtheilten. Diese kannten die Verfasser nicht, wählten drey Gedichte darunter, die sie der Myrthenkränze werth hielten, die die Belohnungen und Ehre des Tages ausmachten. Ihre Nahmen wurden alsdann von Lady Miller bekannt gemacht. Diese Uebungen dauerten sechs Jahre, und endigten sich mit dem Tode dieser liebenswürdigen Musenfreundinn im Julius 1781. Das Gedicht der Miß Seward besitzt eben die schöne glühende Einbildungkraft und bezaubernde Harmonie, die so sehr in ihrer Elegie auf den Kapitain Cooke und ihrer Monody auf den Major Andre' sich äußerten, und wir zu ihrer Zeit angezeigt haben.

Poems by the Rev. *Thomas Penrose*, late Rector of Beckington and Standerwick. Somertsetshire, in 8vo. *Walter*, 1781. Wenn diese Gedichte sich nicht gleich, oder manche nicht genug befeilt sind, da der Tod dem Verf. nicht Zeit gelassen, so sind doch einige sehr treffliche Stücke darunter, z. B. die Ode auf die Raserey, das Schlachtfeld, u. s. w. und keines ganz ohne Verdienst.

Almada Hill: An Epistle from Lisbon. By *William Julius Mickle*, in 4to. *Bew.* 1781. Diese Epistel verdient unter den besten Stücken der beschreibenden Poesie einen Platz, und enthält treffliche Gemälde und Gleichnisse jeder Art: Der Verfasser hat sich schon durch die schöne Uebersetzung der Lusiade des Camoens hervorgethan.

Frankreich.

Neue Kupferstiche auf das Jahr 1782.

März. Vuë intérieure de la nouvelle Eglise de la Madelaine de la Ville-l'Evêque, gestochen von Poullot, und gezeichnet von Contan d'Jvry, kostet 3 Livres.

Les hommes Illustres de la Marine Françoise, leurs Actions mémorables & leurs Portraits, par M. *de Graincourt*, Peintre Pensionnaire de S. E. Mr. le Cardinal de Luynes. A Paris, chez l'Auteur. Wir zeigen dieses Werk hauptsächlich einiger gut gestochenen Portraite wegen an, die sich darin befinden: es sind nunmehr zwölf Bogen heraus.

Description particulière de la France. Die neue Lieferung dieses Werks enthält: Dé-

par-

partement du Rhône, gouvernement du Dauphiné; in acht Blättern, 1) la Vue de Grenoble. 2) Vue de la ville de Valence. 3) Vue de la ville de Crest. 4) Vue de la Montagne du Puy, nommée *le Fond de Rochers*. 5) Le Roche de Cornillon. 6) La Cascade de' Maupas. 7) Vue du désert de la grande Chartreuse. 8) Vue de l'entrée du désert de ce Monastère. Sie sind mit vielem Fleiß gestochen, und auch die Beschreibung sorgfältig gemacht.

Le Desir ingénu, und la Récréation des Bachantes, ein paar kleine Blätter von Monchy nach C. Monnet.

Voyage pittoresque de la Sicile, de Malthe & de Lipari: es kommen darinnen die noch daselbst befindlichen Alterthümer, Naturerscheinungen, und die Tracht und Gewohnheiten der Einwohner vor: in groß Folio. Nummer 1. zu 12 Livres, von Jean Houel, Maler des Königes.

April. Agar reçu par Abraham, von Massard nach Vandyck gestochen, machet das Gegenbild zu Agar renvoyé par Abraham von Porporati: dieß Blatt kostet 16 Livres.

La Reine présente Mgr. le Dauphin à la France, von Legrand nach Dardel, kostet 3 Livres.

Portrait du Général Wasinghton, nach einem Gemälde von Trumbull, von Le-

roy

roy gestochen, 3 Livres. Dieß Blatt machet einen Theil der Kupferblätter zu den Essais historiques & politiques sur les Anglo-Americains par M. *d'Auberteuil*, wovon 2 Theile erschienen sind.

Portrait de M. de Juigné, Archeveque de Paris, von Barni.

May. Grande Chasse aux Cerfs, ein schönes Blatt 18 und einen halben Zoll breit, und 12 Zoll hoch, nach Berchem von Aliamet, kostet 12 Livres.

Troisiéme & quatriéme Vue près de Dresde, von dem vorhergehenden Kupferstecher, nach Wagner. Diese zwey kleinen niedlichen Landschaften 9 und einen halben Zoll breit, und 7 und einen halben Zoll hoch, machen Gegenbilder.

Minerve écarte le Dieu de la guerre & protège la Fécondité, der Königinn von Frankreich zugeeignet. Dieses Blatt ist 25 Zoll breit, 20 Zoll hoch, ist nach Rubens von B. L. Henriqvez gestochen, und kostet 16 Livres.

La Philopatrie, oder die Vaterlandsliebe, eine ikonologische Vorstellung von Metal angegeben, und von Laurent nach einer Zeichnung von Cochin gestochen, kostet 3 Livres. Man verkauft dabey eine kleine Brochüre in 4. desselbigen Inhalts von Mr. Metal.

L'etat

L'état actuel de l'Angleterre auf Tuschart gezeichnet und gestochen von Borel, dient dem zu anderer Zeit angezeigten Blatte, Le bonheur de la France, zum Gegenbilde, kostet 3 livres. Die darunter stehende Erklärung lautet so: La Guerre, suivie de la Discorde, de la Famine, & foulant aux pieds les richesses, poursuit l'Angleterre, qui s'efforce de retenir une colonne rostrale, dont l'Amerique sape les fondemens. La tyrannie se cache sous le manteau de la Grande Bretagne. La liberté du commerce s'éleve triomphante du milieu des ruines du Despotisme.

Le Comte de Comminges, ou les Amans malheureux, ein Blatt rund, in punktirter Manier gearbeitet, macht das Gegenbild zur Heloïse & Abelard surpris par Fulbert.

La Marchande à la toilette, & la Soubrette confidente, von Lavrins gemalt, und von Vidal gestochen.

Portrait de M. Charles-Louis Vicomte de Couëdic de Kergoualer, Capitaine du vaisseau du Roi, né dans l'éveché de Quimper en 1740. mort à Brest le 7. Janv. 1780. des blessures qu'il reçut au Combat de la frégate la *Surveillante* contre la fregate angloise le Quebec le 5. Oct. 1779. etc. von Vangelisty gestochen, 3 livres.

Von

Von den Kupferstichen zu der prächtigen Ausgabe des Telemach, die Didot druckt, von Monnet gezeichnet und Tilliard gestochen, sind wieder sechs Blatt, drey für das neunzehnte, und drey für das 20ste Buch erschienen.

Paris. Man kündiget hier eine Subscription auf die prächtige Ausgabe der Fabeln des Lafontäne in 4 Bänden in Folio, die Kupferstiche sorgfältig ausgemalt, an. Sie sind in 12 Bücher abgetheilt, und werden nach dieser Ordnung an die Subscribenten ausgeliefert. Der Preis ist 400 Livres: 37 werden auf jedes Buch vorher, und 33 nachbezahlt, ausgenommen das Letzte, für das man nichts bezahlt. Der Text wird bey Ablieferung des letzten gratis gegeben: und wenn man die kleinen Verzierungen auch bunt verlangt, so werden dafür 40 Livres besonders bezahlt.

Neue Schriften.

Observations sur les Troubadours, par l'Editeur des Fabliaux. A Paris, chez *Eugene Onfroy*, Libraire. Vol. in 8. Da man itzt sehr aufmerksam auf den Ursprung der verschiedenen Gattungen der Poesie und den Gang ist, den sie bey verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten genommen hat, so können diese Bemerkungen über die Trubadours, wodurch

durch die Geschichte der Poesie in Europa keine geringe Aufklärung erhält, von einem Verfasser, wie Hr. Le Grand ist, der von dem großen Sammler der Gedichte der Troubodours, Hrn. de Saint Palaye, darinne unterrichtet worden, und dieselben studiret, nicht anders, als sehr willkommen seyn.

Idylles & Poëmes Champêtres, par M. *Leonard.* A Paris, chez *de Senne.* Hr. Leonard machte sich anfänglich durch glückliche Nachahmung der Geßnerischen und anderer deutschen Idyllen bekannt: itzt liefert er auch seine eigne. Wenn ihm einige in Absicht auf feine und reizende Gemälde, sanfte Empfindung, auf eine sehr delikate Art ausgedrückt, vortrefflich gelungen; so giebt es auch manche schwache, wo die Gedanken zu bekannt, gedehnt, und wiederholt sind. Ihnen sind noch zwey Gedichte, le Temple de Gnide und la Journée du Printems, angehängt.

Lettres familieres de M. *Winkelmann.* 2 Parties in 8vo. A Paris, chez *Couturier* fils. 1781. Diese Briefe des seligen Winkelmanns verdienen neben den übrigen, dieses großen Kunstkenners zu stehen, und enthalten manchen kleinen Umstand, der zu Aufklärung seines Charakters dient: es sind viele darunter an Hrn. Füeßli, von dem auch selbst ein Brief an den deutschen Uebersetzer des Webb hin-

hinzugefüget ist, der viel gute Lehren für junge Künstler enthält.

Annales poétiques dépuis l'origine de la poesie françoise. Tome XIX. A Paris. 1781. Da diese Sammlung den verdienten Beyfall erhält, so fahren die Herausgeber damit fort, und in der That sind die Nachrichten, Kritiken und Anekdoten, die sie von den französischen Dichtern beybringen, sehr interessant. Dieser Theil fängt sich mit dem Chapelain an.

Oeuvres complettes de M. l'Abbé *de Voisenon*, de l'Academie françoise. 5 Vol. in 8vo. A Paris, chez *Montard*. 1782. Der Verf. hat viel für die verschiedenen Theater in Paris gearbeitet, und ist in der litterarischen Welt bekannt. Voltaire nannte ihn, wegen seiner Erzählungen, den Restaurateur de la gayété françoise. Wenn er nicht einer der ersten Schriftsteller ist, so findet sich doch viel Angenehmes in seinen Werken: nur wäre zu wünschen, daß man statt 5 Bände ein Drittheil davon geliefert hätte.

Ne-

Register.

A.

B.

C

C.

D.

Ex.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

Mu-

N.

O.

P.

R.

Raspe,

S.

T.

Tod.

U. V.

W.

Wahre

Nach-

Nachricht

für die Freunde des deutschen Theaters.

Schon vor einigen Jahren haben wir dem Publikum eine Ausgabe von den Lustspielen des Herrn Weiße angekündiget. Die Sorgfalt aber, welche derselbe auf ihre Ausbesserung verwandt, hat diese Ausgabe bis itzt verzögert. Der Dialog ist durchgängig geändert, die Scenen abgekürzt, die Situationen durch individuelle Umstände mehr erhoben, und die Charaktere durch kleine Züge interessanter gemacht worden. Diese Lustspiele werden in drey Bänden, im Format der Trauerspiele und komischen Opern des Verfassers, und gleich diesen mit einigen Kupfern verziert, erscheinen; jeder Band, wovon der erste bereits unter der Presse ist, faßt vier Stücke in sich, und wird etwas über ein Alphabet stark seyn. Da die bekannten Nachdrucker Schramm und Frank erst kürzlich eine Ausgabe aller theatralischen Stücke des Herrn Weiße, aus dem Beytrage

zum

zum deutschen Theater, veranstaltet haben; so eröffnen wir für die neue Originalausgabe eine Unterzeichnung, um sie wohlfeiler, als sonst geschehen könnte, in die Hände der Liebhaber zu bringen. Für die Unterzeichner ist der Preis 2 Thl. 12 Gr. sächsisch Geld, oder ein halber Louisd'or, und Vorausbezahlung und Unterschrift wird bis zu Ende März 1783 angenommen; hernach wird der Preis um ein beträchtliches höher seyn. Denen Unterzeichnern bieten wir auch die bereits erschienen neuen, von dem Verfasser selbst besorgten und verbesserten Ausgaben der Trauerspiele und komischen Opern für 3 Thl. 12 Gr. an, da ihr Preis eigentlich 5 Thl. ist, und dieser Preis bleibt auch derselbe für alle, welche nicht unterzeichnen, so wie 3 Thl. 4 Gr. für die Trauerspiele und 1 Thl. 20 Gr. für die komischen Opern, wenn man eines dieser Werke besonders kauft. Die Unterzeichner erhalten alle Kupfer auf das beste Schweizerpapier einzeln abgezogen, die bereits fertigen acht Bände von den Trauerspielen und komischen Opern gleich bey der Unterzeichnung und Vorausbezahlung, und die drey Bände Lustspiele in der Ostermesse 1783, ohne irgend einen Nachschuß, unter welchem Vorwande es auch sey: ihre Nahmen werden dem letzten Bande der Lustspiele angehängt, sie mögen nur diese oder die sämmtlichen theatralischen Werke sich anschaffen. Wir hoffen, alle Freunde des Hrn. Verf.

Verf. so wie auch alle Schauspieler und Buchhandlungen, werden unser Unternehmen gegen einen Nachdruck, (der — leider! — in Deutschland durch kein Gesetz bis itzt kann gehemmt werden;) nicht nur billigen, sondern auch durch ihre Bemühung thätig unterstützen. Denjenigen, die auf zwölf Exemplare voraus bezahlen, bieten wir das 13te unentgeldlich an, und dieß gilt bey den Lustspielen, so wie bey den sämmtlichen theatralischen Werken. Leipzig, den 6ten Jul. 1782.

Dykische Buchhandlung.



Bertaldi del. [illegible] sculp.

Neue Bibliothek

der schönen

Wissenschaften

und

der freyen Künste.



Acht und zwanzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1783.



Inhalt.

En-

England.

Neue englische Schriften.

Trans-

Inhalt.

Frankreich.

Druckfehler im 26sten Bande.

S. 313 Z. 18 Bonasore, lies Bonasone.
S. 315 Z. 3 Baumgarten, lies Bangaerten.
S. 315 Z. 6 von unten Wynaals, lies Wynants.
S. 315 Z. 2 von unten Broth, lies Both s. Booth.
S. 316 Z. 1 Vamboets, lies Bamboccio.
S. 318 Z. 11 Saenredom, lies Saenredam.
S. 318 Z. 11 Brugu, lies Bruyn.
S. 318 Z. 22 Causterken, lies Cauckerken.
S. 318 Z. 25 Andenaert, lies Audenaert.
S. 319 Z. 20 Von dem Velde, lies van de Velde.
S. 319 Z. 3 von unten Psella, lies Stella.
S. 321 Z. 22 Belestre, lies Balestra.
S. 321 Z. 12 Sailly, lies Salle.
S. 322 Z. 15 Hainsboroug, lies Gainsborough.
S. 323 Z. 17 in Venedig arbeitenden, lies in — arbeitenden,
S. 323 Z. 21 Mecheln, lies Mechel.

I. Ein

I.

Ein Versuch über die Komödie. *) Aus dem Englischen von Hrn. B. Walwyn.

Die Komödie ist der Spiegel der menschlichen Natur, der unsere Thorheiten, Mängel, Laster und Tugenden zurückwirft: so daß wir die ersten lächerlich machen, über die zweyten spotten, die dritten satyrisch herumnehmen, und die lezten einschärfen. Wir finden also, daß sie nicht bloß ein Gemälde, sondern eine Abspiegelung ist. Oder gilt der Ausdruck eine reflectirende Malerey — mit andern Worten, eine dramatische Camera. **)

*) Ungeachtet der Uebersetzer nicht alle Aussprüche des Verfassers, die er in einer sehr geschraubten Sprache vorgetragen, unterschreiben möchte, so enthält dieser Versuch doch auch manche gute Anmerkung, die unsern komischtheatralischen Dichtern nützlich seyn kann.

**) Die Tragödie ist ein dramatisches Mikroskop, das die Tugenden und Laster der menschlichen Natur vergrößert, um einen desto größern Eindruck auf das Herz und die Seele der Zuschauer zu machen. d. V.

Die Ursache, warum ich das zu beschreiben suche, was nach den Erklärungen der größten Kunstrichter unbeschreiblich schien, ist keine andere, als, weil ich gern zeigen möchte, woher die Schwürigkeit entstanden ist. Sie betrachteten das bloß als eine Malerey, was die wahre Abspiegelung der Natur war. Daher entstanden die Fehler der Komödie. Falsche Sätze erzeugen falsche Systeme; und falsche Grundsätze — falsche Künstler. Statt das Theater als einen Spiegel der Natur vorzustellen, haben sie es bloß für eine Leinwand zum Gemälde ihrer eignen Albernheiten angesehen. Von Zeit zu Zeit ist das Theater eine Kanzel, ein Bordell, ein Theetisch, ein Marionettenspiel, eine Börse und eine Club von Witzlingen gewesen. Entweder hat man die komische Scene mit dem Tone der Empfindsamkeit, oder mit dem Schmutze der Obscönität, oder dem Geschwätze der Repartie, oder dem Froste des Epigrams, oder dem Jargon einer zerstückelten Sprache, oder einer Affectation des Witzes angefüllet. Diese unächten Kinder des Genies haben das eigenthümliche Recht der natürlichen Kinder der Komödie — Plan, Charakter, Laune, Leidenschaft und Ausdruck usurpirt. Doch sind die letzten ganz verbannt: denn wenn witzige Köpfe, oder vielmehr Witzlinge des Zeitalters finden, daß ein komischer Charakter mehr Kraft hat, als was sie zu empfinden und zu beschreiben vermögen, so schreyen sie gleich: „Das ist

eine

eine Tragödie!“ Sie vergessen, oder haben vielleicht nie gehöret, was der römische Kunstrichter saget: „Bisweilen erhebt die Komödie ihre Stimme.“ Was will dieß anders sagen, als daß Vorfall und Charakter sich bisweilen vereinigen, ihre Stärke des Ausdrucks bis zur Würde des Trauerspiels zu erheben? Ist dieses nicht eine von den vorzüglichsten Vortrefflichkeiten der Komödien des Shakespeare? Finden wir nicht die meisten seiner ernsthaften Scenen an Würde und Ausdruck jeder seiner Trauerspiele gleich? Die menschliche Natur besitzt immer dasselbe Gefühl, es mag in einem Besuchzimmer, oder in einer Rathsversammlung seyn. Bloß der Umstand ist es in beiden, der die Verschiedenheit veranlaßt. Wenn Vorfälle die Leidenschaft erregen, so hat der Soccus so viel Recht, seine Gefühle auszudrücken, als der Kothurn — die Komödie müßte denn der Tragödie alles Recht auf den natürlichen Ausdruck abtreten wollen.

Bey meinem Bestreben, die natürliche Würde der Komödie zu behaupten, darf ich nicht ihre Laune aus dem Gesichte verlieren, die zu ihrer Vollkommenheit eben so wesentlich, wo nicht — noch mehr ist. Empfindsamkeit, Witz, Repartie, und Beobachtung können ihr wechselsweise Handleistung reichen: die Laune aber gehöret ihr zur Unterhaltung ganz allein zu. Ihre Mittel zu gefallen sind viererley — Wunderlichkeit, Besondernheit, Lebhaftigkeit und Neu-

Neuheit, die sie entweder im Ausdruck, Charakter oder Begebenheit *) vereiniget. Shakespear ist wegen seiner Laune in den zwey ersten bemerkenswürdig; Shadwell blos in den letztern. Hier wird es vielleicht schicklich seyn der Ursache nachzuspüren, warum täglich Kunstrichter zu verschiedenen Zeiten jede Gattung von Laune verdammen. Bey den Kritikern, die die Laune des Charakters und der Begebenheit zu begünstigen scheinen, heißt die Laune des Ausdrucks — unnatürliche Witzeley. Anderen, die sie in Ausdruck und Vorfall suchen, ist ein launiger Charakter übertrieben. Und denjenigen, die Charakter und Ausdruck affektiren, heißt ein launiger Vorfall nichts anders, als die natürliche Wirkung, einer Theatersituation aufopfern; daß also ein Schriftsteller sicher ist, nach dem Maaße seines Umfangs von Laune, verdammt zu werden. Ist das nicht die Ursache, warum sich so wenig unserer Komödien durch Laune auszeichnen? Ich habe eine zu hochachtungsvolle Meinung für die modernen Genies, als daß ich Ihnen nicht Vermögen genug zu-

trauen

*) Zur Herabsetzung der Komödie hat man gesagt — daß Laune hauptsächlich für niedrige Charaktere gehöre. Man sollte aber doch überlegen, daß ein Prinz so launig in seinen Meinungen seyn könne, als ein Bauer, und daß Laune so prinzlich in ihrer Natur, als des Bauern seine gemein ist.

trauen sollte, dieß Wesentliche ihren Komödien zu geben. Ich bin überzeugt, daß sie bloß durch die Schwäche und die eingeschränkten Begriffe unserer neuern Kritiker gefesselt werden.

Nachdem ich den allgemeinen Gehalt und das Charakteristische betrachtet habe, so muß ich zu den Theilen ihrer Zusammensetzung übergehen; ich meyne die Verwicklung der Charaktere, die Sitten, die Vorfälle und die Einheiten.

Der vollkommenste Plan ist unstreitig der, welcher Laune, Unterricht, Mannichfaltigkeit und Neuheit enthält. Er braucht weder seiner Einfachheit, noch seiner Verwicklung wegen merkwürdig zu seyn. Bey der ersten erschlafft unsere Aufmerksamkeit, bey der letzten verwirrt sich unser Verstand. Die Furcht des Vorwurfs, einen zu einfachen Knoten geschlagen zu haben, ist hauptsächlich bey den komischen Schriftstellern Schuld, daß sie Knoten über Knoten schlagen. Auf der andern Seite hat die Furcht, daß ihre Knoten zu verwickelt seyn möchten, sie oft verführt, Gesprächsversuche, statt dialogischer Geschichte zu erfinden. Nie müsse das Genie auf die neidischen Kritiker achten, die in folgender Stelle charakterisirt werden. Non solum scientia, quae est remota a justitia, calliditas potius quam sapientia est appellanda. — „*Plato* ap. *Tull.* —“ Da die Wissenschaft, die von der Gerechtigkeit entfernt ist, Verschlagenheit und nicht Weisheit genannt zu werden verdienet, so sollten die Schriftsteller

jene falschen Vorstellungen mehr verachten, als fürchten.

Die Kritik hat bloß gesagt: eine untergeordnete Handlung ist unumgänglich nöthig. Dieß Gesetz ist so, wie jeder andere litterarische Machtspruch, mehr aus dem Beyspiele als aus der Nothwendigkeit entstanden. Die alten komischen Schriftsteller bedienten sich solcher Nebenverwicklungen — nicht aus Noth, sondern, weil sie wünschten dem ganzen Plane eine gefälligere Mannichfaltigkeit zu geben. Wie kann es also ein zu befolgendes Gesetz für jeden andern Schriftsteller seyn? Obgleich ihr Nutzen nicht in Zweifel gezogen worden, so muß er doch nicht für eine absolute Nothwendigkeit gehalten werden: denn das hängt bloß davon ab, in wie fern sie nützlich sind. Wenn also ein Hauptplan schon eine zureichende Abwechslung darbieten würde, ihn interessant zu machen, so würde eine untergeordnete Handlung nur diese Scenen verwirren, statt sie zu verschönern. In der That schwächen sie auch nur zu oft ein Gebäude, das sie stützen sollten. Die Nothwendigkeit, diese Nebenhandlung in dem Kaufmann von Venedig aufzuwinden, hat in einer der interessantesten Komödien des unsterblichen Shakspeare ein Ding angesetzt, das sich besser zu einem Zwischenspiele geschickt hätte. Die vollständige Einheit der Handlung endiget sich mit dem Urthelsspruche. Daher kann auch Shakspeare mit allen seinen Kräften die unangenehme

Em-

Empfindung nicht hindern, die jede geschmackvolle und empfindsame Person während des fünften Aufzugs fühlet. Sie kann bloß mit der Nothwendigkeit verglichen werden, unsere Aufmerksamkeit von dem Ocean auf einen Fischhalter zu wenden. Es ist daher offenbar, daß ein Drama, so gut als ein episches Gedicht, sich mit der Einheit seiner Handlung enden müsse: und daß Nebenhandlungen bloß brauchbar sind, wenn die Haupthandlung ihre Zusammenschmelzung zuläßt, so daß dadurch die Scene nicht verwirrt, unsere Aufmerksamkeit getheilt, oder die Stärke des Hauptstücks verringert werde. Und dann, müssen sie unvermerkt mit der Haupthandlung verflochten werden; sonst werden sie dieser ihren Fortschritt mehr verzögern als beschleunigen. Diejenigen, die ganz abgesonderte Nebenhandlungen erfinden, verdienen kein anderes Lob, als daß man sie für fähig halten kann, zwo Komödien zu machen; da eines andern größter Stolz ist, bloß Eine darzustellen, die unserer Aufmerksamkeit und unsers Beyfalls würdig ist.

Was den Charakter anbetrift, so kann ich eines, sonst würklich grossen Kunstrichters Meynung nicht seyn. Du Bos sagt: komische Charaktere müßten einheimische seyn. Wäre dieß wahr, in welchem Lichte müßten wir die meisten von Shakespeares Komödien betrachten? Wenn die Leidenschaften in der Natur so wohl, als in dem Grade mit dem Clima verschieden wären, so

 dürfte

dürfte weder ein tragischer noch komischer Charakter fremd seyn: denn sie würden nicht mit den Empfindungen der Zuschauer zusammenstimmen. Da aber Liebe, Haß, Mitleid und Rache mit alle den übrigen Leidenschaften dieselbe Farbe in jedem Clima haben, so verträgt sich die Komödie gar wohl mit einem fremden Charakter, und wäre es auch nur bloß wegen der Mannichfaltigkeit und Neuheit. Immer wird ihr Gebrauch vortheilhaft seyn. Personen können durch Himmelsgegend, Leibesbeschaffenheit und Beyspiel gegen einige Leidenschaften empfänglicher seyn: und wenn sie natürlich gezeichnet werden, so können wir unsere angenommene Fehler dadurch bessern, wann wir sehen, was die ihrigen nothwendig für einen üblen Erfolg haben.

Charaktere sollten nicht mit leicht vergänglichen Zügen gezeichnet werden: denn sie veralten mit der Mode der Zeit. Dieß ist das Schicksal der meisten Charaktere des Johnson, hauptsächlich derjenigen im Jedermann in seiner Laune. Da hingegen die in der Komödie, die lustigen Weiber von Windsor, aus welcher jene meistentheils genommen zu seyn scheinen, so lange bleiben werden, als die menschliche Natur seyn wird. Kapitain Bobedil ist ein verhungerter Falstaff, und hat weder seinen Witz noch seine Laune. Mäster Stephan hat noch so ziemlich die Aehnlichkeit von Mäster Slender. Kitely ahmt den Ford in allem, außer seinem gesun-

gesunden Verstande nach. Downright ist der mürrische Shallow ohne seine Laune. Dame Kitely ist der Schatten von Mistriß Ford. Und so finden wir die Charaktere des Shakespeare von Johnson, mit einer oft erzwungenen Anspielung auf gewisse einzelne Personen der damaligen Zeit, verstellt. Hat also dieses Lustspiel von Johnson seit der Zeit ja noch auf dem Theater gefallen; so ist es ein Beweis von der Einsicht des Vorstehers der Bühne, und der Geschicklichkeit der Schauspieler: des ersten, in Vertheilung der Rollen; der letztern, indem sie sie so gut spielen, als wir sie meistentheils gesehn haben. Dieß bringt mich auf eine Bemerkung, die eben so wohl auf die auf den Theater spielenden Personen überhaupt kann angewandt werden, als auf jeden andern Künstler; — Schwierigkeiten erwecken Anstrengung, welches die Mutter der Vortrefflichkeit ist. So finden wir oft die schwersten Arbeiten trefflicher ausgeführet, als solche, die wenig Kräfte bedürfen. Dieß ist auch die Ursache, warum es oft den größten Malern nicht in der Carricatur, und trefflichen Schriftstellern weniger in dem gelingt, was sie unter ihrer Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit finden. Kleine Künstler können bloß in Kleinigkeiten vortreflich seyn. Es giebt einen Ton von Genie, so wie von Musik, der nie mit der Harmonie der Vollkommenheit einen Gegenstand trift, der unter seinen Kräften oder Gesichtskreis ist. Daher kann man oft, wenn es

Künst-

Künstlern nicht gelingt, die Ursache davon einem höhern Talente, als dessen Mangel zuschreiben: und die Kunstrichter würden mehr Urtheilskraft und Unpartheiligkeit zeigen, wenn sie nicht eine verfehlende Geschicklichkeit eher verdammten, als bis Gelegenheit und Erfahrung ihr gehörigen Stoff zur Prüfung ihrer Kräfte dargeboten. Doch wieder zur Sache! Die Verschiedenheit unter vorübergehenden und ewigen Charakteren, wenn ich mich des Ausdrucks anders bedienen darf, zeigt sich ganz besonders in denen von Shakspear und Johnson. Ich will also die Züge des einen und die Tinten des andern zur Betrachtung vornehmen. Denn im Johnson sind die Leidenschaften sehr dürftig ausgemalet, aber in Shakspear durchs Gefühl nachgeahmt.

Ob man gleich gesagt hat, in Shakspears Falstaff sey auf eine gewisse Person seiner Zeit satyrisch angespielt, so wird doch jeder Beobachter der menschlichen Natur Falstaffs in Menge finden; aber nicht Einen Bobadil. Falstaff ist ein wollüstiger Bube, plump in Sinnlichkeit, Sitten und Aeusserung. Seine Spashaftigkeit hängt bloß von seinem Sacke und seine Feigheit von seiner Selbstsüchtigkeit ab. Jeder Zug stimmt mit dem andern überein. Hätte ihm Shakspeare Muth gegeben, so würde er ihn im Widerspruche mit sich selbst gesetzt haben; der schmuzig Geizige und Selbstsüchtige kann verzweiflungsvoll; aber nicht muthig seyn. Er fürchtet den Verlust des Genusses in seinem Leben und wagt daher

her wie sein Leben, als wann eine zufällige Veranlassung ihn zur Verzweiflung bringt. Diese Uebereinstimmung wird den Falstaff immer zu einem unterhaltenden Charakter machen, so lange man ihn vorstellen wird. Wie verschieden ist das Schicksal des Bobadil, der bloß durch seinen grotesken Anzug und die übertriebene Laune von des Schauspielers Sprache und Geberdenspiel gefällt. Die Ursache ist, daß er ein leerer, lügenhafter Prahlhans ist, ohne irgend einen bestimmten Gesichtspunkt, oder Grund der Handlung. Diese Züge sind Spielereyen, nicht ächt. Selten sehen wir Stolz ohne einiges Verdienst, oder Eitelkeit ohne eine Ursache, worauf sie sich stützt, oder Heucheley ohne Absicht. Der Schein wird angenommen, weil man sich den Besitz von Realitäten verschaffen will. Muth wird oft erdichtet, weil man sich Sicherheit verschaffen will, Liebe, um sich in Genuß zu setzen, Reichthum, um sich Credit zu verschaffen, und Freundschaft, um sich Dienstleistung zu erwerben. Die Großsprechereyen des Bobadils aber haben weder Endzweck noch Absicht, außer Eitelkeit. Ein solcher Charakter kann existiren, und doch wird man ihn selten, außer in dem Stücke, ein Jeder Mensch in seiner Laune finden. Ich weiß, daß man mir einwenden wird, Großsprecher wären nichts seltnes. Man zeige mir aber einen einzigen ohne irgend ein Prinzipium der Handlung, und ich will zugeben, daß dieser einzige der Bobadil der Natur sey. Flüch-

tige

rige Beobachter können vielleicht sagen, die Eitelkeit sey ein Mittel ohne Endzweck. Doch dieß heißt so viel als nichts gesagt, und hat keinen Sinn. Selbst die Kaprize, die alle Prinzipien der Handlung zu verspotten schien, ändert aus Begierde nach Neuheit. Eitelkeit ist vom Stolze bloß in seinem Objekte unterschieden. Eitel sind wir über Kleinigkeiten und stolz auf Werth. Beyde haben eine Endursache, oder ein Prinzipium, welches Wichtigkeit ist — der Grund der Selbstgefälligkeit. Aber ganz gewiß kann Bobadil keine Selbstgefälligkeit haben, wenn das nicht welche ist, daß er mit ganzen Beinen dem Zorne Downrigths zu entgehen sucht. Ungeachtet das Possenspiel die Carricatur des Drama ist, so haben wir doch einen Charakter, in Garricks Miß, die dem Manne entgegen wächst, der von demselbigen Zeuge, aber weit drüber ist. Es ist der naturalisirte Bobadil, ich meyne den Kapitain Flash. Flash hat eine Absicht bey seiner affektirten Herzhaftigkeit. Er glaubt, Fribble seinen Antagonisten in Furcht zu jagen. Er ist nicht, wie viele Feigherzige, brav aus Furcht. Er scheint brav aus Politik. Bey beiden ist also Verstand, und Verstand ist Natur. Der possenhafte Charakter des Flash verdient also dem komischen Charakter des Bobadil vorgezogen werden. Da ich so viel über diese zwey Hauptcharaktere gesagt habe, so hoffe ich, daß man sie als zureichende Muster der übrigen betrachten wird.

Nach-

Nachdem ich nun die Verschiedenheit in den Charakteren des Shakspear und Ben Johnson beleuchtet habe, so sieht man, daß die ersteren den Stempel der Natur und die letztern den Stempel einer kahlen Nachbildung tragen. Sie sind, um auf ihre Zeiten zu passen, in eben dem Grade unselbstständig geworden, als sie sich von der Schönheit ihrer Urbilder entfernen: der Schleyer des Kunstgriffes ist weggezogen, und Johnson erscheint als der gröbste Plagiar.

In unserm Fortgange durch das Drama werden wir nur zu oft finden, daß das wahre Genie der Grund ist auf den ein litterarischer Plunderer seine Ehre bauet. Manche Schriftsteller, die einen großen Ruhm wegen ihres Erfindungsvermögens haben, werden höchstens nur als leidliche Kleidermacher für Thalien oder Melpomenen erscheinen. Hat das Vorurtheil (nicht der Geschmack) ein vortreffliches Gewand abgelegt, flugs bemächtigen sich diese Herren und Damen der Materialien — da sie nicht im Stande sind, selbst irgend eine von dieser Vortrefflichkeit hervorzubringen, für welche sie, durch Veränderungen und Vermummungen, wo nicht die Ehre, wenigstens den Vortheil von einem neuerfundenen Stücke Arbeit einärnten. Damit sie aber den Diebstahl verheelen, so setzen sie Grobheit an die Stelle der Eleganz, Unverschämtheit für Würde, und Carricatur für Natur. Man muß zugeben, daß viele zufrieden gewesen, sich selbst für nichts anders, als demüthige Flicker jener

theatralischen Musen auszugeben. Sie bringen ein Kleid, bloß mit Veränderungen hervor. *) Andere, die noch weniger Aufrichtigkeit und mehr List besitzen, haben dem einen neuen Namen gegeben, was ihr neumodisch Kleid verdorben hat. Die Namen dieser Flicker oder vielmehr Verderber dramatischer Trachten, werde ich ganz besonders in meiner Vergleichung der alten und neuern Arbeiten **) gedenken.

Doch ich gehe über den Charakter weiter. Die Schriftsteller, indem sie feine niedliche Charaktere aufzustellen suchten, haben ihre Stücke mit Narren, Hasenfüßen, Stuzerchen und Puppen angefüllt. In der That hat einer dieser vorzüglich artigen Autoren (Colley Cibber,) in einer

*) Geht auf die Schriftsteller, welche Stücke der alten dramatischen Dichter wieder hervorziehen, und alter'd oder mit alterations herausgeben. In Deutschland nimmt man lieber die englischen, italiänischen und französischen Stücke und verdeutscht sie nicht nur in Sprache, sondern in Sitten, oft auf eine wunderliche Weise. Alle unsere Theater sind damit überschwemmt, und selten wagt es noch Jemand in einem Originalstücke seine eigne Kraft zu äussern. Vermuthlich würde der Verfasser für sie noch schlimmere Namen, als botchers, pilferers oder spoilers zu erfinden suchen.

**) Ein Werk, das der Verfasser künftig zu liefern verspricht.

einer seiner Komödien, der doppelte Galan, einen wahren Affen eingeführet. Zu seiner Rechtfertigung über diesen ungewöhnlichen Charakter, muß man sagen, daß er noch der natürlichste unter den übrigen in allen seinen Lustspielen ist: denn er thut nichts, als was einem Affen natürlich ist, und die übrigen seiner Charaktere sind entweder zu fein für die Natur, oder zu grob für das was sie darstellen sollen, ich meyne, gute Lebensart. Dieser Fehler muß doch aus einem engen Genie unter dem Zwange des Kleides entsprungen seyn. Seine Seele kann sich nicht über die Gränze der persönlichen Bekanntschaft hinaus verbreiten. Ein allgemeiner Charakter fand sich nicht im Vorrathe seines Verstandes. Seine Charaktere trugen, wie die von Johnson, die Züge des Kleinlichen. Daher finden wir gegenwärtig keine Aehnlichkeit von einem Clodio, oder Foppington. So sind die Verdienste der neuen Schauspieler aufgeopfert worden, indem sie in solchen Rollen, die nie gefallen konnten, weil sie mit der Zeit aus der Mode gekommen, sind auf die Probe gestellt worden. Wann eine Rolle an sich abgeschmackt ist, so wird diese Abgeschmacktheit oft sehr ungerecht dem Mangel des Verdienstes in dem Schauspieler beygemessen. Damit übrigens dieser Schriftsteller den Tadel nicht allein tragen möge, so muß ich sagen, daß es der Fehler beynahe der meisten neuern dramatischen Schriftsteller ist, daß sie für Elegance das, was sie Artigkeit nennen, und Aufschneide-

rey für Würde halten. Unsere Schauspiele liefern uns also, statt ächten Geniegeldes, cursirende schlechte Münze der Zeit; Assembleen, Spieltische, geheime unerwartete Zusammenkünfte, und Maskeraden *) sind die Hauptbeschäftigung, die man für unsere Charaktere ausfündig macht. Dürfen wir uns denn so sehr wundern, wenn die Zuschauer müde werden, das auf dem Theater zu sehen, was ihnen die, nur zu häufige Wiederholung zu Hause schon unschmackhaft gemacht hat? Um das zusammen zu fassen, was ich von Charakteren sagen wollte, so sollen ihre Züge nicht nur immer bleibend, sondern auch allgemein seyn. Sie sollen mit der menschlichen Natur zu allen Zeiten und an allen Orten gleichbürtig seyn. Ein besonderer Thor kann den Zirkel von Zuhörern, die ihn kennen, belustigen; er wird aber nie für die Natur ins Große der eigenthümliche Charakter eines eitlen Mannes seyn. Besondere Charaktere sind bloß für Eine Zeit, für Eine Bekanntschaft gemacht: allgemeine Charaktere für die Welt und die Zukunft. Ein Charakter, der bloß auf Eine Zeit eingeschränkt ist, gleicht einem

*) Man erkläre dieß nicht so, als ob diese Bemerkungen auf einer gewissen Lady Lieblings-Komödie ginge: denn in sehr vielen Stellen bewundere ich ihren Geschmack, ihre Eleganz, und ihren Witz.

nem Meteor, das sich verliert und bloß die Zeit über dauert, so lang es in der Atmosphäre des Beyfalls glänzt. Ein Schriftsteller von einem wahren Charakter ist ein Fixstern, dessen Glanz im Tempel des Ruhms unaufhörlich dauert.

Was die Kunstrichter überhaupt als die Sitten des Drama in Betrachtung gezogen, habe ich bereits in den vorhergehenden Bemerkungen über den Charakter geäußert. (Die Sitten, die ich itzt beleuchten will, sind des Verfassers seine.) Ich gehe daher zu der Manier des Schriftstellers über. —

Schriftsteller haben sich, entweder aus Wahl oder aus Nothwendigkeit, durch einen ihnen eignen Styl oder besondere Manier ausgezeichnet. Ihr erstes Bestreben sollte aber dahin gehen, daß sie durch nichts gegen einander abstächen, als durch ihre allgemeine Vortreflichkeit. Ein jedes besonderes Genie ist nur ein einseitiger Kopist der Natur. Jene gleichen den Bildhauern, deren Figuren bloß durch einen besondern Blick, einen eigenen Zug oder Stellung erkannt werden. Wo die Venus zu drohen, statt anzulocken scheint, da kann man mit Recht schließen, daß der Künstler seine Stärke verkannt hat. Diesen Fehler aber kann noch leicht abgeholfen werden. Denn der Figur braucht bloß ein Schwert gegeben zu werden, um eine trefliche Bellona vorzustellen.

Lee und Rowe, *) sind zwey merkwürdige Beyspiele dieses einseitigen Genies. In dem ersten finden wir mehr Raserey als Verstand — der letzte setzt der Brutalität Weichlichkeit entgegen. Ein Geist, der das Allgemeine umfaßt, würde der Statira die Züge der Sanftmuth, der Furchtsamkeit und Zärtlichkeit, als den Kontrast der Gewaltthätigkeit und der unruhigen Seele der Roxane, gegeben haben. Aber Lee's Statira war zu sehr sein eigen Werk in seinem eignen Charakter, als das sie die Einfalt und Vollkommenheit der Natur haben sollte. Im dritten Auftritte des dritten Aufzugs, hat sie alle die enthusiastische Wildheit einer römischen Heldin. Sie beantwortet die Bitten ihrer Mutter, Sisigambis, auf folgende Art:

»Gefällt es dir, so öffne ich meinem Leben
Den Ausgang, wasche sie **) mit meinem Blute,
Doch martre, bitt' ich dich, nicht meine Seele
Und treibe die verwilderten Gedanken
Nicht ganz zur Raserey. Erschiene jetzt,
Darius edler Geist, und — Mutter! du
Ständst

*) Vielleicht glaubt man, daß diese Schriftsteller nicht in einen Versuch über die Komödie gehören. Aber, wenn diese Besonderheit sich bey tragischen so wohl als bey komischen Schriftstellern äußert, so werden ihre Namen wohl zu einer Erläuterung dienen können.

**) Sie meynt die Füße der Sisigambis.

Ständst hier und bätst: des Todes würd' ich sterben
Und mein Gelübde halten.«

Die charakteristische Sanftmuth des Rowe hat, wenn ich mich so ausdrücken darf, viele seiner Charaktere entmannet. Seine Trauerspiele haben hierin eine auffallende Aehnlichkeit mit den Italiänischen Opern. Die unnatürliche Zärtlichkeit der Jane Shore, machet ihn weibischer, als seine mißgehandelte Braut. Die übertriebene Gnade des Tamerlan ziemt weder dem Krieger noch dem Mann. Und das verliebte Gewinsel des Alkamon zwingt uns mehr, ihn zu verachten, statt das der Autor uns für ihn zum Mitleid bewegen wollte.

Um eine Mannichfaltigkeit von Vorfällen zu erzeugen, hat man das Interesse mancher schönen Scene zerstöret. Sobald man die Leidenschaften in Bewegung gesetzt hat, muß kein fremder Vorfall die Empfindungen unterbrechen: denn sie sind die besten Sachwalter des theatralischen Verdienstes. Sie kann man für den Probierstein des Drama ansehen. Werden sie nicht in das Interesse gezogen, so ist es ein Beweis von des Verfassers eigner Schläfrigkeit. Ein Schriftsteller von Gefühl besitzt diese Elektricität des Genies, die die Empfindsamkeit alles dessen aufbeut, was in seinem Bezirke von Handlung liegt. Eine gesuchte Witzeley und ein Mischmasch von Zufällen, ist bloß das Hülfs-

mittel eines kalten trägen Kopfes: Er denkt uns durch unverdaute Mannichfaltigkeit zu gefallen, da er uns nur durch Natur gefallen kann: und statt daß wir einen Geschmack daran finden sollten, so verderben uns seine Cruditäten nur den Appetit. Das ist der ganze Vortheil solcher fremden Vorfälle. Ich nenne aber diejenigen so, die nicht die mindeste natürliche Verbindung mit den Charakteren haben, die itzt den Schauplatz einnehmen. Vorfälle müssen aus den Leidenschaften selbst entstehen. Ein Schriftsteller von Geschmack, Witz und Gefühl wird allezeit den zufälligen Umstand, der aus der Leidenschaft, der zufälligen Leidenschaft, die aus dem Umstande entspringt, vorziehen. Wenn Vorfälle offenbar der Kunst mehr als der Natur ihr Daseyn verdanken, so wird die Absicht des Schauspiels verkehrt. Das Laster soll seine Strafe, die Thorheit ihre Lächerlichkeit und die Tugend ihre Belohnung nach sich ziehen. Der Redner verliert in dem Augenblicke seine Kraft, so bald wir seine Kunst entdecken. Das Drama verliert seine Wirkung, so bald die Zuhörer die fremde und erzwungene Hülfe der Künsteley gewahr werden.

Die Einheiten sind die Quelle vieles Streites unter den Kunstrichtern und der Nutzen davon ist in Verhältnisse dieses Streites sehr geringe gewesen. Denn die dramatischen Schriftsteller — ganz vorzüglich aber die unsrigen, reden von der Nothwendigkeit dieses Gesetzes mit der größ-

ten

ten Verachtung und Geringschätzung. Statt, daß sich bey diesen die Charaktere vereinigen sollten, eine Haupthandlung zu befördern oder zu hindern, so verfolgt jeder von ihnen bloß seine eigne Angelegenheit. Unsere Kunst besteht darinne, daß wir die größte aller Schwürigkeiten zu überwinden suchen, nämlich daß die spielenden Personen im letzten Auftritte des Stücks alle zusammenkommen und in einer Reihe da stehen. Was Zeit und Ort anbetrift — diese werde ohne Umstände verändert — obgleich nicht mit der scheinbaren Schicklichkeit, als in der Pantomine. Denn da erscheint doch Harlekin, als Zauberer, dessen hölzernen Schwerte die Vernunft schon lange seine Kraft versagt hat. Obgleich eine so muthwillige Uebertretung der Einheiten durchaus zu verwerfen ist, so wird man doch eine furchtsame Anhänglichkeit daran keinesweges empfehlen; hauptsächlich die Einheit des Orts. Wenn die Aufzüge eine Pause erfordern, so kann, zur Erholung des Auges und zur Freyheit der Erfindung, der Platz ohne Zweifel verändert werden; doch versteht sich, daß die Entfernung in dem Umfange des Zwischenraums liegt. So weit als man annehmen kann, daß die Personen in der Zwischenzeit zu kommen vermögend sind, so weit — und weiter nicht kann die Scene entfernt werden. Außerdem wird die Veränderung so abgeschmackt scheinen, als wenn sie in der Mitte eines Akts vorkäme. Was die Länge der Zeit anbetrift, so ist die, welche auf die Zeit der

Vorstellung eingeschränkt ist, freylich die schicklichste. Doch findet zwischen der Einheit des Ortes und der Zeit eine wesentliche Verschiedenheit statt. Die Unschicklichkeit, die Einheit des Platzes zu zerstören, ist weit größer als bey der Einheit der Zeit: denn der Wechsel des Ortes ist das Objekt des ersten unsrer Sinne — ich meyne des Gesichts: die Länge der Zeit aber wirkt sehr schwach auf unser Nachdenken. Man sieht daher leicht ein, daß die Veränderung des Ortes auf die Zwischenräume des Stücks sollte eingeschränkt seyn. Die Länge der Zeit aber kann sich so weit über die Vorstellung hinaus erstrecken, als sie durch eine zu große Albernheit nicht unsern Verstand beleidiget. Eine Zeit von zwölf Stunden wird am wenigsten abgeschmackt scheinen. Eine vorübergehende Nacht, wo man annimmt, daß sich die Personen müssen zur Ruhe begeben haben, muß in jedem Sinne des Schicklichen unserer Besonnenheit ein ungeheurer Betrug scheinen.

Obschon die Einbildungskraft sehr geneigt ist, alle Anstrengungen des Genies zu begünstigen, so wird sie doch, wenn diese zu ausschweifend über seine Kräfte hinausgehen, selbst wider diese Mängel als Zeugin auftreten, die sie sonst am ersten geschickt seyn würde in Schutz zu nehmen. Das Genie, wenn es mit der Einbildungskraft Anderer spielen will, sollte seine eignen Sprünge doch auf die Gränzen des Anständigen einschränken. Ein Schriftsteller muß nie

nur der Seele seines Lesers oder Zuhörers Gewalt anthun wollen. Die Vernunft kann man einschläfern, man muß sie aber nicht bis zur Leichtgläubigkeit verwirren wollen. Es ist eine Art von Bravade, wenn man mit Etwas, das dem gemeinen Menschenverstande widerspricht, Beyfall erwerben will. Einem Schriftsteller ist der Mangel am Verstande eher zu verzeihen, als wenn er Anderer ihren mißbrauchen will. Mit dem ersten können wir Mitleid haben, den letzten aber müssen wir verdammen. Dem kleinfügigen Verdienste, wie man bisweilen bemerkt, ist es oft besser, als einem weit treflichern Kopfe gelungen, weil es sich wegen seiner excentrischen Schwärmerey nicht auf die kalte Formalität der Vernunft einschränken kann. Daher ist es noch einmal gewiß, daß das Talent oft mehr aus Ueberfluß, als aus Mangel, des rechten Weges verfehlt. Diese Regeln sind daher nicht gegeben, den Schwachen zu leiten, sondern den Kraftvollen zurück zu halten. Unvermögen überschreitet nicht leicht die Gränzen der Ordnung: denn man findet es immer zu schwach seine Linien zu erreichen.

II.

Horazens Briefe, aus dem Lateinischen übersetzt und mit historischen Einleitungen und andern nöthigen Erläuterungen versehen von C. M. Wieland. Zwey Theile. Dessau, zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten. 1782.

Obgleich der Recensent überzeugt ist, daß der Einfluß der übersetzten alten Schriftsteller auf den Geschmack des Publikums nicht so groß seyn kann, als man ihn uns neulich ausgab, und daß ein Mann, der die Alten vortreflich übersetzt, besser thut, wenn er seine Zeit zu eignen vortreflichen Werken anwendet, so wär es doch unbillig, Jemand darum zu tadeln, wann er eine solche Arbeit unternahm. Einen Dichter kann nur ein Dichter, einen Redner und Geschichtschreiber nur ein vortreflicher prosaischer Schriftsteller übersetzen. Wer nicht schon durch eigne Schriften seine Ansprüche an Witz, Laune, Geschmack und poetisches Talent bewiesen und die Sprache mit allen ihren Feinheiten in seine Gewalt bekommen hat, muß sich an keinen alten Dichter wagen: er thut sonst verlorne Arbeit. Wenn es aber ein Schriftsteller, von dem wir eigne schäzbare Werke zu lesen gewohnt sind, der Mühe werth hält, sich als Uebersetzer der Alten zu zeigen, so wird er es auch nicht unbillig finden, daß

daß wir in unsern Foderungen an ihn desto strenger und unerbittlicher sind, je mehr wir von ihm erwarten dürfen: wir sind alsdann schon unwillig, wenn wir es fühlen, daß es Uebersetzung ist, und wenn wir nicht zuweilen in die angenehme Täuschung versetzt werden, daß der alte Autor selbst im Deutschen so geschrieben haben möchte.

Zum Gebrauche der Schulen und zur Hülfe für Anfänger im Lateinischen hat H. Wieland nicht übersetzen wollen: das ist leicht zu vermuthen. Er arbeitete zunächst für Leser von Geschmack, die der alten Sprache nicht sehr mächtig oder ganz unkundig sind, und dann auch für solche, die zwar das Original ganz verstehn, aber doch gern seine Schönheiten auch in einer andern Sprache genießen, um sich das Vergnügen der Vergleichung zu verschaffen. Für die Ersten hat er lange und kurze Anmerkungen unter und hinter den Text der Uebersezung und weitläuftige Einleitungen davor gesezt: alle drey Arten von Erläuterungen machen zusammen einen Kommentar aus, worinne das Vernünftige aus den bisherigen Auslegern des Horaz benutzt, viele eigene Gedanken, Vermuthungen und Auslegungen hinzugethan sind: daß man ihn lieber liest, als die trockenen Anmerkungen der Wortkritiker, die am Texte des Originals schneiden und sengen, und ihm oft Wunden machen, indem sie eine heilen wollen, das versteht sich von selbst. Die Anmerkungen unter und hinter der Uebersezung betreffen den Sinn des Dichters,

erläutern historische und mythologische Anspielungen, entwickeln den Gedanken des Originals von der poetischen oder philosophischen Seite: die Einleitungen enthalten meistens den Charakter des Mannes, an welchen der Brief gerichtet ist, Horazens Verhältniß gegen ihn, die Veranlassung und Absicht des Briefs und Urtheile über den Ton und die Manier, die darinne herrscht. So wohl den Anmerkungen als Einleitungen, besonders den lezten, kann man nicht ohne Grund eine gewisse Weitschweifigkeit zur Last legen, die zuweilen ermüdet und fast ungeduldig macht: sie entsteht vorzüglich daher, daß der Verf. oft mitten in seine Erklärungen, Erläuterungen und Erzählungen Einfälle einschiebt, die zwar an sich nicht übel, aber hier am unrechten Orte sind: es ist, als wenn man einem Menschen, der emsig nach einem gewissen Ziele läuft, beständig etwas in den Weg wirft, das er nicht gern zertreten will: er muß also unaufhörlich ausweichen. Wir wollen von den Uebersetzungen, den Noten und Einleitungen Proben geben, und sie mit Anmerkungen und Urtheilen begleiten.

Daß der grammatische Sinn des Originals allemal richtig ausgedrückt ist, daran läßt sich nicht zweifeln, aber vielleicht mehr, ob der poetische allemal getroffen, und der deutsche Ausdruck ganz adäquat, weder zu erhaben, noch zu niedrig, weder zu ernsthaft, noch zu komisch, nicht am unrechten Orte launig ist, kurz, ob der Uebersetzer allemal den Ton des Originals

ge-

getroffen hat. Wir übergehen gern alle Stellen, wo die Kürze oder das Eigenthümliche der lateinischen Sprache es unmöglich macht, das Original ganz und vollkommen wieder zu geben: man muß sich alsdann mit Umschreibungen oder einem Ausdrucke begnügen, der die Sache so, so ausdrückt, und seine Zuflucht zu einer Note nehmen: für die meisten, wo nicht alle Leser, die in der Originalsprache nicht bis zu einem hohen Grade bekannt sind, gehen solche Stellen ganz verloren; denn wer kann Anspielungen auf Dinge belachen, die er nicht kennt und erst aus einer Beschreibung lernt? Das Lächerliche in der Zusammenstellung solcher Ideen verschwindet ihm. Am besten ist es alsdann in der Uebersezung den lateinischen Ausdruck beyzubehalten, als einen deutschen zu wählen, der die Sache nur halb sagt; denn es thut weniger Schaden, wenn man ein Wort hört, wobey man gar nichts denkt, als eins, wobey man eine falsche Idee hat.

B. 1. Br. 10. (S. 165.)

Wie jener Knecht, der aus des Priesters Haus
Entlief, verbitt' ich mir die ewigen Honigfladen:
Ich brauche gutes hausgebacknes Brod,
Das baß mir schmeckt als alle eure Kuchen.

Vtque sacerdotis fugitiuus, *liba* recuso,
Pane egeo, jam mellitis potiore placentis.

Liba waren keine Fladen, das heißt, nicht Brod, mit Honig bestrichen, wie man Butterfladen statt Butterschnitten an einigen Orten sagt,

sagt, sondern eine Mischung aus Honig und Mehl, Mehl mit Honig, wie bey uns mit Milch, eingemengt: es mußte daher desto abscheulicher schmecken, und einen Sklaven, der alle Tage nichts als eine so ekelhaft süße Muß speisen soll, desto eher auf den verzweifelten Entschluß bringen, davon zu laufen. Honigbrod führte vielleicht weniger fehl und brächte den modernen Leser eher auf die Hauptidee der Vergleichung, nämlich daß die Vergnügen der Stadt so einförmig und ekelhaft süß sind wie Honigbrod, das man alle Tage essen soll.

S. 167. — Unser Geld, wenn Wir
Nicht seiner Meister sind, wird's über uns,
Und zieht den Strick, woran's *) gezogen werden sollte
(pecunia) tortum digna sequi potius quam ducere funem.

Wär' es vielleicht nicht deutlicher und passender?

Und führt uns an dem Strick, woran wirs führen sollten.

S. 138. wird das lateinische designator unnöthiger Weise beybehalten, da doch der Leichen-

*) Es ist wohl ein Druckfehler, daß hier steht »woraus«, das keinen Sinn giebt: Vermuthlich soll es heißen »woran's«, wiewohl diese Ellipse äußerst hart ist und die Stelle zu sehr dem gemeinen Tone der Unterredung nähert.

chenbesorger mit seinen schwarzen Liktoren das Drollichte des Horazischen Ausdrucks besser empfinden ließ als der Designator mit seinen schwarzen Amtstrabanten; lictor ist die eigenthümliche Benennung einer Sache, die unter uns nicht existirt, designator nur ein allgemeines Wort für etwas, das wir auch haben.

Um besonders jungen Dichtern zu nützen, wollen wir, anstatt diese einzelen Anmerkungen fortzusetzen, einige Hauptstellen nach der Länge ausheben und sie in Rücksicht auf Versifikation und Ausdruck beurtheilen: dieses scheint desto nöthiger und heilsamer, da sich nicht läugnen läßt, daß der Verf. durch sein Beyspiel manchen jungen Schriftsteller zu großen Nachläßigkeiten in jenen beiden Stücken verleitet hat. Wir haben desto mehr Recht, jeden kleinen Fehler zu bemerken, da er selbst in der Einleitung zu dem Briefe an die Pisonen so strenge Grundsätze hierüber äußert.

1 Br. an den Mäcen.

Du, dem mein erstes Lied gewidmet war *)
Und nun auch meiner Muse letzte Frucht gebühret,
Warum, Mäcen, mich, den man lange schon
Genug gesehn und fernern Diensts entlassen,
Von neuem zu dem alten Spiel zurück
Zu nöthigen?

Die

*) Prima dicte mihi, summa dicende Camoena
Spectatum satis et donatum jam rude, quaeris,
Maecenas, iterum antiquo me includere ludo.

Die beiden ersten Verse sind schleppend und matt, der Gegensatz prima-summa, dicte-dicende, der im Originale so rythmisch gestellt ist, hat seine Kraft ganz verloren, weil er durch zwey Verse hindurchgedehnt ist und in beiden Sätzen nicht dasselbe Zeitwort gebraucht wird (dicte-dicende, gewidmet war, die Frucht gebührt.)

„Den man lange schon genug gesehn" — Im Originale steht blos spectatum *satis*, aber nicht daß man ihn schon lange genug gesehn hat: so sehr setzt sich Horaz nicht herab, daß er sich für einen poetischen Emeritus erklärt, der schon lange genug gedichtet hat und also schon längst hätte aufhören sollen. Die Demüthigung verliert durch diese eingeschobene Idee ihre Feinheit.

„Den man fernern Diensts entlassen" — fernern, ist ein hartes unangenehmes Wort, die Auslassung des Hülfsverbum (hat) beleidigt Sprachlehre und Deutlichkeit, und rückt man es ein, wie es die Grammatik verlangt, so macht es die Rede matt: das Imperfektum (sah — entließ) macht sie kürzer und folglich auch eindringender.

„Warum mich zu nöthigen" — ist ein unerträglicher Gallicismus, desto unerträglicher, weil er ganz wider die Analogie der Sprache ist und sich daher nicht verstehn läßt, wenn man ihn nicht vorher in Gedanken ins Französische übersetzt.

— Ich

— Ich bin an Jahren und
An Sinnesart nicht mehr der Vorige
Non eadem est aetas, non eadem mens.

Wie leicht, wie schmeichelnd im Originale! wie schwerfällig, wie kalt in der Uebersezung! Warum das altfränkische Sinnesart, statt Denkungsart, das ungleich edler ist und das nämliche sagt?

Vejanius, um nicht so oft am Ziel *)
Des Fechterplans dem Volk um seine Freiheit
Von neuem flehn zu müssen, hing sein Schwert
An Herkuls Pfosten auf und steckt vergraben
In seinem Meyerhof.

Es ist unbegreiflich, warum der Verf. hier die Stellung der Ideen verändert und einen Saz eingeschoben hat, den Horaz hinten drein folgen läßt: es wird dadurch der Stelle alle Leichtigkeit benommen und der Stil unnöthiger Weise schleppend und verworren gemacht. „Dem Volk um Freiheit flehn" ist undeutsch: flehn, regiert den Accusatif, (ich flehe das Volk um meine Freiheit an) es mit dem Dative zu sezen, ist ein Provinzialfehler.

Auch mir, Mäcen, **)
Raunt oft ich weis nicht welche Stimm' ins Ohr:

 Sey

*) Vejanius, armis
Herculis ad postem fixis, latet abditus agro,
Ne populum extrema toties exoret arena.

**) Est mihi, purgatum crebro qui personet aurem:
„Solve

Sey klug und spann den alten Klepper noch
In Zeiten aus, bevor er auf der Bahn,
Wo einst der Sieg ihn krönte, lahm und keuchend
Nicht weiter kann und zum Gelächter wird.

Ungleich besser und leichter als das vorhergehende! Nur scheint „Klepper" für equum ein zu herabsetzendes Wort zu seyn: Horaz demüthigt sich nicht so sehr, daß er sein poetisches Talent für so abgenuzt hält wie einen alten Klepper, sondern braucht das edelste Wort seiner Sprache. — Man sagt wohl nicht, in Zeiten, sondern, beyzeiten. — Mature gehört wahrscheinlich zu Sanus und nicht zu Solve; und ich weis nicht, ob es Einbildung ist, daß mir der Gedanke alsdann kräftiger zu seyn scheint. — Sey zeitig klug und spanne dein bejahrtes Roß aus u. s. w.

Gehorsam dieser Warnung hab' ich nun *)
Der Verse mich und alles andern Spielwerks
Entschlagen, und, was Wahr und Schön, beschäftigt
Mich ganz und gar; ich leb und webe drinn,
Bemüht

„Solve senescentem mature sanus equum, ne
„Peccat ad extremum ridendus et ilia ducat.

*) Nunc itaque et versus et cetera ludicra pono;
Quid verum atque decens, curo et rogo et omnis in hoc sum:
Condo et compono, quae mox depromere possim.

Bemüht mir einen Vorrath einzusammeln,
Wovon ich bald im Winter zehren könne.

Weniger glücklich! Es ist zu gedehnt für die leichte kurze gedrungene Sprache des Horaz: jeder Vers ist bey ihm ein abgesonderter Satz, der durch kein Verbindungswort mit dem andern zusammengebunden ist, das er wie an einem Bande hinter drein schleppt. — Was Wahr und Schön, statt „was wahr und schön ist," beleidigt die Regeln der deutschen Grammatik. — Beschäftigt mich ganz und gar, ist matt gegen curo et rogo: Horaz forscht, sucht, was wahr und gut ist: decens ist, was wir itzt in einer andern Rücksicht moralisch gut nennen, das [illegible], das wir nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche unter Schön nicht verstehen. — Mox, bedeutet hier und an vielen Stellen des Horaz und anderer Schriftsteller schlechthin, „künftig," ohne die nähere Bestimmung, daß es bald geschehen soll. „Ich sammle Vorrath für die Zukunft ein," weiter will er nichts sagen.

Fragst du, in welche von den Weisheitsschulen *)
Athens ich eingeschrieben sey — so wisse,
In Keine. Frey und ohne auf die Worte
Von einem Meister, wer er sey, zu schwören

*) Ac ne forte roges, quo me duce, quo Lare tuter!
Nullius addictus jurare in verba magistri,
Quo

Bin ich, wie einer, der zu Wasser reist,
Bald hier bald da, wohin der Wind mich wirft.
Bald, lauter Thatkraft, treib ich in den Wogen
Des thätigen weltbürgerlichen Lebens,
Und strenge Tugend, die kein Haarbreit weicht
Von Recht und Pflicht, ist meine große Göttin;
Bald sink' ich unvermerkt in Aristipps
Sistem zurück, und, statt mich selbst den Dingen
Zu unterwerfen, seh ich, wie ichs mache
Sie unter mich zu kriegen.

Das ist nicht Horaz, der deutsch spricht, sondern eine Paraphrase in Ruäus Manier; Ueberhaupt ist dieser ganze Brief mislungen, viel zu weitschweifig, schleppend und voll niedriger Ausdrücke, wo Horaz edle braucht, ungefähr von dem Schlage wie dieser — „ich sehe, wie ichs mache, die Dinge unter mich zu kriegen.“ — Civiles undae sind gerade das Gegentheil vom Weltbürgerlichen Leben; und die Thatkraft erweckt einige lächerliche Ideen, die man sich ungern bey Horazen denkt. Wir suchen einen andern, der besser übersetzt ist und also mehr Vergnügen macht: es sey der siebente im ersten Buche. S. 132.

Fünf

Quo me cunque cogit tempestas, deferor hospes!
Nunc agilis fio et mersor civilibus undis,
Virtutis verae custos rigidusque satelles;
Nunc in Aristippi fortim praecepta relabor,
Et mihi res, non me rebus, subiungere conor.

Fünf Tage nur, Mäcen, versprach ich dir *)
Auf meinem Gütchen frische Luft zu schöpfen,
Nun läßt den ganzen Erntemonat durch
Der lügenhafte Mensch vergebens sich erwarten!

Immer noch zu wortreich, aber doch in weit besserem Tone!

Und gleichwohl, wenn du gerne mich gesund **)
Und guten Muthes sehen willst, wirst du schon
Die Nachsicht, die du mit dem Kranken trugest,
Dem Krank zu werden Fürchtenden so lange
Zu Statten kommen lassen, als die Hitze
Die erste Feige reifet und der Designator (Leichenbesorger)
Mit seinem Zug von schwarzen Amtstrabanten
In Rom die große Rolle — die Zeit,
Wo jeder Vater, jedes Mütterchen
Für seine Kinder zittert, und die eifrige
Geflissenheit, Patronen und Klienten
Genug zu thun, von bösen Gallenfiebern
Begleitet wird und Testamente öfnet.

*) Quinque dies tibi pollicitus me rure futurum,
Sextilem totum mendax desideror.

**) atqui
Si me vivere vis sanum beneque valentem,
Quam mihi das aegro, dabis aegrotare valenti,
Maecenas, veniam, dum ficus prima calorque
Designatorem decorat lictoribus atris;
Dum pueris omnis pater et matercula pallet,
Officiosaque sedulitas et opella forensis
Adducit febres et testamenta resignat.

Die Leser schütteln den Kopf? — Nur Geduld! Man muß freilich ein wenig waden, um durch diese Stelle durchzukommen, aber der Weg wird gleich trocken und eben.

Und kaum ist diese schwülste Zeit vorüber?
So weißt du, geht für deinem armen Dichter
Schon eine andre an.

„Wo steht das im Horaz?“ — Nirgends, das ist wahr: es ist nur aus Liebe zur Deutlichkeit eingeschoben: man könnte sogar behaupten, daß es nicht den wahren Zusammenhang der Horazischen Gedanken ausdrückt, den Gang der Ideen matt macht und also nicht blos überflüssig, sondern auch schädlich und falsch ist. Horaz sagt blos, wenn mans in planem deutsch ausdrücken will: „Ich versprach dir, nur fünf Tage auf dem Lande zu bleiben, und doch bin ich den ganzen Erntemonat nicht zu dir nach Rom gekommen: so lange die große Hitze dauert, mußt du mir noch nachsehn: ist diese vorüber, so kommt der Winter, und ich muß alsdann in die wärmern Gegenden des Meeres ziehn: da kann ich gleichfalls nicht nach Rom kommen; aber so bald es Frühling wird, dann bin ich gewiß dort.“

Denn wie der erste Frost *)
Albaniens Gefilde übertüncht:

So

*) Quodsi bruma nives Albanis illinet agris,
Ad mare descendet vates tuus et sibi parcet
Contractusque leget.

So muß er sich aus seinen kalten Bergen
Zum wärmern Meere ziehn und taugt nun sonst
Zu nichts als sich zu schonen und zusammen-
Geschrumpft, die langen Nächte sich mit Lesen
Zu kürzen.

„Zusammengeschrumpft?“ — Contractus heißt freilich wohl, was wir eingezogen nennen, wenn man nicht ausgeht, sondern beständig in seiner Stube steckt: es ist freilich wohl ein sonderbarer Gedanke, wenn man sich Horazen als zusammengeschrumpft vorstellt: aber Kleinigkeit! Nur weiter!

Aber mit dem ersten milden Lüftchen, *)
Der ersten Schwalbe kommt er, süßer Freund,
Wenn du's erlaubst, dich wieder zu besuchen.

Nun sind wir auf dem ebenen Wege — bis auf den süßen Freund, der im deutschen für einen Menschen, wenn er nicht mit seinem Mädchen spricht, ein wenig zu süß ist, klingt das ziemlich Horazisch, man müßte denn glauben, daß Horaz im deutschen nicht so pleonastisch gesagt hätte, „kommt er, dich wieder zu besuchen,“ sondern „besucht er dich.“

Du hast mich nicht so reich gemacht, wie mein
Kalabrier den Gast von seinen Birnen
Zu essen nöthigt. — „Lang Er zu, Herr Nachbar!“ —
Ich habe satt. — „So steck' Er immer ein,

*) te, dulcis amice, revises
Cum Zephyris, si concedas, et hirundine prima.

So viel er will.“ — Ich danke schönstens. — „J!
So nehm Er doch! Er kanns ja seinen Kleinen
Zum Gruß nach Hause bringen.“ — Sehr verbunden!
Es soll so seyn als ob ich schwer beladen
Davon gegangen wäre. — „Wie's beliebt!
Uns spart Er nichts, es bleibt nur für die Schweine.“

Non quo more pyris vesci Calaber iubet hospes;
Tu me fecisti locupletem. — „Vescere sodes!“ —
Iam satis est. — „At tu, quantum vis, tolle.“ — Benigne! —
„Non invisa feres pueris munuscula parvis.“ —
Tam teneor dono, quam si dimittar onustus. —
„Vt libet; haec porcis hodie concedenda relinques.“

So könnte Horaz gesprochen haben, allein man wird neugierig, wenn mans liest, warum der Uebersetzer ihn den Kalabrischen Bauer meinen Kalabrier nennen läßt: Calaber hospes heißt doch wohl weiter nichts als, jener Kalabrier: in der Anmerkung S. 141 rechtfertigt er stillschweigend dieses „mein“ dadurch, daß er annimmt, die Geschichte, wenigstens ein ähnliches Beispiel von dieser Höflichkeit sey Horazen selbst begegnet. Das ist sehr unnöthig: es scheint ein Geschichtchen zu seyn, das damals in Gesellschaften herumlief, wie itzt die pommerschen, schildbürgischen, Schaffhausischen und andere. In den Hauptstädten belustigt man sich allemal auf Unkosten der Provinzen und erdich-

dichtet sehr abentheuerliches Zeug, besonders von ihrer Lebensart und ihren Sitten: so mochte es unter andern auch Kalabrien in Rom gehn. Dieß wird noch wahrscheinlicher, weil er schlechthin Calaber hospes *jubet* sagt. Von einer bekannten, durchgängig gewöhnlichen Sache spricht man gern in der gegenwärtigen Zeit. — Auch weiß man nicht, warum der Kalabrier seinen Gast „Herr Nachbar!" nennt: im wörtlichen Verstande muß ers wohl nicht thun: denn alsdann wär es so seltsam eben nicht, wenn ein Bauer den andern so offenherzig komplimentirte: je weniger der Mann mit dem Gaste vertraulich spricht, und je weniger dieser zu seines Gleichen gehört, desto drollicher wird die Höflichkeit. Einen Fremden Herr Nachbar zu nennen, ist unter den Bauern wenigstens in den Gegenden nicht üblich, die dem Rec. bekannt sind.

S. 241.

Der edle Marcius Philippus war
Bekanntlich einer der beredtesten
Und Rechtsgelehrtsten Männer seiner Zeit.
Einst da er um die achte Stunde, von Geschäften
Nach Hause ging und als ein ziemlich schon
Bejahrter Mann, den Weg vom großen Markte
Nach seinem Hause zu Carinä, sehr
Beschwerlich fand — erblickt er, sagt man, einen
Gewissen Glattgeschornen, der in eines leeren
Barbierschopfs Schatten sehr gelassen sich
Mit einem Messerchen die Nägel stutzte.

Strenuus et fortis causisque Philippus agendis
Clarus, ab officiis octavam circiter horam
Dum redit, atque foro nimium distare Carinas
Iam grandis natu queritur, conspexit, ut aiunt etc.

In der Uebersetzung wird der Umstand, daß Philippus ein beredter rechtsgelehrter Mann war, als eine Sache erzählt, die einen Theil der Geschäfte ausmacht, ob sie gleich nur ein Nebenumstand ist, den Horaz einschiebt, um den Philippus genauer zu bezeichnen und von andern Philippen zu unterscheiden. „Philippus, der berühmte Rechtsgelehrte, der auch als ein braver rechtschaffener Mann bekannt ist, ging vom Markte u. s. w.“ nur dieß will er sagen. Der gute Ton der Erzählung ist es nicht. — Adrasum quendam, das ein gewisser Glattgeschorner übersetzt wird, heißt wohl ein Mensch, der zum Theil geschoren ist, zum Theil nicht: die Silbe ad hat in der Zusammensetzung mit manchen Zeitwörtern, (adductus) däucht mir, die Bedeutung, wie bey uns an, wenn wir sagen, „das Wild ist angeschossen.“ Ich stelle mir vor, daß der Müßiggänger vor der Bude des Barbiers saß, sich eben von ihm den Kopf scheren ließ und sich dabey die Nägel putzte; weil der Barbier noch über der Arbeit war, so war der Kopf nur angeschoren, wenn ich so sagen darf, semirasus. An eine städtische Eleganz ist wohl hier nicht zu gedenken, da der Mann nicht von Distinktion war. — Vacua umbra ist

ist wahrscheinlich beynah in dem Sinne zu nehmen, wie vacuum Tarentum, im stillen, einsamen, oder müßigen Schatten: nach meiner Meynung müßte man also übersetzen — „er sah einen Mann halbgeschoren im müßigen Schatten einer Barbierbude sitzen und sich gemächlich mit einem Messerchen seine selbsteignen Nägel putzen.“ *Proprios* (ungues) ist wahrscheinlich ein humoristischer Ausdruck, ungefähr so als wenn wir sagen, „er putzte sich seine werthen, seine selbsteignen Nägel,“ oder etwas ähnliches.

Ach, spricht Philipp zum Sklaven, der ihm folgt,
Und der in seines Herren *) Laune sich nicht übel
Zu schicken wußte, geh, Demmetrius, frag'
Und bringe mir die Antwort, wer er sey? (ist)
Was für ein Landsmann? Welchen Standes? Wie
Sein Vater heiße (heißt) oder sein Patron?
Der Diener geht und bringt die Nachricht: Mena
Vultejus nenn' er sich, sey seines Zeichens
Ein Mäckler, (praeconem?) steure wenig, (exiguum censum?) übrigens
Ein wohlbekannter unbescholtner Mann,
Betriebsam wo was zu verdienen sey,
Um sich dafür in müßigen Stunden wieder

Mit

*) Herren ist wider die Sprachlehre: der Genitif in Singular (domini) heißt des Herrn, der Genitif im Plural (dominorum) der Herren.

Mit frohen Brüdern seines Sinns und Standes
Am kleinen Heerde was zu lieb zu thun;
Versäume nebenher nicht leicht ein Schauspiel
Und finde, Abends nach geendigten
Geschäften, richtig sich im Campus ein. —
»Das alles muß ich von ihm selber hören:
»Sag ihm, er soll zum Essen zu mir kommen.« —
Mein Mena stutzt, wie er den Antrag hört;
Das kann nicht Ernst seyn, denkt er, da muß was
Dahinter stecken — kurz, der Mann bedankt sich
Und schleicht davon.

Mirari secum tacitus, quid multa? „Benigne," Respondet. Daß er davon schleicht, davon steht nichts im Originale: auch ist es unnöthig. Diese letzte Stelle hat an Kürze und Eleganz verloren.

»Er will nicht kommen! sagst du?« —
Nicht anders, aus zu wenig oder aus
Zu viel Respekt beharrt der Schuft dabey,
Er komme nicht. — Den nächsten Morgen trift
Philippus seinen Mann bey einem Völkchen
In Leinenkitteln *) an, der ihnen Trödel
Verkauft — geht auf ihn zu und grüßt ihn
(Salvere jubet *prior*) Jener
Entschuldigt sich aufs beste, daß er gestern
Nicht aufgewartet — sey verdingt gewesen —
Und bitte um Verzeihung, daß er ihn nicht gleich
Gewahr geworden. — »Soll ich dir
Verzeihn, so ists auf die Bedingung, daß du heute
Mein

*) Bauern.

Mein Gast zu seyn versprechest.« (versprichst) —
Auf (zu) Befehl! —
»So komm nach Neun, indessen mache deine
Geschäft' und Glück zu einem guten Zug.
Mein Mena stellt sich ein, schwatzt was sich schickt
Und nicht schickt, läßt sichs treflich wohl belieben
Und wird zuletzt mit schwerem Haupt zu Bette
Gebracht. Von nun an schien der Fisch von selbst
Dem unsichtbaren Hamen zuzuschwimmen.
Vultej, der als Klient sich alle Morgen
Im Vorgemach und jeden Abend richtig
Bey Tafel einfand, kriegt zuletzt aus Anlaß
Der nächsten Ferien Befehle, *) den Patron
Auf seine Güter zu begleiten. **) Außer sich
Von Wohlbehagen rollt im offnen Wagen
Mein Mann, dem hohen Freunde gegen über
Daher und kann nicht sattsam Worte finden,
Die große Schönheit des Sabinischen Himmels
Und Landes anzupreißen.

Anderthalb Verse in vier ganze und zwey halbe zu verwandeln, das ist zu viel, besonders da sie Umstände enthalten, wodurch die Erzählung nicht verschönert, sondern nur gedehnt wird. Die Zwey Reime in Einem Verse, Wohlbehagen — Wagen, thun eine widrige Wirkung.

Mar-

*) kriegt Befehle ist zu steif gegen das Familiäre ire jubetur.

**) Impositus mannis, arvum coelumque sabinum
Non cessat laudare.

Marcius,
Der ihm ins Herz sieht und bey Laune ist
Sich zu belustigen, oder auch vielleicht
Mit guter Art des Menschen los zu werden *)
Indem er ihm dreyhundert Thaler schenkt
Und noch dreyhundert anzuleihn verspricht,
Beredet ihn, ein Gütchen sich zu kaufen.
Der Kauf wird richtig und (um nicht zu lange
Dich aufzuziehn **) der schmucke Städter wird
Ein Bauer, klappert ***) nun von nichts als Aeckern
Und Rebeland, setzt Blumen, sät und pflanzt,
Berechnet stündlich Einnahm und Gewinn,
Und wird vor Hunger immer mehr zu haben,
In kurzer Frist blaß, hager, alt und grau.
Allein wie erst die Unglücksfälle kommen,
Auf die er nicht gerechnet, seine Schafe
Gestolen werden, seine Ziegen sterben,
Die Ernte fehlt, sein Ochs am Pfluge fällt:
Schwingt mitten in der Nacht mein Mena sich
In voller Wuth auf seinen dürren Klepper
Und spornenstreichs dem Konsular vors Haus.
Ey, ey, spricht dieser, da er ihn so schmutzig
Und ungeschoren sieht, du thust der Sache

Viel

*) Et sibi dum requiem, dum risus undique quaerit. Requies heißt Erholung, recreation. Der Sinn ist offenbar falsch ausgedrückt. »Er sucht alles zur Erholung, zum Spaße zu nützen.«

**) Aufziehn heißt railler.

***) Ist ein thüringisches Provinzialwort statt plaudert.

Zu viel Waltej! bist gar zu häuslich und
Dir selbst zu hart! — Bey Gott, Patron, rufst
jener,
Wenn ihr mir meinen rechten Namen geben wollt,
So nennt mich einen armen Teufel.

Me miserum vocares, ein armer Teufel ist zu christlich für einen römischen Helden.

Denn
Der bin ich. Und bey eurem Genius,
Bey dieser Hand und eures hohen Hauses
Schutzgöttern bitt' ich und beschwör' ich euch.
Setzt mich in meinen alten Stand zurück.

Wer einmal eingesehn, wieviel, was er
Zurückließ, besser ist als was er suchte,
Der kehr' in Zeiten um. Das Wahre ist,
Ein jeder messe sich mit Seinem Fuße.

Diese Nutzanwendung versteht vermuthlich Niemand, wenigstens nicht bey dem ersten Anblicke: sie ist im Originale so leicht, daß sie sich dem Gedächtnisse von selbst eindrückt, wenn man sie nur Einmal liest, und in der Uebersetzung so verworren, daß sie sich auch mit dem besten Vorsatze nicht wohl merken läßt. Da die Erzählung großentheils fließend, leicht, im guten Tone, nur ein wenig zu weitschweifig übersetzt ist, so wünschten wir desto mehr, daß der Schluß ihr ähnlich wäre. „Ein Jeder messe sich mit Seinem Fuße," ist darum unverständlich, weil der geometrische Fuß kein allgemein gangbares Maaß bey uns ist.

Wir schreiben, aber ohne Kritik, um nicht zu weitläufig zu werden, noch eine Stelle aus dem schönen Briefe an den August (B. 2. Br. 1.) wegen seines Inhalts ab: die Leser mögen urtheilen, ob unsere Schriftsteller und unser Publikum Ursache haben, sich über die Römer zu erheben. Horaz sagt vom Römer, daß er nach Karthagos Zerstörung angefangen habe, die Werke der Griechen zu lesen, zu übersetzen, nachzuahmen, daß ihm auch das Trauerspiel ziemlich gelungen sey,

Denn sein Genie,
Das kühn und stolz ist und das Große liebt,
Kam ihm dabey zu Statten;

und daß sich nach einem solchen Anfange viel hätte erwarten lassen,

Wenn er nicht zur Feile
So ungeduldig wäre, und (was wahre Künstler
Für rühmlich halten) fleißig auszustreichen
Und nachzubessern seiner unwerth glaubte.

Herr Wieland macht dabey die richtige Anmerkung, (S. 108) daß dieser Stolz mit der Korrektheit, dem wahren Sublimen der Poesie, wie jeder andern schönen Kunst, ganz unverträglich sey; denn, setzt er hinzu, es ist blos glücklicher Zufall, wenn das Genie, ohne sie, die Linie trift, die nach dem Ausdrucke des Aristoteles zwischen der Hyperbol des zuviel und der Ellipse des zuwenig mitten durchgeht. Die Abneigung der römischen Autoren von dieser Art zu verfahren war, seiner Meinung nach, die Hauptursache, warum

sie

sie so wenig Vortrefliches aufzuweisen hatten. Die größten Schönheiten können in den Augen eines wahren Künstlers keinen Fehler zudecken; ohne Fehler seyn ist also die wahre Vollkommenheit. Kein Dichter, kein Künstler wird jemals etwas sehr Gutes (es müßte denn nur durch Inspiration seyn *) hervorbringen, eh ihm dieses Geheimniß aufgeschlossen ist. Sollte dies nicht auch bey uns die Ursache seyn, warum wir, anstatt immer weiter zu kommen, schon wieder im Retrogradiren sind? Wenigstens ist es gewiß eine, warum unter tausend leidlichen Produkten unsers Parnasses nur so wenige vor einen poetischen Roscius bestehen würden."

So richtig diese Gedanken, im Ganzen genommen, sind; so wenig kann man doch zugeben, daß wir schon wieder zurückgehn, oder, wie es der Verf. lateinischdeutsch nennt, im Retrogradiren sind: ist das nicht eine kleine Ungerechtigkeit gegen seine neuern Herren Collegen? In der versificirenden Dichtkunst sind wir unstreitig, seit Gellert, Utzen und Anderen Dichtern aus dieser Zeit, in Absicht auf Wohlklang und allem, was zum Mechanischen des Verses gehört, in Absicht auf Korrektion, edlen Ton, Richtigkeit

*) Diese Ausnahme ist dem Rec. unverständlich. Soll es bedeuten, »es wäre nur in einem unmöglichen Falle möglich;« denn eine Inspiration gehört unstreitig unter die unmöglichen Fälle.

und Reinheit des Ausdrucks, in Absicht auf Geschmack und Schönheit in Gedanken und Sprache sehr zurückgegangen: man vermeidet keinen Hiatus mehr, weiß nichts mehr von der Cäsur, schließt den Vers mit und, oder gar mit einem getheilten Worte, läßt eine Menge kleine oder abgekürzter Worte hinter einander drein stolpern, reimt falsch, setzt nach Bequemlichkeit eine Menge ungleichartiger Silbenfüße in Einen Vers zusammen, daß man es für keine Verse hielte, wenn es der Setzer nicht wie Verse gesetzt hätte. Man kann behaupten, daß die wenigsten unter diesen Versifikatoren die mechanischen Regeln des Versbaues und unsrer Prosodie kennen, wenigstens sündigen sie oft und so grob dagegen, als wenn sie ihnen unbekannt wären. Wenn wir aber in der Versifikation seit Gellerten und Ramlern augenscheinlich zurückgegangen sind, sind wir es auch in dramatischen und erzählenden Werken? Sind unsere neuen Romane, die sich itzt so auszeichnen wie die schwedische Gräfin zu ihrer Zeit, schlechter als diese und andere von gleichem Alter? Sind unsere neuen Lustspiele, die Lesern von Geschmack gefallen, schlechter als die stumme Schönheit, das Loos in der Lotterie, die zärtlichen Schwestern, und andere? Sind einige neue Trauerspiele schlechter als Kanut und andere aus diesem Zeitpunkte? — Aufrichtig gesprochen, muß man wohl Nein sagen. So lange eine Nation, wo nicht in allen, doch in einigen Gattungen Einen vor-

vorzüglichen Schriftsteller hat, der seinen Werken alle die Korrektion zu geben sucht, deren er fähig ist, ohne ihnen dadurch das Feuer und die Lebhaftigkeit zu nehmen, die das Gepräge des Genies sind, so lange geht sie nicht zurück, oder wielandisch zu reden, so lange ist sie nicht im Retrogradiren. Man irrt sich gleichwohl, wenn man diese Bemühung nach Korrektion darinne setzt, daß man viel ausstreicht, viel ändert, viel umarbeitet: dadurch macht man sein Werk allemal kalt, steif, gezwungen, und dies geschieht allen Köpfen, die keine große Lebhaftigkeit der Imagination und keine schnelle Beurtheilung besitzen: die Ideen haben bey ihnen keinen so hohen Grad der Anschaulichkeit und keinen so schnellen Strom, daß Eine, tausend andere sogleich herbeyführt, und daß die Seele auf der Stelle ohne Verzögerung die beste aussucht, ohne deswegen den Lauf der Ideen zu unterbrechen: es fehlt daher allemal an Etwas, in der Sache, in den Gedanken oder im Ausdrucke. Das wahre Genie muß wenig lituras machen: das Ganze mit seinen Theilen, jeder Akt, jede Scene, jeder Charakter, jede Situation, jeder einzele Zug muß ihm so helle, so gegenwärtig, so bestimmt vor der Seele dastehn, daß sich der rechte Gedanke, der rechte Ausdruck von selbst darbietet, und daß man seiner Arbeit gewiß schadete, wenn man ihn änderte: nur darinne fehlt zuweilen ein solcher Kopf, daß er im Feuer der Ausarbeitung den Effekt auf den Leser oder Zuschauer

nicht genau berechnen kann, und daß er wegen der Menge von Ideen, die ihm zufliessen, manche Gegenstände zu sehr ausmahlt oder von zu vielen Seiten zeigt. Unsere Schriftsteller vom zweyten, dritten und einem noch niedrigern Range wollen die Kälte und Trockenheit vermeiden, deren sich einige sehr korrekte Autoren schuldig machten: sie affektiren daher Feuer und Lebhaftigkeit auf Unkosten der Korrektion. Wie soll mans aber von ihnen besser verlangen, da selbst einige, die gewiß nicht unter die zweyte Klasse der Schriftsteller gehören wollen, so äusserst unkorrekt sind? — A bon entendeur peu de paroles.

Man pflegt sich einzubilden, weil das Lustspiel
Aus dem gemeinen Leben sich mit Stoff versieht,
So sey nichts leichter. Aber eben darum,
Weils desto minder Nachsicht fodern kann,
Ists desto schwerer. Unsre Dichter nehmens
Nun freilich nicht so scharf.*) Man sehe nur,
Mit welchem groben Pinsel Plautus einen jungen
Verliebten, einen Schelm von Kuppler, oder einen
Mistrauischen, schwachen, kargen Alten sudelt:

Horaz sagt auf eine feinere Art quo modo partes tutetur: sudelt ist zu niedrig und zu stark für Horazen und Plautus; tueri partes heißt, was die Franzosen soutenir un caractere,

*) Diese ganze, sehr gemein ausgedrückte Periode »Unsre Dichter — scharf,« steht nicht im Originale und ist ganz überflüßig.

ctere, und wir, einen Charakter halten, nennen. Horaz tadelt also diesen Lustspieldichter blos wegen der schlechten Haltung mancher unter seinen Charakteren und zwar vermuthlich in einem Stücke, das kurz vorher auf der Bühne erschienen war, und worinne die angegebenen Charakter schlecht, zu flach oder mit zu groben Strichen geschildert waren. In den Stücken, die wir besitzen, sind einige lenones, die als Nebencharakter betrachtet, jene Vorwürfe nicht verdienen: der Liebhaber gelingt ihm niemals sonderlich: auch macht er ihn meistens zum ausschweifenden lüderlichen versoffenen jungen Menschen. Unter seinen Alten sind einige, wirklich nicht schlecht gezeichnete; aber das gilt von allen seinen Charakteren, wenige ausgenommen, daß sie zu Ende sinken *). Horaz tadelt ihn also mit Recht, daß er seine Charaktere nicht gut hält, partes male tuetur, sie nicht gehörig ausführt, sondern seine Schilderung gegen das Ende matt werden läßt; und daran konnte die Eilfertigkeit schuld seyn, womit er arbeitete.

*) Von der poetischen Seite betrachtet: unsere modernen Kunstrichter, namentlich die Französischen, vermischen das Poetische und Moralische des Charakters so sehr, daß sie glauben, er sinke, wenn er nicht gegen das Ende moralisch vortreflicher denkt und handelt.

Das macht, der arme Dichter kann nicht schnell genug
Sich sputen, *) um sein Geld im Beutel klingen
Zu hören; wird ihm dieser nur gefüllt,
Dem Stück geh's, wie es will, was kümmert's ihn?

Securus, cadat au recto stet fabula talo — „Unbekümmert, ob das Stück gerade geht oder stolpert," das heißt ohne Metapher, gut oder schlecht ist, aber nicht, wie es ihm geht, das heißt, ob es gut oder schlecht aufgenommen wird: dieses konnte dem Plautus nicht gleichgültig seyn, wenn er ums Brod oder aus Gewinnsucht arbeitete; denn erhielt er wenig oder keinen Beifall, so kauften die Herren, die Schauspiele geben wollten, seine Stücke nicht oder bezahlten sie schlechter. Der französische Ausdruck, la piece est tombée, hat den Uebersetzer vermuthlich zu der Meinung verführt, daß die Lateiner den nämlichen Kunstausdruck hätten.

In der Anmerkung, die zu dieser Stelle gehört, wird gesagt, daß die Griechen mehr Lächerliches unter sich hatten und es besser fühlten als die Römer, und daß der Grund theils in ihrem natürlichen Charakter, theils in Sitten und Verfassung lag. „Die politischen Entwürfe der Athenienser waren für den Aristophanes eine unerschöpfliche Quelle des Lächerlichen, weil zwischen ihren Absichten und Mitteln allemal ein unge-

*) Sich sputen, statt eilen ist ein Berlinianismus.

ungereimter (vielleicht nur ein sonderbarer) Kontrast herrschte: die Römer hingegen hatten Einen großen festen Zweck und gingen mit immer gleichen männlichen Schritten langsam fort. (Sie waren zu kriegerisch, zu eroberungssüchtig, zu gierig nach Macht und Herrschaft und folglich unempfindlich gegen das Vergnügen.) In ihren Sitten waren sie einfach, streng, Arbeitduldend, frugal, fest über ihren Gesetzen und Gebräuchen haltend, stolz, edel und großherzig, und nach Karthago's Eroberung, als diese Sitten verfielen, wurden sie nicht lächerlich, sondern abscheulich. (Die Römer waren nicht spirituell, wie die Griechen; es fehlte ihnen ganz, was die Franzosen esprit nennen: Die Athenienser hatten vor Griechen und Römern hierinne so sehr den Vorzug, daß man die Schnelligkeit, womit sie denken, urtheilen und begreifen, noch itzt bewundert, wovon Chandler in seinen Reisen durch Griechenland ein Beispiel erzählt.) Wie alle Leute, die sich mit ernsthaften oder großen Dingen beschäftigen, liebten die Römer nur Schauspiele, wobey sie aus voller Brust lachen konnten, und dazu brauchten sie Possen. Die feine komische Sprache wär in Rom eine unverständliche Sprache gewesen, was sie auch bey uns für die Meisten ist. Ich bemerke nur noch, daß, wie diese ganze Epistel, so besonders auch diese Stelle, „über die Schwierigkeit, in der Komödie zu excelliren“ (warum nicht, vortreflich zu seyn?) so genau auf uns paßt, als ob

die Epistel an den Augustissimum unsrer Zeit adressirt (warum nicht, gerichtet?) wäre. Wer bildet sich heut zu Tage nicht ein, ein Lustspielchen machen zu können? Man glaubt, nichts sey leichter; und man glaubt es gerade aus dem vom Horaz angegebenen Grunde, warum mans damals in Rom glaubte, und betrügt sich darinne just aus dem nämlichen Grunde, den Horaz den Fuschern seiner Zeit zu Gemüthe führt. Jedermann gesteht, daß Horaz Recht hat: gleichwohl hören wir noch immer Komödien, vor denen er sich die Ohren zugestopft hätte; und Wir, denen alles gut ist (es müßte denn nur wirklich sehr gut seyn, und irgend ein Schalk müßte uns weiß gemacht haben, es sey schlecht) wir klatschten, daß uns die Hände feuern! *)"

Noch ist ein Ungemach, daß auch den kühnsten
Poeten abzuschrecken fähig ist.
Wenn alles gut ging, unverhoft beliebt's
Dem ungelehrtsten Theil. doch leider! immer
Dem größten an der Zahl, und der, wofern

Die

*) Wie nachläßig wir in der grammatikalischen Genauigkeit sind, beweist hier und an vielen andern Stellen Herr Wieland: er setzt zweymal nach einer vergangenen Zeit die gegenwärtige im Konjunktif. »Müßte weiß gemacht haben — es sey: wir klatschten — feuern.« Die Analogie aller Sprachen, und die Natur der Sache fodert hier — es wäre — feuerten.

Die Ritter etwa andrer Meinung sind,
Sogleich die harten Fäuste weißt — mitten
Im Stück nach Fechtern oder einem Bärentanz
Zu schreyen: denn dergleichen Possen klascht
Das kleine Volk am liebsten zu. Wiewohl
Auch bey dem Adel scheint die Reizbarkeit
Und das Vergnügen aus den Ohren gänzlich
Sich in die Augen hingezogen
Zu haben. Bloßes eitles Schaugepränge
Gilt über alles, und die Scene bleibt
Vier ganzer Stunden oft und länger unterbrochen;
Indeß daß gaffende Parterr mit Zwischenspielen
Belustigt wird. Da jagen Reuterey
Und Fußvolk hitzig mit gezücktem Säbel
Einander durch die Bühne. — Folgt darauf,
Gar schön zu sehn! das Schauspiel eines langen
Triumphs u. s. w.
Ihr glaubt den Garganus
Und das Thyrhener Meer euch um die Ohren
sausen
Zu hören, so tumultuarisch gehts
Bey unsern Scenen zu, so theuer wird
Auf Kosten des Gehörs die Augenlust
An einer reichen prächtigen Garderobe
Und fremden Putz erkauft. Denn das ist Alles,
Was wir vom Schauspiel haben. Ein Akteur
tritt auf —
Welch ein Geklatsche von allen Seiten! — »Hat
Er was gesprochen?« — Nicht ein Wort. —
»Wem gilt
Der freudige Beifall also?« — Seinem Rock.

Im folgenden Briefe an den Julius Florus beschwert sich Horaz, daß ihn Stümper zuwei-

len mit Vorlesung ihrer elenden Geburten quälen, und sagt

Ridentur mala qui componunt carmina: verum
Gaudent scribentes et se venerantur et ultro
Si taceas, laudant; quicquid scripsere, beati.

Dies übersetzt Herr Wieland

Denn solche Stümper heilt sogar das Lachen
Des Publikums von ihrer Thorheit nicht:
„Sie schreiben *con Amore,*" haben wahren
Respekt vor ihren Werken, und wenn du
Nichts sagst, so rechne drauf, sie fangen selber an
Davon zu sprechen und dir anzurühmen,
Wie glücklich ihnen dies und das gelang,
Wie leicht sie schreiben, und wie wenig Mühe
Es ihnen kostet, sich genug zu thun.

Der Uebersetzer versteht die Kunst, aus einem Bächelchen einen Fluß zu machen. In der Anmerkung dazu (S. 163.) entschuldigt oder rechtfertigt er diese genommene Freiheit, den Horaz auszudehnen, damit, daß er ihn nichts anders hätte sagen lassen, als was Horaz hätte sagen wollen. Da er aber vermuthete, daß diese divinatorische Uebersetzungsart nicht allen gefallen möchte, so setzt er das Geständniß hinzu, daß er den Ausdruck, „sie schreiben con Amore," einer Menge wackrer Leute, mala qui componunt carmina, schuldig wäre, denen er seinen Dank bey dieser Gelegenheit nicht vorenthalten könnte. (Der Uebersetzer sprach also nicht in der Person seines Autors, sondern in seiner eigenen.) Durch eine natürliche Verbindung

dung der Ideen kommt er von poetischen Stümpern und Horazen auf sich selbst, seinen Freund und die gottlosen Leute, die ihnen schlechte Verse zuschicken. „Einer meiner Freunde, den seit mehrern (warum nicht mit weniger Mißklang, seit vielen) Jahren das Schicksal getroffen hat, wider Dank und Willen zum poete consultant aufgeworfen zu werden, versicherte mich neulich, daß unter zehn poetischen Handschriften, womit er monatlich beehrt werde, die erbärmlichste immer diejenige sey, welche der Verf. mit der wärmsten Liebe geschrieben zu haben, und wobey er unaussprechlich glücklich gewesen zu seyn versichre. Es geht wirklich so weit, daß mehr als einer von diesen Beatis nicht den geringsten Schulbegriff von Versifikation, und gar keine Ahnung davon hat, daß, ein poetisches Werk zu machen, vielleicht eine Kunst seyn könnte. Diese Herren sollten billig doch bedenken, daß es mit Lust und Liebe zum Dinge nicht ausgerichtet ist." Der Schluß dieser Ausschweifung ist sehr richtig. „Große Künstler zeichnen, malen, bilden, dichten, komponiren zuweilen con amore, und gewöhnlich gelingts ihnen dann am besten. Duo cum faciunt idem, non est idem." Da Hr. Wieland die unverschämten Seelen, die ihm ihre Geistesprodukte zur Durchsicht, zur Beurtheilung, zur Korrektur, oder Gott weiß wozu? übersenden, schon so oft öffentlich mit derben Stößen zurückgewiesen, und so oft laut genug geklagt hat, daß man ihn

so

so sehr mit Briefen, Versen und Prose belästigt, so dächte man, daß diese Ungestümen, die ihm das Leben sauer machen, wenigstens so viel Eigenliebe haben, und endlich einmal zurückbleiben müßten, oder durch ihr trauriges Beyspiel Andere abschreckten, sich dem Unwillen eines Poete consultant preis zu geben. Es ist destomehr zu verwundern, woher diese poetischen Ardelione kommen, da itzt wenige Verse gedruckt werden.

Es war einmal ein Mann von gutem Hause
Zu Argos mit dem wunderbaren Wahnsinn
Behaftet, daß er zu gewissen Stunden
Auf seinen eignen Leib die schönsten Trauerspiele
Gar herrlich aufgeführt zu sehen glaubte.
Man fand ihn oft vor Freuden außer sich
Im leeren Schauplatz sitzen, und Tragöden,
Die nur in seinem eignen Schädel spielten,
Den wärmsten Dank aus allen Kräften klatschen.

Man wird schon gemerkt haben, daß der Recensent weder mit der Wielandischen Sprache nach Versifikation ganz zufrieden ist. — Manche Verse scheinen gar nicht skandirt zu seyn.

Die Cäsar Augusts stärkeren Armen nicht S. 131.

Manche endigen sich mit einem getheilten Worte

Ideen, die wie Fieberträume, durch-
einander schwärmen. S. 199.

Manche sind wahre leonische Verse

Vor Wohlbehagen rollt im offnen Wagen.

Man-

Manche reimen sich zusammen
und eine Malerey
Von jenem Schlag, sind trefflich einerley.

Manche sind rauh, voll abgekürzter Wörter und harter Silben: die Elision des e am Ende, wenn ein Vokal darauf folgt, geschieht zuweilen drey bis viermal in einem Verse, zuweilen auf einer ganzen Seite gar nicht: zuweilen ist der Periode durch die vielen in einander geschobenen Sätze äußerst ungelenk, zuweilen wird er durch ein Dutzend Verse hindurchgedehnt: beides ist nicht in Horazens Manier. — Die Sprache ist aus griechischen, lateinischen, französischen, provinzialen Wörtern und Redensarten so zusammengemengt, daß sie zuweilen seltsam klingt, besonders in den Anmerkungen. Sich spuden, ein Quader, daß niemand sich gerne selbst ein *Dementi* giebt, der kleine Knirps, die elende Gurre. Wie im Plutarch selbst lesen mag, wer zu seinem Pickling noch Salz zu nehmen gewohnt ist Der *horror naturalis* dieses gelehrten Mannes ist unbegreiflich. (Sollte der natürliche Abscheu nicht eben so sehr und so wenig witzig seyn?) Noch itzt sind die Lustspiele des Terenz die Delizien aller Leser von Geschmack.

Bin weder Haupt noch Glied von keinem (einem)
Club,
Und würdige unsrer Hochgelahrter Meister
Der freyen Künste keinen, mich zu seinem Stuhl

Zu

Zu drängen oder seinen Beyfall zu briguiren.
Da liegt der Hund begraben!

klappern, (statt plaudern) fürbaß, baß, u. a. Man muß destomehr bedauern, daß fast kein Brief ohne solche Flecken ist, da es fast keinem einzigen an treflich übersetzten Stellen fehlt, und da dergleichen Fehler, wenn sie ein angesehener Schriftsteller begeht, in den Augen der mittelmäßigen Geister zu Tugenden werden, die ihnen Nachahmung zu verdienen scheinen: sie glauben, durch solche Abweichungen vom guten Geschmack original zu werden, oder beschönigen ihre Unfähigkeit, Neuerungssucht und Mangel an Korrektion mit solchen Beyspielen. Im Ganzen genommen, scheint uns Hr. Wieland den Horazischen Ton und den eigenthümlichen Charakter der Horazischen Laune nicht getroffen zu haben: er hat ihn zu sehr Tristramschandisirt, wenn man sich dieß Wort erlauben darf. Horaz ist ein ernsthafter, nur lächelnder Mann, der mit einer Art von trocknem Scherze seine Satiren und Einfälle hinwirft, kurz, abgebrochen, fast lakonisch, dabey ist seine Sprache immer leicht, anmuthig, nie hart, edel, im Tone eines guten Gesellschafters, der sehr oft lächeln, aber nie lachen läßt. Hr. Wieland hingegen läßt ihn oft und fast meistentheils als einen witzigen Plauderer von lustiger Laune reden, der von einem Gedanken zum andern übergeht, wie sie ihm die nächste Aehnlichkeit darbietet, sie wortreich ausmahlt, und den Vorsatz, zu lachen,

chen, zu sehr merken läßt: die Gedanken sind an einander gekettet, in einander geschoben, sie strömen ihm mit Geräusch aus dem Munde, da sie hingegen bey Horazen alle einzel, aber mit Stärke hervorsprudeln: der Römer denkt und empfindet stark, sagt seine Idee oder Empfindung, und schweigt; in der Uebersetzung denkt und empfindet er lebhaft, und schwatzt in Einem fort.

Wir wünschten sehr, daß Hr. Wieland die guten Lehren, die er jungen und mittelmäßigen Dichtern und Dilettanten ohne Talent, in den Erläuterungen zu den drey Briefen des zweiten Buchs giebt, durch sein eigenes Beyspiel bey dieser Uebersetzung immer unterstützt hätte: dieß würde unstreitig noch mehr wirken, als jene Erinnerungen. Wir empfehlen indessen diese Stellen, besonders die Einleitung zu dem dritten Briefe an die Pisonen, der gewöhnlich Horazens Dichtkunst genennt wird.

Herr Wieland hat eine eigene Meinung von Horazens Absicht bey diesem Briefe. Gewöhnlich glaubt man, daß er ein Unterricht, oder gar ein versificirtes Lehrbuch der Dichtkunst seyn soll; allein keines von beiden läßt sich von Horazen erwarten. Nach der Wielandischen Voraussetzung war also der junge Piso, an den der Brief gerichtet ist, mit der Metromanie behaftet, hatte wenigstens viel Neigung und kein sonderliches Talent zur Poesie: Horaz suchte ihm also unter dem Scheine, als wenn er ihm die Geheimnisse dieser Kunst aufschließen wollte, Schwierigkei-

ten zu zeigen, und ihn indirecte davor zu warnen, oder davon abzuschrecken. Diese Vermuthung, die zwar an sich nicht übel ist, muß für Leute, die nicht leichtgläubig sind, den Fehler haben, daß sie sich auf nichts im Gedichte, noch auf eine andere historische Nachricht gründet: alles, was Hr. Wieland anführt, sie wahrscheinlich zu machen, ist die Stelle eines alten Scholiasten, nam et ipse Piso poeta fuit. Hieraus folgert er, (vielleicht ein wenig zu viel) daß der junge Piso unter seinen Schulstudien auch die Dichtkunst liebgewann, sich ihr mit vielem Eifer widmete, und daß darüber der Vater, als ein Mann von hoher Geburt und in hohen Aemtern, unruhig und besorgt wurde, sein Sohn möchte seiner Familie die Schande anthun und ein Dichter werden. Man könnte aber auch mit eben so vielem Rechte aus dem 366. und folgenden Versen dieser Epistel schließen, daß der älteste Piso wirklich nicht ohne Talent zur Dichtkunst war, oder gar ein großes besaß; daß der Vater, als ein Mann von Geschmack, sich darüber freute, daß sich der junge Herr aber keine große Mühe geben wollte, sondern glaubte, man könnte ohne Studium mit dem bloßen Talente vortrefflich seyn, und daß ihn daher Horaz zum Fleisse zu ermuntern suchte.

Drink deep or taste not

scheint der Hauptgedanke zu seyn, der im ganzen Briefe herrscht. — Werde ganz mit allen dei-

nen

nen Kräften Dichter, oder gar nicht: in dieser Kunst ist Mittelmäßigkeit unverzeihlich. Die Empfehlung des Studiums kömmt fast auf allen Seiten vor. Eine Hypothese ist die andere werth, und da Hr. Wieland seine Vermuthung für nichts weiter ausgiebt, so lege ich auch auf meine kein größeres Gewicht.)

Der Mangel an Methode, und man möchte vielmehr sagen, an Ordnung, war wohl nicht Horazens Absicht, wie Hr. Wieland wegen seiner Hypothese glaubt, sondern sein Naturfehler: er denkt wie ein Mann, der seinem Kopfe nie eine methodische Form aufzwang, sondern sich blos im Umgange bildete; der Gang seiner Ideen ist daher immer wie in einer Unterhaltung, wo die nahe oder entfernte Verwandtschaft der Gegenstände die Gedanken herbeyführt, wo man aber auch oft ohne alle Verbindung von einem zum andern springt, ohne sich der Mittelideen bewußt zu seyn: oft ist es auch nur eine plötzliche ungefähre Empfindung, die Gedanken und Gespräch in einen ganz andern Weg hinreißt. Eben so wenig mag er die Regeln mit Vorsatz dunkel vorgetragen haben, um sich nur den Adepten verständlich zu machen, wie Hr. Wieland S. 185 glaubt: denn Horaz schrieb nicht für diese, sondern für die Pisonen, und auch angenommen, daß er diesen schwere Regeln geben wollte, um sie von der Dichtkunst abzuschrecken, so verfehlte er ja seinen Zweck, wenn er die Schwierigkeiten der Kunst anzeigen wollte, und

sie doch so dunkel ausdrückte, daß die jungen Herren sie nicht verstehen konnten. Die Dunkelheit, die meist aus einer enigmatischen Kürze und der Horazischen Art des Witzes entsteht, gründet sich wohl auf die Beschaffenheit des Gegenstandes und den Charakter des Dichters. Ein Mann von Genie, der selbst Meister in der Dichtkunst ist, kann ihre Regeln nicht mit der Umständlichkeit auseinander setzen, wie ein Theoretiker: er übersieht alles nur im Ganzen, und setzt vieles als bekannt voraus, weil es ihm zu bekannt ist: auf der andern Seite will er sie auf keine gemeine Art sagen, und dadurch verfällt er leicht in einen gesuchten Ausdruck.

Difficile est proprie communia dicere (V. 128.) wird übersetzt

Es ist vielleicht nichts schwerers *)
Als aus der Luft gegriffnen Menschenbildern
Das eigne Individuelle geben.

Es ist sonderbar ausgedrückt, aber gewiß der einzige richtige Sinn, der die Ausleger sehr gequält hat. Communia sind, nach dem Zusammenhange zu urtheilen, solche Charakter, die wir in der modernen Kunstsprache Ideale nennen, die man nicht nach einem wirklichen Menschen bildete, wir mochten ihn selbst beobachtet oder von ihm gelesen haben, sondern die wir selbst nach der Analogie erfanden: communia heissen sie, weil sie nicht Einer Person eigenthümlich sind: von dieser Art ist Moliere's Geiziger, der

Ver-

*) Ein unausstehlich rauhes Wort!

Verläumder, der Ruhmrädige und andre moralische Charaktere des Destouches. Horaz will sagen, — es ist schwer, allgemeine Charakterzüge zu individualisiren, und leichter kann man ein Schauspiel aus der Iliade machen, wo man lauter individuelle Charaktere vorgezeichnet findet, als z. B. den allgemeinen Begriff, den man von der Undankbarkeit hat, in eine Person verwandeln, die nicht blos undankbar, sondern auf eine eigene unterscheidende Art undankbar ist.

III.

Theorie der Gartenkunst von C. C. L. Hirschfeld, Königl. Dän. würklicher Justitzrath, und ordentlichen Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften zu Kiel. Leipzig, erster Band, 1779. 230 Seiten. Zweyter Band, 1780. 200 Seiten. Dritter Band, 1780. 251 Seiten. Vierter Band, 252 Seit. 1782. in 4. mit vielen eingedruckten Kupfern.

Da dieses Werk nicht den Gartenbau, sondern blos die Anlage der Gärten, eine Kunst, die nach dem jetzigen Geschmack mit der Malerey und Baukunst verschwistert ist, zum Grunde hat, so gehört es mit allem Recht für un-

unsere Bibliothek. Schon längst würden wir davon geredet haben, hätten wir nicht erst mehrere Bände erwarten wollen, um den Plan des Werk besser übersehen und beurtheilen zu können. Nunmehr da nur noch Ein Band zurück ist, dessen Inhalt aber schon mitgetheilt worden, eilen wir um so mehr unsern Lesern eine, etwas umständliche Nachricht davon zu geben, indem das Buch auf alle Weise ihnen näher bekannt zu werden verdient.

Herr Hirschfeld betritt eine neue Bahn, da er eine Kunst lehrt, die bisher bey uns noch wenig bearbeitet war. Selbst die Engländer, die uns doch zuerst den edlern Geschmack in der Anlage der Gärten gezeigt haben, können noch kein so ausführliches Werk davon aufweisen. Ihr Whately denkt zwar tief über seinen Gegenstand nach, und hat Herrn Hirschfeld gewiß auf viele Gedanken geleitet; aber es ist doch kein solches Ganzes. Watelet, ein Mann von bekanntem Geschmack, und ein angenehmer Dichter, hat seinen Aufsatz, der Kürze wegen, mit Recht nur einen Versuch genannt, der aber doch seinen Landsleuten Winke genug giebt, den steifen Geschmack von Versailles, Marly und wie die Anlagen des ehemals vergötterten le Notre heißen mögen, nicht mehr schön zu finden. Dieß sind gleichwohl fast die einzigen Anleitungen, welche diese beiden Nationen aufzuweisen haben. Wir Deutschen, die wir erst nach und nach anfangen, uns von jener französischen geradlinigten Skla-

werey zu entfernen, haben zwar schon einige fürstliche Gärten, wie zu Dessau, Gotha, und hin und wieder etliche Anlagen in den Gärten unsers begüterten Adels: aber kein Originalschriftsteller hatte die Nation noch nicht belehrt, ausser was unser Verf. selbst in ein paar kleinen Schriften *) vor etwa 7 bis 8 Jahren gethan hatte. Desto mehr Ehre macht es uns, daß wir nun das erste ausführliche Werk in dieser gleichsam neugeschafnen Kunst aufzuweisen haben: und in dieser Absicht ist es lobenswürdig, daß der Verleger zugleich eine von Herrn von Castillon, Prof. der Mathematik bey der Ritterakademie zu Berlin, verfertigte französische Uebersetzung besorgen läßt, wodurch das Buch den Ausländern bekannt wird. —

In so weit dieses Werk als der erste Versuch anzusehen ist, wird ihm jeder Unpartheyische die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß viel, sehr viel geleistet worden; inzwischen wird der Herr Verfasser selbst bey weitern Nachdenken, und bey vermehrten praktischen Kenntnissen, noch manches zu bearbeiten, zu ändern, und zu verbessern finden. Ihm bleibt inzwischen die Ehre die Bahn gebrochen zu haben, worauf seine Nachfolger nunmehr fortarbeiten, und den Geschmack immer mehr reinigen und veredeln müssen. Da sich in Werken des Geschmacks keine

*) Anmerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst. Leipz. 1773. Theorie der Gartenkunst. Ebend. 1776.

keine Regeln mit mathematischer Gewißheit bestimmen lassen, und da die Begriffe von dem, was in einem Garten, oder verschönerten Landschaft schön ist, relativ sind, und durch die Denkungsart, und auch wohl durch die Laune bestimmt werden, so dürfte auch wohl mancher Gartenliebhaber nicht allemal mit den hier gegebenen Vorschriften einig seyn, und manches abgeändert wissen wollen. — Doch näher zur Sache!

Das Buch ist mit vieler typographischen Schönheit gedruckt; zu Ende der Absätze sind Kupfer (Vignetten kann man sie nicht füglich nennen) in Menge eingedruckt, welche theils Plans von Landhäusern nach dem Palladio, theils von einigen der angesehensten in England, theils einzelne Gebäude, als Pavillons, Einsiedeleyen &c. theils Entwürfe einzelner landschaftlicher Partien, die in einem Garten anzubringen sind, theils Grabmale, Ruhebänke u. s. w. vorstellen. Viele von den Landschaften sind von unserm Geyser sehr schön radirt. Beym ersten Anblick fällt es freylich auf, eine Menge Gebäude im Text, zumal der beiden ersten Bände zu finden, wovon kein Wort da steht, und von denen man nicht eher weiß, was sie bedeuten sollen, bis man die, zu Ende jedes Bandes angehängten Erklärungen der Kupferverzierungen liest. Vielleicht würde mancher es zum Gebrauch bequemer finden, wenn jede Gattung auf ein paar Blätter zusammengedruckt, und da beysammen anzutreffen wären, wo davon gehandelt wird,

z. E.

z. E. alle Landhäuser, Portale, alle Grabmale u. s. w. zusammen, die jetzt in allen vier Theilen zerstreut sind, und man erst mühsam aufsuchen muß. Der hannöverische Maler Herr Johann Heinrich Brandt hat große Verdienste um dieses Werk; seine kleinen Landschaften, die zu Mustern von Anlagen einzelner Gartenstellen dienen können, sind zum Theil sehr glücklich erfunden und können den schönsten Partien der Englischen Parks, dergleichen man viele einzeln gestochen hat, an die Seite gesetzt werden. Der 3te und 4te Band haben durch die von Herrn Schuricht in Dresden verfertigten Muster zu allerley Gebäuden in den Gärten, als Lusthäuser, Kabinetter, Lauben, Tempel, Monumente rc. wesentliche Vorzüge, da wir an guten Entwürfen dazu ziemlichen Mangel haben, und Herr Schuricht würklich das Talent hat, seinen Erfindungen eine reine, leichte Architektur zu geben, und solche mit ungekünstelter Anmuth zu verbinden; doch scheint uns das Denkmal des Idyllendichters Geßner (B. 3. S. 148.) zu getändelt. Einige seiner Tempel haben uns besonders gefallen.

Ehe Herr Hirschfeld seine Theorie der Gartenkunst selbst vorträgt, schickt er vier vorläufige Betrachtungen in eben so viel Abschnitten voran. Die erste nennt er eine Aussicht in die Gärten der Alten und der Neuern. Er giebt darin gleichsam eine kurze Geschichte der Kunst, fängt von den berühmten schwebenden Gärten der Ba-

bylonier an, und geht zu der Römer und Griechen ihren über. Darauf redet er von dem Zustande der Gärten bey den jetzigen gesitteten Nationen in Europa, und charakterisirt solche kürzlich.— Bey den Italiänischen Gärten hätte können angemerkt werden, daß sie durchgängig zu viel Regelmäßiges nach französischer Art haben. Die Villen sind zu voll gepfropft von Statuen, die dem Antiquar und Freunde der Bildhauerkunst schätzbar sind, aber wider den guten Geschmack in der Anlage streiten. Selbst der hier angeführte Ludovisische schöne Garten ist nach des Le Notre Plan angelegt. Ihre elenden Wasserkünste, heissen mit Recht Giuochi d'acqua, denn sie sind wahre Kindereyen. Inzwischen haben die großen Italiänischen Gärten doch Vieles, das gefällt: und manche könnten mit geringen Kosten zu herrlichen Anlagen umgebildet werden, wozu aber wenig Hofnung vorhanden ist, so lange die Italiäner den ländlichen Aufenthalt so wenig lieben, wie jetzt. Manche Gartenhäuser des Palladio und Scamozzi in der Lombardey nehmen sich auch besser im Kupfer aus, als wenn man sie würklich da stehen sieht.

Richtig beurtheilt der Verfasser die Franzosen und ihre Gärten: ob es ihm gleich manche unsrer blinden Verehrer von allem, was französisch ist, schlechten Dank wissen werden. Sehr treffend heißt es: „Erstaunen und Bewundrung im Anfang, bald darauf Langeweile, und dann Ekel, dieß ist die Wirkung der berühmten Gärten von

Ver-

Versailles." Aber seit einigen Jahren verbreitet sich die Aufklärung von England nach Frankreich, und wenn gleich die königlichen Gärten noch bleiben, so fangen doch reiche Privatpersonen an, Gärten in bessern Geschmack anzulegen. — Hier ist die Beschreibung von des Hrn. Watelets Garten eingerückt, die er selbst in seinem Essai sur les jardins bekannt gemacht hat. Von den holländischen Gärten ließ sich in der That nicht viel sagen; sie sind alle über einen Leysten geschlagen, regelmäßig, und die Parterre mit Muscheln, Porcellainscherben, Steinkohlen, u. s. w. nach abgezirkelten Figuren belegt, und bis zum Ekel verziert, mit Gräben versehen, und ohne Aussicht, weil das Land zu platt ist. Sorgvlieu, der Gräfliche Bentinkische Garten beym Haag, ist der einzige, so viel sich Recensent erinnert, wo man englische Anlagen gemacht, und den Garten in eine Landschaft zu verwandeln gesucht hat. Bey den englischen Parks hält sich der Verfasser, wie leicht zu erachten, am längsten auf, und theilt Beschreibungen von denen zu Wentworth, Duncombe und Hagley mit. Dieses Verzeichniß hätte leicht können vermehrt werden, wenn der Verf. sich länger hätte dabey aufhalten wollen. Vorzüglich hätte es vielleicht Stourton Park in Wiltshire verdient, welcher zwar nicht so groß, wie viele, aber mit dem feinsten Geschmack und der glücklichsten Benutzung des Bodens angelegt ist. Bey den Kupferstichen von englischen Parks vermiß-

missen wir ein vorzüglich brauchbares Werk für Reisende und Liebhaber in zwey Bänden in gr. 8. A New Display of the Beauties of England. 3te Ausgabe 1776. Es sind nicht nur die vornehmsten Parks in ganz England darin beschrieben, sondern auch viele schöne einzelne Scenen derselben fein in Kupfer gestochen. Vielleicht ist es dem Hrn. Verf. nicht bekannt worden, da er sonst die besten Bücher allenthalben sorgfältig angezeigt hat.

Die deutschen Gärten werden in der Kürze berührt, weil die meisten noch den steifen französischen Geschmack verrathen. In den folgenden Bänden kommen einzelne Beschreibungen von dem zu Gotha, und von einzelnen adelichen Gärten vor, woraus man sieht, daß der gute Geschmack sich immer weiter verbreitet. Inzwischen finden wir hier Aschberg beschrieben. Die Lage dieses Gräflichen Ranzauischen Gartens am Plöner See ist eine der glücklichsten, die man sich wünschen kann, und die Gegend, von der man beym ersten Anblicke hingerissen wird, ist gut genutzt, ob sich gleich noch manches verbessern ließe.

Weitläuftig von den Gärten der Chineser, nach Chambers, der bekanntermaßen zuerst so viel Wesens von ihrer herrlichen die Natur nachahmenden Gärten gemacht hat, wobey sich doch auch allemal der übertriebene orientalische Geschmack zeigt. Wir freuten uns nicht wenig, als wir auf die Gründe gegen die Würklichkeit der

Chine-

Chinesischen Gärten nach Chambers kamen, weil wir des Verfassers Begriffe ganz mit den unsrigen einstimmig fanden, die wir uns längst von diesem Buche gemacht haben. Die Gründe sind so wichtig, daß sich, unserm Bedünken nach, nicht viel Erhebliches dagegen sagen läßt. Die Chineser haben nicht die erfoderliche Kenntniß des Schönen: man sehe nur ihre Zeichnungen, nicht den richtigen Geschmack an den Künsten, die bey der schönen Gartenkunst bis zu einem hohen Grad vorausgesetzt werden. Malerey, Baukunst, Perspektiv sind noch in der Kindheit. Chambers, ein Mann von feinem Geschmacke, bemerkte, daß seine Landsleute noch zu sehr an der alten steifen Manier hingen, daß es ihnen bey den neuen Anlagen an Erfindungen fehlte, und daß sie zuweilen auf Ausschweifungen verfielen. Er glaubte, daß seine Ideen mehr Aufmerksamkeit erregen, und besser aufgenommen werden würden, wenn sie einer entfernten Nation untergeschoben würden, die schon eine würkliche Anwendung davon gemacht hätte. Kurz, er pflanzte brittische Ideen auf chinesischen Boden, und mischte einige, dem Nationalgeist der Chineser eigne Zusätze darunter, wodurch die seinigen mehr Ansehen und Wahrscheinlichkeit erhielten. Inzwischen behält sein Werk immer einen Werth. *)

Im

*) Das vornehmste ist Dissertation on oriental Gardening. Lond. 1772. in 4. und 1775. zu Ge-

Im zweiten Abschnitte schreitet der Verfasser zur Untersuchung des alten und neuern Geschmacks. Der alte wird vornämlich dem le Notre zugeschrieben, breitete sich durch den, unter Ludwig XIV. bey den cultivirten Nationen eingerissenen Hang zu allem was französisch hieß, aus, bis sich die Engländer von diesen Fesseln befreyten. Milton, Pope und Addison hatten so feine Empfindungen, daß sie das Steife und Ekelhafte einsahen, und fingen an in ihren Schriften dagegen zu eifern. Der bey uns nicht genug bekannte Kent, ein Mann von großem Genie, brach zu Anfang dieses Jahrhunderts die Bahn, und brachte die Natur wieder in die Gärten zurück. Nach und nach entstunden Schriftsteller, die diese neue Manier in den Anlagen besser bearbeiteten, darunter Whately der scharfsinnigste ist. Rousseau von Genf, war der erste, der in der neuen Heloise die Franzosen auf einen feinern Geschmack als den bisherigen zu leiten bemüht war. Allein er predigte tauben Ohren, bis man vor einigen Jahren, da die Beschreibungen und Abbildungen der englischen Parks bekannter wurden, auf einmal auf das Gegentheil fiel, und jene auf eine blinde Art nachahmen wollte. Diese Uebertreibung nannte man die Anglomanie: aber der bereits

Gotha übersetzt: doch gehört auch hierher seine Designs of Chinese Buildings, 1757. welches 1776. zu Paris in Fol. übersetzt, herausgekommen.

reits gerühmte Watelet suchte seine Nation auf den rechten Weg zu leiten, und ihre Gärten den Regeln der Vernunft und des Geschmacks zu unterwerfen. Ihm folgte der Marquis von Gerardin, und ein Ungenannter in seiner Théorie des Jardins, welche nicht wenig zur Verbreitung des Geschmacks beytrugen, wenn gleich nicht alle ihre Vorschriften tadelfrey sind.

Nachdem der Verf. einige Anmerkungen über das Uebertriebene in der Menge nicht zusammenpassender Gebäude, und in der zu ängstlichen Befolgung der Natur bey den Engländern gemacht, macht er S. 143 eine sehr wichtige Anmerkung: daß dem Deutschen, der in so manchen Wissenschaften und Künsten andre Nationen übertrifft, eine blinde Nachahmung der Engländer und Franzosen unanständig sey. „Es wird sich, setzt er hinzu, zwischen beiden Arten des herrschenden Geschmacks ein Mittelweg ergeben, der, indem er die alte Manier verläßt, sich nicht ganz in die neue verliert.“ Hier pflichten wir dem Verf. gerne bey, Ewige geschlängelte Gänge bey Anlagen von mittler Größe veranlassen auch Einförmigkeit: eine schöne gerade Allee thut hingegen in manchen Fällen eine große Wirkung.

Im dritten Abschnitt wird die Gartenkunst als schöne Kunst betrachtet. Wir können dem Verf. hier nicht folgen. Er sucht zu zeigen, daß sie am nächsten mit der Landschaftmalerey übereinkomme, die letztere aber soweit übertreffe,

als die Natur die Kopie. Im 4ten Abschnitte wird endlich von der Bestimmung und Würde der Gärten gehandelt. Da diese keine andre als Gegenstände der schönen ländlichen Natur darstellen sollen, so bestimmt der Verf. daraus zwey allgemein Gesetze für den Gartenkünstler. Er muß zuförderst solche Gegenstände der schönen Natur sammlen und wählen, die vorzüglich auf die Einbildungskraft wirken, und sie so gestalt ausbilden und anordnen, daß dadurch ihr Eindruck verstärkt werde. Dadurch unterscheidet sich der Garten von einer blos sich selbst überlassenen Gegend. Weil aber ein solches Werk des Genies stärker rühren soll, als eine blos natürliche Gegend, so muß der Künstler die also gesammleten und verbundenen Gegenstände der Kunst darunter mischen, und mit dem Ganzen verknüpfen. Dieß ist das zweyte Gesetz; beyde fließen aus dem Grundsatze: Bewege durch den Garten die Einbildungskraft stark, und mehr stärker, als eine blos natürliche schöne Gegend bewegen kann.

Nun folgt die Theorie der Gartenkunst selbst, und zwar enthält dieser Band noch zwey Abschnitte: 1) Von den Gegenständen der schönen ländlichen Natur überhaupt. 2) Von den verschiedenen Charaktern der Landschaft und ihren Wirkungen. Der zweite Band handelt in 6 Abschnitten: 1) Vom Gartenplatz. 2) Vom Baumwerk. 3) Von Blumen. 4) Von Rasen. 5) Vom Wasser. 6) Von Wegen.

gen. Der dritte Band giebt in 5 Abschnitten Regeln von den Werken der Kunst in den Gärten: 1) Von Lustschlössern und Landhäusern. 2) Von kleinern Gartengebäuden. 3) Von Tempeln, Grotten, Einsiedeleyen, Kapellen und Ruinen. 4) Von Ruhesitzen, Brücken und Thoren. 5) Von Statuen, Monumenten und Inschriften. Im vierten Bande kommen zuförderst vermischte Betrachtungen über den neuern Gartengeschmack vor; hernach wird im zweyten Abschnitte der Begriff vom Garten näher bestimmt, und im dritten die Eintheilung der verschiedenen Arten von Gärten vorgetragen: die übrigen sind dem fünften und letzten Bande aufbehalten.

Wir wollen den Verfasser etwas genauer in dieser seiner Ausführung folgen. Also zuförderst von den Gegenständen der schönen ländlichen Natur überhaupt! — Größe und Mannichfaltigkeit kommen hiebey zuerst in Betrachtung. Je größer der Raum ist, destomehr lassen sich die Gegenstände vervielfältigen: es kommt aber noch eine andere Art von Größe, nämlich die der Gegenstände selbst, in Betrachtung; so thut ein Hayn von großen majestätischen Eichen viel mehr Wirkung, als ein neugepflanzter. Mannichfaltigkeit ist aber dem Geiste noch weit unentbehrlicher als Größe: eine ewige Monotonie ermüdet, und daher erregen nichts als glatt geschorne Hecken und geschnirkelte Parterre bald Ekel. Diese beiden Eigenschaften erhalten ihre

Vollkommenheit von der Schönheit, die sich in Ansehung der Landschaft auf zwey wesentliche Punkte, Farbe und Bewegung vereinigen läßt. Gute Verhältnisse sind zwar auch ein Theil der Schönheit, aber die Natur scheint sich bey Landschaften nicht so genau daran zu binden, und also hat der Gartenkünstler auch mehr Freyheit darin. Durch die Farbe und die glückliche Beobachtung der Schattirungen lassen sich unstreitig herrliche Wirkungen bey neuen Anlagen bewürken: in vielen englischen Parks hat man darauf Rücksicht genommen, und glückliche Wirkungen hervorgebracht. Dieß ist vielleicht nach des Recensenten Meinung das, worauf unsre deutsche Künstler bey den bisherigen Anlagen am wenigsten gesehen haben: vielleicht hatten sie es auch nicht immer in ihrer Macht, zumal wenn man ältere Pflanzungen nur auf die neuere Art einrichtete. Hier werden einige gute Regeln dazu gegeben. Die Bewegung, oder das, was die Maler in ihren Landschaften die Staffirung nennen, ist allerdings ein nöthiges Stück, und jemehr der Garten bewegliche Aussichten (vues mouvantes) auf Dörfer, Heerden, Flüsse und Seen, die mit Fahrzeugen belebt werden, anbringen kann, desto besser ist es.

Das Neue und Unerwartete ist bey einer Anlage desto nöthiger, jemehr die Seele durch Ueberraschung gerührt und zum lebhaften Gefühl gereizt wird. Ist der Künstler hierin glücklich, so werden seine Anlagen sich gewiß Beyfall erwer-

werden. Der Plan muß daher nie auf einmal ganz in die Augen fallen; jemehr er verbergen kann, destomehr wird die plötzliche Erscheinung bewegen. Diese Bemühung zu überraschen, muß aber nicht auf Spielwerke fallen, die unter der Würde des Gartens sind, und wider den reinen Geschmack streiten. Die Ueberraschung wird oft sehr glücklich durch den Kontrast erreicht, indem man von einem Gegenstande zu einem andern, ihm ganz entgegengesetzten, geführt wird. Die hier deswegen gegebene Regeln kann sich der Künstler nicht genug einprägen, wenn er nicht, wie manche Engländer gethan haben, in große Fehler verfallen will. Bey uns wird man solche weniger begehen, weil unsre Anlagen nicht von dem großen Umfange sind, wie in Großbritannien. Inzwischen haben wir doch, wenn wir gleich nicht mit den Chinesern, nach Chambers Bericht, Eulen, Wölfe und Tyger in den Wäldern erschallen lassen, und Galgen und Räder aufrichten, um fürchterliche Scenen vorzustellen; auch manches Widrige in unsern Gärten nach altem Geschmacke, als da sind die Wasserspeyenden Löwen, Drachen, Wallfische, und andre Ungeheuer, die außer dem Unangenehmen, auch ganz wider die Illusion laufen: welcher Löwe speyt Wasser, und welcher Wallfisch lebt in einen kleinen Behältnisse süßen Wassers?

Im zweyten Abschnitte kommt der Verfasser auf die verschiedenen Charaktere der Landschaft und ihre Wirkung. Sie hängen entweder von

der Gestalt des Landes, als der Ebene, Anhöhe und Vertiefung, oder von der Ausbildung und Belebung desselben, durch Felsen, Hügel, Berge, Gehölz, Wasser, Wiesen, Aussichten und Zufälligkeiten ab. Jeder Theil wird besonders durchgegangen: wir können den Verf. aber unmöglich in den treffenden und nützlichen Anmerkungen über jeden folgen. Zuletzt werden einzele Gegenden charakterisirt, als die reizenden, die sanft melancholischen, romantischen und feyerlichen. Von jeder Art liest man Beyspiele. Zu den romantischen Gegenden zählt Herr Hirschfeld den Staubbach mit dem Thal Lauterbrunn. Wer, wenn er so glücklich gewesen ist, diesen Wasserfall zu sehen, fühlt nicht noch den Eindruck dieser prächtigen Scene? Hier ist sie fein gestochen: noch weit schöner nimmt sie sich aber in den ausgemalten Schweizerprospekten des Hrn. Aberli aus. —

Im zweyten Bande kommt der Verfasser zu den Vorschriften, welche die wirkliche Anlage drr Gärten betreffen; und redet zuerst vom Platze. Wichtig ist allerdings die Regel den natürlichen Charakter einer Gegend zu untersuchen, um darnach die Anlage zu machen, und nicht mit vielen Kosten etwas zu erzwingen, das den Charakter derselben entgegen ist. Hier wünschten wir ein paar Worte zum Lobe des liebenswürdigen Dichters Shenstone. Warum werden die Leasowes, als eine vollkommene Hirtenscene noch immer von Engländern und den Frem-

den bewundert? Eben darum, weil er das glückliche Talent hatte, seine Gegend zu nutzen, und seine Anlage ganz ihrem Charakter eigen zu machen, daher gefällt sie jeden, der auch nicht weiß, daß die Ursache in dem innern Gefühle liegt, welches die sanfte Uebereinstimmung aller Theile zum Ganzen erregt. Aus einem nicht genug studirten Charakter der Gegend rührt es insgemein her, daß manche Anlage mit der Verwüstung angefangen wird, wogegen Hr. Hirschfeld mit Recht eifert, und davor warnet. Man räumt zuförderst alles weg, und mancher Baum, der durch 100 und mehr Jahre seine edle Form erhalten, wird unbarmherziger Weise niedergeschlagen, anstatt, daß er bey reifer Erwägung und gehörig genutzt eine große Wirkung thun könnte.

Die Bäume und Sträucher sind die wesentlichsten Stücke zur Anlage eines Gartens: mithin hat der Verfasser auch vielen Fleiß darauf gewendet, sie nach ihrer Größe, nach den Wirkungen der Farbe der Blätter, u. s. w. in Klassen zu bringen. Unsre klassischen Schriftsteller, du Roi und Münchhausens Hausvater, haben hier zur Grundlage gedienet, aber wir finden doch manches Eigne, Neue, und besser Geordnete. Sollten aber die mit recht angepriesenen Magnolis und Plumeria, und andre mehr in dem nördlichen Theile Deutschlands in Pflanzungen dauerhaft aufwachsen? Zu wünschen ist es allerdings um ihrer Schönheit willen.

Die folgenden Absätze von der Anordnung des Baumwerks sind umständlich, wie es die Materie erforderte, abgehandelt, und gehören zu den vorzüglichsten des ganzen Werks. In den Baumgruppen ist der Verf. dem Whately ganz gefolgt, weil er die Materie ziemlich erschöpft hat. Nach diesen kommen: der Hain, der Wald, die Waldung, worunter hier eine unordentliche Sammlung von Wald, Klumpen, einzelen Bäumen und Gebüsch verstanden wird, das Gebüsch, und die Wildniß. Von der bey uns, wie wir bereits erinnert haben, noch nicht genugsam bekannten Malerey des Laubwerks, kommt hier eine gute Anleitung vor. Der Gartenkünstler muß, wie der Landschafter, der Natur die mancherley Vortheile des Lichts und Schattens ablauschen. Das mit Weiß und Gelb vermischte Grün muß sich den Augen zunächst zeigen, sodann das Lichtgrün, hierauf das Braungrün, und endlich das Dunkelgrün und Schwärzliche folgen. Das Dunkelgrün gehört für die Ferne, und das Hellgrün vornehmlich in die Nähe. Anders muß der Kontrast und die Schattirung bey großen Massen, als Wäldern und Haynen, anders bey einzelen Partien, als Gruppen und Gebüschen, beobachtet werden. Bey Gelegenheit der im Walde anzubringenden Scenen sind vier sehr angenehme Erfindungen eingerückt, die Hrn. Brandts Talente zeigen. Weil sich auch für waldigte Scenen hauptsächlich Grabmonumente schicken, so finden wir hier

hier das bereits sonst bekannte Grab des Rousseau zu Ermenonville sauber von Thönert gestochen; und eine Idee zu Sulzers Denkmal ebenfalls von Brandt.

Von den Alleen ist viel gesagt, und sie werden nur in manchen Fällen, z. B. als Zugänge zu Landsitzen, gut geheissen. So sehr Rec. die Natur und den englischen Geschmack liebt, so dünkt ihm doch, daß man den Alleen ihr Vorrecht gestatten kann. Ein hoher gewölbter Gang, in gerader Linie, ohne dem Zwang der Scheere unterworfen zu seyn, zumal wenn er auf einen interessanten Gesichtspunkt geführt ist; und nur nicht gar zu lang ist, hat doch viel Edles, und seinen eignen Reiz. Will man die Alleen ganz aus den Gärten bey Landsitzen, die von keinem großen Umfange sind, verbannen: so verursachen vielleicht die ewigen geschlängelten Gänge eben den Ueberdruß, den man den Alleen zuschreibt. Ein Garten mit lauter Alleen hat unstreitig viel Einförmiges: so wie die ehemals beliebten Sterne, die man in den Parks anzubringen pflegte. Daß der Verf. die Labyrinthe mit dem geschmackvollen Home für Getändel erklärt, kann man sich vorstellen. Um das Maaß des Abgeschmackten voll zu machen, hat man in dem ehemals so gepriesenen Labyrinth von Versailles den ganzen Aesop in kleinen Fontänen vorgestellt, und man stößt wechselsweise auf Füchse, Frösche, Vögel, und das halbe Thierreich, welches Wasser speyet.

Im dritten Abschnitte lehrt der Verf. wie man die Blumen nutzen soll, ohne in den Fehler der Verfertiger der französischen Blumenbeete zu fallen, die Addison gar artig die Sonnetmacher in dieser Kunst nennt. Im vierten kommt er auf den Rasen, welche einen wesentlichen Theil der Gärten im englischen Geschmack ausmachen. Die Vorschriften sind gut, aber wenn man sie auch noch so genau in der Anlage befolgt: so werden wir in den wenigsten Gegenden Deutschlands (vielleicht noch am ersten in den feuchten Marschgegenden Hollsteins, wo Hr. Hirschfeld lebt) schwerlich jemals die Schönheit des feinen englischen Rasenteppichs vollkommen erreichen. Das feuchte gelinde Klima: die selten lang anhaltende große Hitze und Dürre, sind dort die vornehmste Ursache: und dieser kommen sie durch die fleißige, aber auch durch die vielen Hände kostbare Wartung zu Hülfe: jede Pflanze, die nicht grasartig ist, und spitzige Blätter hat, sticht man sorgfältig aus, der Rasen wird beständig ganz kurz mit eignen kleinen Sicheln abgeschoren, und gewalzt, u. s. w. wodurch er das Ansehen des feinsten Teppichs erhält. Dieß verursacht bey großen Rasenpartien ansehnlichen Aufwand. Es fehlt unsrer Sprache ein Wort, welches das Lawn der Engländer ausdrückt; das Wort Wildbahn wird dafür angenommen, und es kann auch bleiben, wenn man sich nur nicht wie vormals einen Aufenthalt des Wildes, sondern einen freyen ebnen Platz darunter gedenkt,

der mit Rasen bekleidet, und mit Gebüsche und Waldung umgeben ist.

Das Wasser zeigt sich unter sehr vielen Veränderungen, und alle geben, am rechten Orte angebracht, den Parks Leben, Abwechselung, und die angenehmste Zierde. Die Lagen am Meer sind glücklich, aber selten; Landseen sind wichtige Theile eines großen Reviers; wo sie fehlen, lassen die Engländer sie von ansehnlichen Umfange ausgraben; wobey man sich aber hauptsächlich vorzusehen hat, daß sich nirgends Kunst verräth. Inseln auf denselben, sind der schönsten malerischen Lagen fähig, aber sie müssen mit kluger Auswahl und in geringer Menge angebracht werden. Der Verfasser hat die Beschreibung des Sees bey Keswich aus dem Young eingerückt, sie verdient es, und seiner romantischen Lage wegen wird er sowohl als der Winander See, jener in Cumberland, dieser in Lancastershire, beständig von den Engländern besucht. Darauf folgt die Beschreibung des Genfer Sees, welcher weit größer ist, und Annehmlichkeiten von ganz andrer Art hat. Der Teich ist viel kleiner als der See, hat aber vieles mit ihm gemein, insonderheit, daß man ihm das Ansehen der Kunst, folglich die regelmäßige Form voriger Zeit benehmen muß. Wo möglich, soll man ihnen Ab- und Zufluß zu geben suchen, damit sie ein reines klares Wasser behalten, welches sie und alles Umliegende unendlich verschönert. Der Strom, der Fluß, und der Bach

 haben

haben einen verschiedenen Charakter, jeder hat seine Schönheiten, die hier deutlich aus einander gesetzt werden. Eben so verschieden sind auch die fallenden Wasser, die hier in den Wasserguß, den durch die größere Masse würksamern Wasserfall, und den durch mehrere Schnelligkeit und Heftigkeit tobenden Wassersturz getheilt werden. Die leztern hat sich die Natur vorbehalten: und die schwächere Kunst muß ihr weichen. Einige solcher Wasserstürze, die allemal die Bewunderung der Reisenden erregen, werden hier beschrieben; ein paar in der Schweiz, nämlich in dem Urseler Thal, und im Walliserlande, ein paar in Italien zu Tivoli und Terni, und der zu Niagara in Canada. Ein Schwede würde vielleicht wünschen, seinen großen Wasserfall zu Trollhätta in Westgothland hier ebenfalls aufgeführt zu sehen. Zulezt war es uns angenehm, die Springwasser doch nicht ganz aus den Gärten verbannet zu sehen. Die Natur selbst zeigt uns einzele emporsteigende Strahlen von Wasser, warum wollen wir sie ganz verwerfen, da ihr Geräusch und die Erfrischung der Luft doch so viel Anmuth verbreiten? Freilich müssen sie am rechten Ort angebracht werden: und nichts Getändeltes, als eine Allee von Fontänen zu Tivoli und in Versailles, haben, auch ohne Wasserspeyende Thiere und Menschen seyn, davon die königlichen französischen Lustschlösser strotzen.

Der lezte Abschnitt dieses Bandes giebt Vorschriften, wie die Wege und Gänge in den

Gär-

Gärten anzulegen sind. Mit Behutsamkeit angebracht sind die geraden Gänge nicht schlechterdings zu verwerfen: sie thun oft eine gute Würkung, nur müssen sie nicht gar zu lang seyn; sie sind auch nicht wider die Natur. Um das bisher Vorgetragene in der würklichen Ausführung zu zeigen, so folgen im Anhange Beschreibungen von Gärten und Parks, als Herschenberg und Sielbeck in Hollstein, die Gärten zu Darmstadt, die Parks zu Envil, Hackfull, Painshill, und Persfield, in England, und der zu Guiscard in Frankreich.

Bisher hatte der Hr. Verfasser blos die Theile des Gartens betrachtet, die unmittelbar mit der Natur in Verbindung stehen, nunmehr kommt er im dritten Bande auf die Werke der Kunst, nämlich auf die verschiedenen Arten der Gebäude, die zum Nutzen und zur Zierde gehören. Der erste Abschnitt betrifft die Lustschlösser und Landhäuser, und gehört für den eigentlichen Architekten. Sie werden hier nur nach ihrer Lage, Anordnung, Verzierung, und in so weit sie mit dem Garten in gewissen Verbindungen und Verhältnissen stehen müssen betrachtet; und allenthalben kommen die besten und geschmackvollsten Vorschriften vor, wie alles in Beziehung auf die Gartenkunst angelegt werden muß; Erinnerungen die manchen unserer Architekten nöthig sind, weil man nur gar zu oft sieht, daß sie wider das Charakteristische der Landhäuser anstoßen. Mit Recht wird hier Paul Deckers

ausschweifender Geschmack in seinem Fürstlichen Baumeister getadelt, über dessen, mit gothischer Aengstlichkeit gehäufte Verzierungen, ein an die alte griechische Simplicität gewöhntes Auge Ekel und Ueberdruß empfinden muß. Unter den eingedruckten Rissen von Gebäuden kommen schöne Muster vor. Von einer vorzüglichen edlen und simplen Architektur eines mittelmäßigen Landhauses 40 Ellen breit, hat uns der von Hrn. Schuricht angegebene Plan Seite 34. ge[illegible]nen. Richtig ist die Anmerkung, daß die nächste Gegend eines prächtigen Landsitzes mäßig mit Statuen, Vasen, einer Fontäne, und auf andre Art verziert seyn kann, und beynahe einigermassen seyn soll. Die Engländer fallen zuweilen in den Fehler, daß man auf einmal aus einem Palaste voll Marmor und Gold in eine wilde Gegend tritt; dieser Uebergang von der höchsten Pracht der Kunst zur nachläßigen Einfalt der Natur ist zu plötzlich.

Die edelste Form eines großen Landsitzes ist unstreitig ein schönes Mittelgebäude mit zwey Flügeln in gerader Linie. Eine Colonade oder Säulenlaube in der Mitte, worauf ein Giebel ruhet, oder die der langgedähnten Fläche auf eine andre Weise ein Risalit giebt; thut allemal eine vortreffliche Würkung. In England trifft man glückliche Beyspiele davon an. Palladio war der erste, der sie an einigen Villen der Lombarden anbrachte, (sie sind zum Theil in dieser Gartenkunst hin und wieder eingerückt,) allein

die

die Italiäner sind wieder davon abgegangen, vielleicht weil die Säulen zuviel kosten. Doch hat der verstorbene Cardinal Albani an seiner neuen Villa gezeigt, was für edles Ansehen Colonnaden einem Gebäude geben.

Der zweite Abschnitt trägt allerley allgemeine Anmerkungen vor, welche die kleinern theils zur Bequemlichkeit, theils zur Zierde angelegten Gartengebäude betreffen. Sie gehören mehr für ausgedehnte Parks. Hr. Schuricht hat in diesem Abschnitte wiederum Proben von glücklichen und leichten Erfindungen gegeben. Die Engländer überladen ihre Parks mit Gebäuden: wir finden hier den Vorwurf, der ihnen schon häufig gemacht worden, wiederholt, weil Gartenkünstler allerdings davor gewarnet werden müssen. Man stößt oft auf ägyptische Obelisken, griechische Tempel, römische Monumente, gothische Thürme, und chinesische Pavillons in geringen Entfernungen. Kann man sich eine widersinnigere Verwirrung der Zeiten und Länder vorstellen? Die Gartengebäude müssen mit den Charakter ihres Platzes übereinstimmen, und ihre Bedeutung muß gleich ohne Nachdenken empfunden werden. Eine Hauptregel bey der Verbindung der Gebäude mit ihren Revieren ist, daß sie gerade die Lage erhalten, wodurch ihre Wirkung am meisten gewiß und deutlich empfunden wird. Auf ihrer Ausübung beruht der Eindruck des Ganzen: und wenn sie glücklich angewen

wandt wird, so kann man sicher auf das Genie des Künstlers schließen.

Der dritte Abschnitt geht zu den besondern Gebäuden selbst über, als den Tempeln, Grotten, Einsiedeleyen, Capellen und Ruinen. Die Engländer belegen ihre Gartengebäude gemeiniglich mit dem Namen Tempel, und verstehen darunter nicht allein, was die Alten sich vornämlich bey Tempel gedachten, z. E. Tempel der Flora, der Venus, der Freundschaft ꝛc. sondern auch überhaupt, was wir sonst Lusthäuser, oder Pavillons nannten, weil sie diesen Gebäuden insgemein eine Antikenform mit Säulen zu geben pflegen. Diese Benennung und auch der Charakter der Bauart, welche der Griechen ihre nachahmt, paßt aber auf Lusthäuser nicht. Vermöge dieser Nachahmung müssen Tempel edel und simpel seyn, Lusthäuser, Pavillons und Kabinette lassen hingegen weit mehr zierliche Architektur und äußere und innere Verzierung zu. Die Gärten zu Stowe und Kew sind wegen der Tempel vorzüglich berühmt, aber auch zu sehr mit Gebäuden von allerley Art überladen. In Kew sind sie in Absicht auf die Architektur von größerer Schönheit; zu Stowe, welches meistens von Kents Anlage herrührt, besser mit reichen und wohlbearbeiteten Scenen verbunden. Die vornehmsten dieser Tempel sind hier beschrieben und abgebildet, nämlich der Tempel der Eintracht und des Sieges zu Stowe, einer der schönsten in England, und der von der Sonne,

dem

dem Siege, des Aeolus, des Pan, und der Einsamkeit zu Kew. Zu Gartengebäuden soll man allemal den reinen Geschmack der Architektur wählen, und alle chinesischen Pagoden, die nie Schönheit haben, daraus verbannen. Die Ueppigkeit unsers Zeitalters war damit nicht zufrieden; sondern führte türkische Moskeen, die ägyptische, gothische, und maurische Bauart in den Gärten ein; „geht dieß so fort,„ setzt der Verfasser hinzu, so wird die Nachahmung sich bis zu den Ställen der Kamtschadalen verbreiten.“

Den Charakter der Grotten bestimmt der Verfasser aus denen, die uns die Natur vorgebildet, als die berühmte zu Antiparos, Fingals Höhle auf einer schottischen Insel ꝛc. Die Leasowes, und die Höhle des berühmten Pope zu Twickenham geben ihm Beyspiele von richtigem Geschmack. Aber wie sehr haben die meisten Architekten in den Charakter der Grotten gefehlt, und sind oft ins Abentheuerliche gefallen. Die Grotten zu Meudon und St. Cloud, die Grotten vieler unsrer Fürstlichen und Privatgärten sind in wahre Putzzimmer verwandelt. Die Einsiedeleyen sind eben so gemißhandelt worden: die hier deswegen gegebenen Vorschriften sind so richtig, als die mitgetheilten Abbildungen mit Geschmack angegeben. Auffallend und dem Charakter der Einsiedeley, ganz wiedersprechend war dem Recensenten ehemals die so genannte und so gepriesene Eremitage bey Bayreuth. Alles umher kün-

digt

digt Wildniß an; die im Wald zerstreuten Häuserchen, wo vormals vornehme Hofleute wohnten, sahen von außen, wie Klaftern Holz aus, sogar ein den Einsturz drohendes Theater stund zur Erbauung der Eremiten da: trat man aber in die Einsiedeley hinein, so sah man im ausgesuchtesten chinesischen Geschmacke möblirte Zimmer, Vergoldungen, mit einem Worte gerade das, was der Eremit nicht hat. Man hat angefangen in England auch Druidentempel in die Parks zu bringen: ein glücklicher Einfall, der sich besonders für dieses Reich schickt, wo die Druiden vormals ihre Gottheiten in Hainen verehrten, und wo man so viele merkwürdige Ruinen, wie z. B. die ungeheuren Steine zu Stonehenge, von ihnen antrifft.

Die Ruinen sind, unter gehörigen Umständen und Lagen, etwas das in einem Park große Eindrücke macht. Die Engländer haben sie mit Recht in ihre Parks aufgenommen. Die Natur zeigt sie in Landschaften, warum sollten sie nicht in einer mit Geschmack und Kunst bearbeitete Landschaft, wie Parks seyn müssen, geduldet werden. Glücklich, wer wahre Ruinen zum Gesichtspunkte seiner Anlagen machen kann, wie Fountaine's Abby im Park zu Studley in der Landschaft York, und ähnliche in den Parks zu Hagley und Sandbec. Ihre Nachahmung ist allemal schwer, und die größte Kunst, ihnen das Ansehen der Kunst zu benehmen. Aus dieser Ursache sind für England, Deutschland, und

den Norden gothische Ruinen die schicklichsten, weil man daselbst in vorigen Zeiten keine andre, als diese Baukunst kannte.

Von den Gebäuden wendet sich der Verf. nun zu den kleinen Werken der Baukunst, den Ruhesitzen, Brücken und Thoren, die nur kurz behandelt werden; und redet alsdann im 5ten Abschnitte weitläuftiger von den Statuen, Monumenten und Inschriften.

Wir können nicht alles Lehrreiche auszeichnen, was der Verfasser von den Statuen beybringt, die so sehr in Gärten gemißbraucht werden. Auch gute Statuen müssen nicht bis zum Ekel gehäuft werden; aber noch weit unverzeihlicher ist es, wenn man elende Klötze, die kaum eine menschliche Gestalt haben, aufstellet. Unsinn ist es, wenn man Harlekins, oder wohl gar die Personen der italiänischen Komödie etwa ein paar Ellen hoch bildet, wenn man die zwölf Monate als kleine Knaben um ein Parterre der schönsten Frühlingsblumen aufstellt, wie Recensent einst in Holland sah, oder wenn man Schnörkel aus der Architektur auf Postemente setzt, wie in einem gewissen Garten bey Neapel. Selbst Blondel, der Vertheidiger des französischen Geschmacks tadelt die Menge der Statuen in Versailles. Wenn man beym Eingange in die Ludovisische Villa in Rom die Bildsäulen zweyer Gefangenen barbarischen Könige erblickt; so muß das Unschickliche auffallen. Einzelne sparsam angebrachte Statuen einer Flora, Diana,

Pomona, eines Faun, und einer Nymphe ꝛc. sind schicklich; aber der Einfall ist beynahe schon zu oft wiederholt, als daß sie einen lebhaften Eindruck machen sollten. Glücklich ist die Idee in den Elisäischen Feldern zu Stowe, den Tempel brittischer Helden aufgestellt zu sehen. Der Verfasser giebt einen veränderten Entwurf davon, welcher Beyfall verdient, und uns besser gefällt, als das im Anhange beschriebene Normannsthal im Garten zu Friedensburg, dessen Wirkung der Recensent sich unmöglich vortheilhaft vorstellen kann. Es scheint doch immer etwas getändelt und widersinnig zu seyn: hier in norwegischer Tracht Arbeiter des Feldes, Fischer, Jäger, Seefahrer, Musikanten, Tänzer, Bräute, Hausfrauen, Mütter ꝛc. mit wahrem Ausdruck der Gesichtsbildung, samt ihren Werkzeugen, und Putzzierathen versammlet, zu sehen. Die Gesellschaft besteht schon aus 64 Personen, und wird noch vermehrt. Die Statuen sind von weißem Sandstein von den Hofbildhauer Grund gearbeitet, welcher bereits 1783 eine Beschreibung von den damals fertigen, mit Kupfern von Heckel gestochen, herausgegeben.

Die Monumente sind wirksame Mittel das Andenken von Personen zu erhalten, und machen in Gärten einen großen Eindruck: die von Königen, Helden und Staatsmännern schicken sich besser für Städte: aber die von Philosophen, Dichtern, Künstlern, Bürgern und Freunden für Privatgärten. Das hier S. 143 angebrach-

Dichterdenkmal in einer Grotte von Brandt ist ein angenehmes Ideal; aber wo ließe sich's ausführen? Hr. Schuricht hat hier gute Muster zu Monumenten verschiedener berühmten Männer gezeichnet, z. E. von Haller, von dem Dichter Hagedorn, von dessen Bruder, dem verstorbenen General-Direktor der Kunstakademien zu Dresden, und von Kleist. Ueber Geßners Denkmal haben wir schon oben unsre Meinung gesagt.

Die nöthigen Eigenschaften einer Inschrift sind Kürze, Deutlichkeit, Einfalt und Nachdruck. Sie schicken sich theils an Gebäuden und Monumenten, theils auch an Brücken, Portalen rc. Sie können bald eine nützliche Lehre ins Gedächtniß bringen, bald eine Empfindung ausdrücken, die dem Charakter des Orts angemessen ist. Sind sie glücklich angebracht, so thun sie auch eine gute Wirkung. Sie müssen aber nur sparsam anzutreffen seyn, sonst verlieren sie den Eindruck, den sie machen sollen. Die lateinische Sprache ist durch ihre bündige Kürze vorzüglich geschickt dazu; Shenstone hat sie meisterhaft in den Leasowes gewählt: sonst sollen sie in der Landessprache abgefaßt seyn. Nur der Deutsche schämt sich seiner Muttersprache, und zeigt lieber, daß er französisch und englisch gelernt hat. Um bey neuen Anlagen denen behülflich zu seyn, die unsre Dichter nicht genug kennen, sind hier eine Menge Stellen, die sich zu Inschriften schicken, ausgezogen.

Als einen Anhang hat Hr. Hirschfeld Beschreibungen von folgenden Gärten geliefert: Friedensburg, Jägerpreis, Marienlust, Sophienberg und Friedrichsberg bey Kopenhagen; vom Bernsdorfschen in Seeland, vom Schwanser in Mecklenburg, von Brose in Lüneburg, und vom Fürstlichen Garten zu Zelle.

Der vierte Band fängt mit vermischten Bemerkungen über den neuern Gartengeschmack an. Zuerst eine kurze Geschichte desselben in England nach Walpole. Verdienste des Kent, von dem Walpole sagt: Muhamed dachte sich ein Paradis, aber Kent schuf manche. Er starb 1748 im 64sten Jahre, und war zugleich Maler und Baumeister. Pope trug viel zur Bildung seines Geschmacks bey. Nach Kent folgte Englefield, und jetzt steht Brown vorzüglich in grossem Ruf: außer ihm giebt es aber noch viele andre. Der Herzog Archibald von Argyle führte zuerst die ausländischen Bäume und Stauden ein, welche so viel zur Abwechselung und zum Kolorit beytragen. Die heutigen Anlagen kosten in manchen Betrachtungen lange nicht so viel. Wie viel wandte der Holländer sonst auf Blumen? was für Summen erfoderten die ungeheuren Wasserkünste, die Bildsäulen, die Vasen, das Beschneiden der Hecken, das viele hölzerne Gitterwerk, (treillage) u. s. w. Jetzt bringt man Felder und Wiesen in den Park; man bepflanzt nackte Hügel und sandigte Flächen, die nichts eintrugen, man legt ganze

Wäl-

Wälder an, welche Nutzung für die Nachwelt geben, und so verbindet man das Angenehme mit dem Nützlichen. Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß die Nachahmung der englischen Manier selbst auch schon bey uns Einförmigkeit erregt. Man bringt in einen engen Raum geschlängelte Gänge, setzt ein Monument, einen Tempel hinein, legt einen See an, führt einen kleinen Hügel auf, und glaubt einen vollkommnen englischen Garten zu besitzen. In England fehlt es auch nicht an ähnlichen Beyspielen.

Im zweyten Abschnitte wird der wahre Begriff von Garten bestimmt, vermöge dessen besteht das Geschäfte der schönen Gartenkunst darin, daß sie den natürlichen Charaktern der Gegenden nachhilft, um ihre Wirkungen gewisser und eindringender zu machen. Sie führt dieß Geschäfte durch Bearbeitung des Bodens und der Lage, durch Anpflanzung, durch Bebauung und Auszierung aus; und läßt sich dabey von Beobachtung der Natur, von Pflanzenkenntniß, Geschmack und Ueberlegung leiten. Sie lernt von der Natur, um ihre Gehülfin zu seyn. Die Natur zeigt uns selbst verschiedene Anlagen und Gegenden, nach welchen sich eben so viel Gärten daraus bilden lassen. Hr. Hirschfeld macht folgende Eintheilung der Gärten, die er hernach einzeln durchgeht, wovon aber nur ein Theil in diesem abgehandelt wird, die übrigen sollen den 3ten und letzten Band ausmachen.

Gärten: 1) nach dem Unterschiede des Klima.

2) Nach der Verschiedenheit der Lage, a) Berg- b) Thal- c) Waldgärten.

3) Noch dem Charakter der Gegend, a) ein angenehmer, heitrer b) ein sanft melancholischer c) romantischer d) feyerlicher Garten, e) Gärten aus der Zusammensetzung dieser verschiedenen Charaktere.

4) Gärten nach dem Unterschied der vier Jahrszeiten. So weit geht dieser Band.

5) Gärten oder Scenen nach den Tageszeiten; Morgen- Mittag- und Abendscenen.

6) Gärten nach dem Charakter ihrer Besitzer, a) Königliche und Fürstliche Parks der ersten Größe, oder in einem prächtigen Stil, b) für Besitzer von hohem Adel. Parks in einem edlen Stil, c) Privat- und bürgerliche Gärten, d) Landgärten, ländliche Gärten.

7) Gärten, deren Charakter von besondern Bestimmungen abhängt. a) Volksgärten, b) Gärten bey Akademien, c) bey Klöstern, d) bey Hospitälern, e) bey Gesundheitsbrunnen, f) bey Begräbnißörtern.

8) Gär-

8) Gartenmäßige Verschönerungen einzelner Theile eines Landsitzes. a) Vorplatz vor dem Landhause, b) Feldspazierungen, c) Meyerey, d) Thiergarten, e) Weinberg, f) Dörfer, g) Landstraße.

In dem Abschnitte von angenehmen und heitern Gärten ist den Gartenkünstlern, durch die Anordnung der Bäume und Sträucher in besondre Klassen, gewiß ein größer Gefallen geschehen, weil es bey einer geschickten Pflanzung, wo man durch Farben der Blüthen, durch Geruch, oder auf andre Weise Schattirungen und Abwechselungen hervorbringen will, auf eine solche Klassificirung ankommt. Ein andres Verzeichniß ordnet sie nach dem Boden, den sie erfodern. Die Anlegung der Lustgebüsche ist insonderheit fleißig bearbeitet, und zu dem Ende sind allerley Muster zur Pflanzung der Baum- und Gebüschgruppen vorgezeichnet. Diesen Abschnitt schließt eine Reihe von Scenen in einem anmuthigen Garten, nach des Marquis von Gerardin Angabe, und die Beschreibung verschiedner schönen Parks in England und Irrland nach dem Young, z. E. Studley, Workfop, Luton rc.

Bey den melancholischen Gärten führt der Verfasser ein schauderhaftes Beyspiel an, nämlich das Todesthal im Garten zu Denbigh im Surry: bey dem Eingange des Todes Tempel stehen die Geripple eines Straßenräubers und einer berüchtigten Buhlerin auf steinernen Särgen.

Alles trägt zum traurigen Eindrucke bey. In dem Tempel stellen zwey Gemälde, eines den ruhig sterbenden Christen, und das andre die letzte Verzweiflung des Freygeists vor. Glücklich ist hiebey die Statue der Wahrheit, die eine Maske mit Füßen tritt, angebracht. Zu romantischen Gärten muß die Natur fast alles hergeben. Verschiedene dergleichen Scenen werden beschrieben, z. E. der Waldstäter See, der Rheinfall bey Schafshausen, u. s. w. Einige Besitzer solcher Gegenden haben solche in England vortrefflich zu nutzen gewußt, wie man hier aus den Beschreibungen von Ilam, Coken und Craighall sieht. Man kann nichts romantischer sehen, als die Isola bella, diese berühmte, bezaubernde Insel auf den Lago maggiore in der Lombardey. Alles ist zwar Kunst, aber man glaubt, es sey der Aufenthalt einer mächtigen Fee, die diesen Sitz dahin gezaubert habe. Der Verfasser schlägt Bäume, Stauden, Blumen und Pflanzen vor, die sich in solche romantische Scenen schicken.

S. 125. kommt der Verfasser auf den Carlsberg bey Cassel, oder den sogenannten Weissenstein, welches ein heroisches Werk der Architektur, voll Majestät, und im kühnsten Stil angelegt ist. Es wird immer das einzige Werk in seiner Art bleiben; weil es ganz ohne Nutzen ist, und ungeheure Kosten erfodert hat. Man erstaunt, aber es rührt nicht. Selten wird man die bisher angezeigten Arten von Gar-

ten.

tenscenen ganz allein finden, sondern es sind gemeiniglich ein paar oder mehrere mit einander verbunden, da sie sich entweder allmählig in einander verlieren, oder gegen einander abstechen. Von solchen zusammengesetzten Charakteren wird hier ein treffliches Muster in einer weitläuftigen Beschreibung des Sees Killarney in Irrland mitgetheilt.

Im letzten Abschnitte dieses Bandes wird endlich von den Gärten nach dem Unterschiede der Jahrszeiten gehandelt. Die Anlagen der Frühlings- und Sommergärten sind die leichtesten, weil alle Bäume, Stauden und Gewächse alsdann in ihrer größten Schönheit prangen. Wir finden hier ein Verzeichniß der vornehmsten Bäume und Blumen, die in jeder dieser Jahrszeiten blühen. Auch in den Herbstgarten lassen sich noch Schönheiten anbringen. Manche Pflanzen, die hier verzeichnet sind, bekommen sehr malerische Veränderungen des Laubes, andre zeichnen sich durch die schöne Farbe der Beeren aus, noch andre blühen zum ersten, und verschiedene zum zweytenmale; des herrlichen Anblicks des reifenden Obstes nicht zu gedenken. Das Verzeichniß der Staudengewächse, die bis in den späten Herbst blühen, ist zahlreich. Für den Wintergarten gehören die immer grünenden Bäume und Pflanzen, deren die Natur eine Menge für unser Klima liefert. Hieher gehören vornämlich die Nadelhölzer, Epheu, Stechpalmen rc. Wir finden in dem Verzeichnisse

schiedene Bäume aufgeführt, die bereits du Roi für zu zärtlich in unsern Wintern hält, andre verlieren, wenigstens in Sachsen, die Blätter; im wärmern südlichen Deutschland mögen sie vielleicht im Freyen ausdauern; manche thun es kaum in England, wo die Winter gemäßigter sind als bey uns. Nach Millers Angaben können wir uns nicht allemal richten. Die mildere Gegend von Mannheim duldet schon manchen Baum, nach des Hrn. Regierungsrath Medikus Angabe, den das nördliche Deutschland erfrieren läßt. Bey verschiedenen englischen Parks sind Reitbahnen (ridings) für den Winter angelegt, die man als Wintergarten betrachten kann. — Im Anhange finden wir, außer der Beschreibung einiger Gärten und Parks in Schleswig und Holstein, auch die von Gotha und Weimar, von Harbke, das durch des du Roi wilde Baumzucht so bekannt geworden, und unstreitig mit der größten und nutzbarsten Anlage prangt; den Beschluß machen die berühmten und schon öfter genannten Leasowes in England.

Wir hoffen, daß unsre Nachricht von diesem nützlichen Buche bey solchen von unsern Lesern, die Gärten besitzen, oder auch nur Gartenfreunde sind, die Begierde erwecken wird, es genauer kennen zu lernen: wir behaupten, daß sie es insgesammt lesen sollten, weil wir in diesen Fache kein besseres und vollständigeres Buch haben, und sehen dem letzten Bande begierig entgegen.

IV.

IV.

Metastasio, eine Skizze für seinen künftigen Biographen, entworfen von Joseph von Retzer. Wien, gedruckt bey Trattnern. 1782.

Dieser kleine Aufsatz enthält, wie schon der Titel besagt, keine Lebensbeschreibung des Dichters, sondern nur das, was die Franzosen Memoires nennen; Nachrichten, die einem künftigen Lebensbeschreiber nützen können; und in dieser Rücksicht verdient die Schrift um so mehr Lob, weil nicht nur die Materialien mit Fleiß gesammlet sind, sondern auch die Schreibart, im Ganzen genommen, Verdienste hat.

Metastasio wurde 1698 zu Rom geboren: sein eigentlicher Geschlechtsname war Trapassi, allein nach der damaligen Gewohnheit verwandelte sein Lehrer Gravina ihn in den griechischen Metastasio, den der Dichter hernach beständig führte. Zu der Gunst dieses Mannes, der ein Rechtsgelehrter und Philolog war, verhalf ihm sein ungemeines natürliches Talent, mit der größten Leichtigkeit Verse aus dem Stegreife zu machen. So gern man aufs Wort glaubt, daß Metastasio schon in seinen ersten Jahren mehr Verse machte, als andere junge Leute von gleichem Alter, so würde man es doch etwas weniger glaub-

glaubwürdig finden, daß ihm dieses frühzeitige Talent bey einem Rechtsgelehrten beliebt machte, wenn nicht Hr. von Retzer, zum Beweise für diese Anomalie, einen Brief von Metastasio angeführte, der 1751 an den Grafen Algarotti geschrieben wurde. Er sagt darinne: „Ich läugne nicht, daß sich bey mir ein mehr als gewöhnliches, zu Harmonie und Sylbenmaaß geschicktes, natürliches Talent früher als es gewöhnlicher Weise zu geschehen pflegt, entdeckt habe (hat): nämlich zwischen dem zehnten und eilften Jahre meines Alters. Diese außerordentliche Erscheinung nahm meinen großen Lehrer Gravina so sehr ein, daß er mich schätzte, und als ein seiner Pflege würdiges Erdreich wählte.“ In der Schule dieses Mannes wurde unser Dichter vorzüglich mit der griechischen Litteratur bekannt. „Uebrigens,“ sagt der Verfasser, „widmete Gravina den jungen Metastasio und seinen Bruder der Rechtsgelehrsamkeit, durch eigene Erfahrung belehrt, daß diese Wissenschaft ihren Zöglingen nicht nur unfruchtbaren Ruhm, sondern auch mehr als hinlänglichen Lebensunterhalt verschaffen könne.“ (verschaft oder verschaffen kann.) Wir sehen den Sinn dieser Galanterie, die Hr. von Retzer der Rechtsgelehrsamkeit im Vorbeygehn macht, nicht wohl ein: warum soll diese Wissenschaft unfruchtbaren Ruhm verschaffen? oder sieht der Verfasser dieses Beywort als eine beständige Eigenschaft des Ruhms an, so thut er ihm Unrecht:

recht: Metastasio hatte ja dem Ruhme sein ganzes Glück zu verdanken: würde er nicht in Rom wegen seiner Verse aus dem Stegreife frühzeitig berühmt, so würdigte ihn Gravina seiner Aufmerksamkeit nicht, so setzte er ihn nicht zu seinem Erben mit 30000 Gulden ein, so konnte Metastasio nicht die Rechtsgelehrsamkeit bey Seite setzen, und sich blos den Musen widmen, so kam er nicht mit 4000 Gulden Gehalt in kaiserliche Dienste: diese ganze Reihe von glücklichen Begebenheiten hängt von dem Ruhme ab, den der junge Dichter sich in Rom erwarb. Freilich konnten tausend Andre eben so gute Verse machen wie er, und eben so bekannt in Rom werden, ohne deswegen 30000 Gulden zu erben, und es gehört also zum Ruhme, wenn er auch für unsere Finanzen vortheilhaft seyn soll, noch ein anderes, den Sterblichen unerforschliches Ding, das man Glück nennt; allein, wen diese Göttin nicht in ihren Schutz nimmt, den macht weder Ruhm, noch Wissenschaft, noch Talent, noch Rechtsgelehrsamkeit reich: die Anzahl der Juristen, die als gut besoldete Hofräthe oder Geheimde Räthe sterben, ist nicht sehr groß, und wenn mans genau untersucht, so haben die wenigsten der Jurisprudenz ihr Vermögen zu verdanken. Wir müssen uns nicht gewöhnen, alles nur von der Finanzseite zu betrachten, sonst werden wir kalte Seelen, die nichts Großes und Edles hervorbringen können.

Wir

Wir wünschten daher, daß Hr. von Retzer statt dieses Kompliments, lieber die Sache in ihr gehöriges Licht gestellt hätte. Im Grunde mochte Gravina nur aus Prädilektion für seine eigene Wissenschaft den jungen Trapassi dazu bestimmen; denn daß er bey seinem Schüler keinen grossen Hang dazu bemerkt haben konnte, das sieht man daraus, weil Metastasio nicht lange darauf in den geistlichen Stand trat. Seine Hauptneigung war die Dichtkunst, wovon er schon im vierzehnten Jahre einen Beweis durch ein Trauerspiel gab, das er in einem Briefe so beurtheilt: „das Trauerspiel Il Giustino, welches ich mit vierzehn Jahren (im vierzehnten „Jahre) geschrieben hatte, da das Ansehn eines berühmten Meisters meinem Geiste noch „nicht erlaubte, einen Schritt von der gewissenhaften „Nachahmung der Griechen abzuweichen, „und meine noch nicht reife Beurtheilungskraft „unfähig war, das Gold vom Bley selbst in seinen Minen zu unterscheiden, die er mir damals „zu eröffnen anfieng."

Gravina setzte ihn, wie schon gesagt worden ist, mit ungefähr 30000 Gulden zum Erben ein, worauf der junge Dichter sich seiner Neigung zur Dichtkunst ganz überließ, und im 26sten Jahre mit der Didone abandonata seine Laufbahn eröffnete. Fünf Jahre darauf bekam er einen Ruf nach Wien durch Vermittelung des damaligen Hofdichters, Apostolo Zeno, der glücklicher Weise in sich ging, und freywillig eine

ne

ne Stelle niederlegte, wozu er nicht geboren war: er schlug den jungen Metastasio dazu vor, und der Verf. glaubt, daß ihm diese Wahl mehr Ehre machte als seine Werke, weil sie ein Beweis von seiner richtigen Beurtheilungskraft und seinem gesunden Geschmacke wäre. Im Jahre 1730 kam also unser Dichter nach Wien, und erhielt 4000 Gulden Gehalt. (Es ist sehr zu bedauern, daß alle Ausländer ihre Sprache so sehr lieben, als wir unsere verachten: denn sonst könnten die deutschen Musen ihre Zuflucht zu ihnen nehmen, und vielleicht bey ihnen die Aufmunterung finden, die Deutschland so oft dem fremden Talente erwiesen hat. Allein die damaligen Zeiten entschuldigen es allerdings, daß ein Italiäner und kein Deutscher diese 4000 Gulden bekam.)

Die Höfe zu Wien und Madrit überhäuften ihn mit Geschenken und Beweisen einer wahren gefühlten Hochachtung: für I Voti publici, die er nach Franz I. Tode herausgab, erhielt er eine Dose mit Diamanten besetzt, und mit dem Bildnisse der Kaiserin Theresia geziert, nebst einem Handschreiben, dessen Schluß eine Anweisung zu einer jährlichen Pension von 12000 Gulden war, die er neben seinem ordentlichen Gehalte seitdem genoß. Für die zwey Opern Il Re Pastore und Eroe Chinese, die 1751 von Kavalieren und Damen vorgestellt wurden, empfing er einen goldnen Leuchter mit Blenden; „damit er „seine Augen schonen könnte,“ setzte die Kaiserin hinzu.

hinzu. Unter den übrigen Geschenken, die hier angegeben werden, ist das vom Könige in Spanien Ferdinand VI. für die Isola disabitata merkwürdig: er schickte dem Dichter für dieses Stück eine goldne und vier silberne Büchsen, und in einer jeden 15 Pfund spanischen Toback — facit 75 Pfund. Der Besuch des Großfürsten und der Großfürstin bey ihrer Anwesenheit in Wien, und die Freygebigkeit der Kaiserin von Rußland, die auf 80 Exemplare von der neuesten Pariser Quartausgabe seiner Werke subscribirte, sind neue Beweise, in welcher Gunst er bey den Großen stand.

Außer diesen Gunstbezeugungen des Glücks, hatte ihm auch die Natur einen schönen Geist in einem schönen Leibe gegeben. „Er war von mittlerer (mittler) Statur, mehr fett als mager, „hatte wohl proportionirte Gliedmaßen, sehr regelmäßige Gesichtszüge, braune, überaus „scharfe und durchdringende Augen, eine Habichtsnase, einen etwas großen, aber doch wohl „geformten Mund, das Gesicht war weiß, und „hatte viel natürliche Farbe.“ Ohne jemals eine tödtliche Krankheit auszustehn, behielt er alle seine Sinne ungeschwächt bis ins höchste Alter, und erst seit 1741 klagte er oft über Nervenzuckung und hypochondrische Anfälle, die aber auf seine natürliche aufgeräumte Laune wenig Einfluß hatten. Er scheint ein wenig der Mann nach der Uhr gewesen zu seyn: Schlafengehn, Aufstehn, Essen und Trinken, jedes hatte seine eigene

ne bestimmte Zeit: zur nämlichen Stunde ging er alle Sonntage in die nämliche Kirche, und am nämlichen Orte in der nämlichen Kirche hörte er alle Sonntage die Messe; er scheint über sich selbst wegen dieses Punkts zuweilen gespottet zu haben, weil er einmal gesagt hat, daß er nur deswegen nicht in die Hölle möchte, weil dort nullus ordo sed sempiternus horror wohnte. Zu einer bestimmten Stunde schrieb er Briefe, zu einer bestimmten Stunde machte er Verse. „Wie sich dieser so genau angemessene „Gang,“ setzt Hr. von Retzer hinzu, „mit „dem allgewaltigen Drange der Begeisterung ver„einigen läßt, mögen Psychologen entscheiden.“ Uns däucht, das Räthsel läßt sich ohne tiefe Kenntniß der Psychologie auflösen, wenn man bedenkt, daß Musiktexte keinen großen Drang der Begeisterung erfodern, noch zulassen. Als dramatischer Dichter betrachtet, ist er kalt: es herrscht ein gewisser gemäßigter einförmiger Fluß der Ideen und Empfindungen in seinen Werken; aber das ist gerade recht für den Komponisten, dem die Arbeit allemal weniger schwer wird, je weniger der Dichter stark gedacht und empfunden hat. Außerdem ist die musikalische Poesie erstaunend enge, und besteht nur aus einer gewissen Anzahl von Bildern und Empfindungen, die sich hörbar machen, das heißt, mit Tönen ausdrücken lassen. Der musikalische Dichter hat also nur zu sorgen, daß er diese Bilder und Empfindungen so auf einander folgen läßt, wie es zur

Hervorbringung der Kontraste in der Musik nöthig ist, und daß er ihnen Mannichfaltigkeit in Darstellung und Ausdruck zu geben sucht. Alles dieses ist ein Werk des Studiums, der Ueberlegung: ein hoher Grad der Begeisterung thäte hier Schaden, weil alsdann die Ideen zu gehäuft sich zudrängten, und der Ausdruck so stark würde, daß ihn der Komponist nicht erreichen könnte. Solche Arbeit geräth am besten, wenn man sie Stundenweise macht. Auch ist die italiänische Sprache nicht blos wegen ihres Wohlklangs zur Musik geschickt, wie man gewöhnlich glaubt, sondern weil ihre innere Einrichtung keine gehäufte Zusammendrängung der Ideen und keinen sehr starken Ausdruck der Empfindung zuläßt: ihre stärksten Stellen, die der Recensent kennt, sind Pfeile, in Zuckerwasser getauchet: sie kitzeln das Herz, statt es zu verwunden. Er wünscht, daß jemand, der mit der italiänischen Litteratur bekannt ist, einige der stärksten Stellen aus Trauerspielen und Gedichten sammelte, um dieses Urtheil auf die Probe zu stellen.)

Vormittags von 11 bis 2 Uhr, und Abends von 8 bis 10 Uhr ging er zur Gräfin von Althan, und als diese todt war, brachte er diese nämlichen Stunden bey dem Grafen von Perlas zu: von 6 bis 8 Uhr kamen regelmäßig zwey Freunde, ein Graf von Canal, nebst dem Reichshofrathspräsidenten von Hagen, zu ihm, um mit ihm die griechischen und lateinischen

Schrift-

Schriftsteller zu lesen, welches in chronologischer Ordnung geschah, und wenn sie den letzten durchgelesen hatten, so fingen sie bey dem ersten wieder an. Horaz war so sehr sein Liebling, daß er ihn in seinem hohen Alter fast noch ganz auswendig wußte.

„In den Religionsübungen," sagt Hr. von Retzer, „war er, wie in allen andern Handlungen, äußerst genau, schlug in der Religion zwischen dem schwankenden Skepticismus, der so vielen Rechtschaffenen das Leben hienieden verbittert, und dem die Vernunft entehrenden Aberglauben, doch mehr letzterem als ersterem geneigt, glücklich fast immer den Mittelweg ein, und fand es für seine Ruhe zuträglicher zu glauben, als zu untersuchen," — (das heißt, mit weniger Worten, er glaubte, was die Kirche glaubt, und war bigot. Der Recensent hat natürlicher Weise nichts darwider einzuwenden; denn jeder Mensch muß am besten wissen, was seiner Ruhe am zuträglichsten ist, aber wider die Schilderung des Skepticismus, wie sie Hr. von Retzer macht, muß er sich eine kleine Einwendung erlauben. Der Verfasser scheint das Zweifeln eines unphilosophischen Geistes mit dem Skepticismus zu vermischen: jenes macht ängstlich und verbittert das Leben, weil ein solcher Mensch im Finstern herumtappt, Verstand genug hat, um das Falsche mancher wohlhergebrachten Wahrheiten zu muthmaßen, aber doch nicht genug Scharfsinn und Helligkeit des Kopfs, um die

Gründe dafür und dawider gehörig abzuwägen, zu beurtheilen, und sich nach ihnen zu entscheiden. Der Skepticismus hingegen ist eine Methode der philosophischen Spekulation, und besteht darinne, daß man nichts als ausgemachte unumstößliche Wahrheit glaubt, sondern die Meinungen über jede Sache nebst den Gründen dafür und dawider untersucht und vergleicht, daß man solche, die uns wahrscheinlich vorkommen, unterdessen annimmt, ohne dabey zu vergessen, daß wir vielleicht einmal Gründe finden können, die uns von der Wahrheit des Gegentheils überzeugen: geschieht dieß, so nehmen wir das Gegentheil als wahr an. Diese Denkart giebt ungleich mehr Beruhigung als die dogmatische, wo man sich so leicht betrügt, und aus Gründen etwas zu glauben vermeynt, das man eigentlich nur aus Gewohnheit und Vorurtheil glaubt: stößt man auf einige starke Gegengründe, so steht der arme Dogmatiker mit seinen festgeglaubten Wahrheiten da, und weiß sich nicht zu helfen. Der Skeptiker hat das nicht zu besorgen: es können ihm morgen die wichtigsten Gründe wider sein angenommenes System entgegenkommen; er untersucht sie kaltblütig, verwirft und behält, was ihm falsch oder gut dünkt. Allein, man kann diese Denkart nicht eher annehmen, als bis man das Feld der menschlichen Wahrheit großentheils durchwandert ist, und es im Ganzen übersieht. Hr. von Retzer hätte also sagen sollen, „Metastasio glaubte so fest, daß er nie zweifel-

te,

te, weil er nie untersuchte," und von da ist nur noch ein halber Schritt zur Bigotterie und zum Aberglauben.

Wir Auswärtige, die wir den Metastasio ganz unpartheyisch betrachten, finden, daß Hr. von Retzer ihn zuweilen zu sehr als seinen Helden behandelt hat: wir wünschen, daß er uns im eigentlichen Verstande Memoires, aber kein Eloge gegeben hätte. Die Einleitung macht ein wenig mißtrauisch gegen ihn, weil sie zu sehr im Tone der Lobrede anhebt, wiewohl man in der Folge gewahr wird, daß er kein Mißtrauen verdient. Sie lautet also:

„Der Mann, der dem seit Ariosto und Tasso gesunkenen Ruhme der Musen Italiens den alten Glanz wieder gab, dessen Werke von Lisbona (Lissabon) bis Petersburg nicht nur allgemein geschätzt, (sollte wohl heissen, gern gehört werden, wenn sie gut komponirt sind,) sondern auch allgemein gelesen werden, (nein) selbst allgemeiner als Ariosto und Tasso, (nein) weil er von den Fremden leichter als sie verstanden wird, und seine Schriften, um ganz genossen zu werden, weniger *) Anstrengung des Geistes als ein Herz, das fühlen kann, voraussetzen; Er, den die allgemeine Bewunderung Europens wie Voltaire mehr als ein halbes Jahrhundert, aber ungestörter als Voltaire genoß, kurz Metasta-

*) Es muß entweder heißen — nicht mehr Anstrengung — als ein Herz" — oder "keine Anstrengung — sondern nur ein Herz. —

sio hat seine eben so lange als ruhmvolle Laufbahn vollendet."

Der Recensent muß gestehn, daß er sich hier ein wenig bedachte, ob er weiter lesen sollte, weil hier offenbar einige Falsa begangen worden sind. Metastasio hat als musikalischer Dichter seine unbezweifelten Verdienste: wir können sagen, daß er der beste musikalische Dichter war, der jemals existirte, aber der beste unter ihnen hat allemal das Schicksal, daß man ihn, gut komponirt, gern hört, aber ohne Musik nicht viel liest. Auch ist es schlechterdings nicht anders zu verlangen: es läßt sich aus Gründen erweisen, daß ein guter musikalischer Dichter wohl allgemein gehört, aber nicht gelesen werden kann, und die Erfahrung beweist es gleichfalls. Voltaire schrieb schlechte Schauspiele zum singen, aber sehr gute zum lesen: wir müssen uns daher wundern, ihn neben Metastasio figuriren zu sehn: diese beiden Männer haben selbst im Ruhme nichts gemein: die Art ihrer Vortrefflichkeit ist ganz unterschieden; der eine dichtete für Ohr und Herz, der andere für Herz, Imagination und Verstand.

Von der Oper sagt Hr. von Retzer (S. 12.) „durch Metastasio erhielt sie jene Vollkommenheit, die unser Vergnügen mit der Vernunft wieder aussöhnte; daß nun der Oper keine Feinde mehr übrigen, (übrig sind) als schale Witzler, die sich nicht überzeugen lassen, es sey nicht unnatürlicher, wenn sich Cato mit einer Arie im

Munde

Munde ersticht, als wenn Brutus seinen Mitverschwornen in fünffüßigen Jamben, in Versi sciolti oder blank Versen eine Anrede hält, und die Heldin mit verliebten Alexandrinern in Ohnmacht fällt; kalte Grübler, die nicht wissen, oder nicht wissen wollen, daß die Chöre der Alten, die von der Musik stets begleitete Deklamation, mit einem Metastasischen Singspiele mehr Aehnlichkeit als mit unserm gewöhnlichen Trauerspiele haben. Sollte man die Chöre nicht als Muster der Arie, die Deklamation nicht als Muster des Recitativs ansehen dürfen?" Nein, das kann man nicht. Nach aller Wahrscheinlichkeit waren die Chöre der Alten entweder in langen choralmäßigen Noten gesetzt, oder höchstens näherten sie sich unserm Arioso: mit der metastasischen Arie haben sie so wenig gemein, als die griechische Musik mit der italiänischen. Auch ist es wohl ganz etwas anders, wenn sich Cato, mit einer Arie im Munde, ersticht, und wenn Brutus eine Rede in Jamben hält: hier wird man so sehr in die Täuschung versetzt, daß man das Unwahrscheinliche einer Anrede in Versen vom Anführer einer Verschwörung an seine Mitverschwornen nicht fühlt, durch die schönste Arie geräth man aber nie in einen so hohen Grad der Illusion, daß man das Unschickliche nicht bemerken sollte, wenn ein ernsthafter Römer sich den Dolch in die Brust sticht, und eins dazu singt. Die Musik schwächt allemal die Illusion, weil sie die Aufmerksamkeit der Seele zwischen Ideen

und Tönen theilt, und weil die Vorstellungen nicht so schnell und gedrängt hintereinander in die Imagination kommen: man bleibt daher immer kalt, und behält Zeit genug, alles Unschickliche und Ungereimte leichter zu bemerken. Der Recensent ist zwar kein Feind der metastasischen Oper, sieht und hört sie gern, wenn ihm Komposition und Vorstellung genug thun, aber er hat immer den großen Fehler an ihr bemerkt, daß sie langweilig ist: sie erweckt so wenig Theilnehmung, daß man zuletzt gar nicht mehr auf die Worte Acht giebt, sondern sich nur an die Musik hält: an das Ermüdende der Recitative will ich gar nicht denken. — Es ist zu verwundern, daß der Verfasser nicht Gelegenheit genommen hat, den Unterschied zwischen den Tragödien der Griechen, wo der Dialog singbar gesprochen, und die Chöre choralmäßig oder im Ariosostyl gesungen wurden, der metastasischen und Gluckischen Oper auseinander zu setzen: es ist unstreitig der wichtigste Punkt bey dem Leben und Thaten seines Helden, und hätte die Schrift noch unterhaltender gemacht. Es konnte dieß sehr genau geschehen, ohne einer von diesen Gattungen zu nahe zu treten; nach dem zu urtheilen, was der Recensent von der Gluckischen Oper gehört hat, ohne eine gesehn zu haben, könnte man vielleicht ihren Unterschied vergleichungsweise so bestimmen, wie er sich zwischen dem heroischen und bürgerlichen Trauerspiele in der Dichtkunst findet.

Die Schreibart des Verfassers ist, im Ganzen genommen, gut, nur merkt man ihr zuweilen etwas von der Mühe an, die er sich gab, seine Perioden zu runden, und seine Ausdrücke zu wählen: die Säße sind daher zu sehr in einander geschoben, und der Fluß der Rede dadurch etwas ungleich geworden. Auch einige Wienerische Ausdrücke müssen wir anmerken; denn der Stil des Verf. verdient, ganz rein zu seyn. Durch mehrere Jahre genoß er den Gehalt, ist ganz undeutsch: es muß heissen, mehr, viele, einige, verschiedene Jahre. S. 4. Er war zu Rom den 3ten Jänner geboren, und erst den 9ten Jänner getauft — entweder muß statt war, wurde stehen, oder zwischen und erst, würde eingerückt werden, — und würde erst: jenes ist besser. S. 8. obwohl er sich — widmete: wenn nach obwohl, obgleich, obschon ein Personalwörtchen folgt, so müssen die beiden Silben dieser Wörter getheilt werden, — ob er gleich, ob ich schon: obwohl ist aus dem Aktenstile, und veraltet. S. 11. wo die meisten Menschen sich ängstlich sorgen, — sorgen ist niemals ein Reciprokum. Beyläufig 30000 fl. — Ungefähr 30000 Gulden, ist besser. Beyläufig ist obiter und niemals circa. S. 13. därfen statt dürfen ist wohl ein Druckfehler. S. 20. wird die Gemahlin des Großfürsten seine anbetenswürdige Gemahlin genennt: so wenig der Recensent dieser Dame das Prädikat abspricht,

so ist es doch außer Romanen und Versen nicht üblich. — Nebst einem schönen Geiste hatte Metastasio auch das Glück, von der Natur körperliche Schönheit zu erhalten, ist etwas preziös: warum nicht lieber. — Nebst einem — erhielt Met. auch körperl. u. s. w.

N. S. Bey Durchlesung dieses Aufsatzes sieht der Recensent mit Bedauern, daß er in dem voranstehenden Titel dem Verleger Unrecht gethan, und ihm etwas von seinem Titel entzogen hat: es ist ihm destomehr leid, da er bey Schriften, die ihm aus Wien zu Gesichte gekommen sind, bemerkt hat, daß die dortigen Verleger auf Unkosten der Sprache ihren Titel zu behaupten suchen. Er hat zuweilen gesehn: „Mit Edlen von Schönfeldschen Schriften,“ litteris a Ghelenianis. Sollte man nicht glauben, daß die Littern das Prädikat eines Edlen von erhalten hätten? Wenn die Franzosen lesen, chez le Noble de Trattnern, so müssen sie nothwendig denken, daß le Noble sein Taufname ist. Solche Solecismen findet man nirgends sonst, und sie verdienen also, daß man sie für unsere hiesigen Leser bey Gelegenheit anmerkt.

Y.

V.

VI.

Vermischte Nachrichten.

Aus Deutschland.

Leipzig. Oesers neueste Allegoriegemälde, bey J. G. J. Breitkopf in 8. (60 Seit.) Herr Kreuchauf, der sich schon durch die Beschreibung des Winklerischen Gemäldesammlung, und andere kleine Aufsätze die Kunst betreffend, rühmlich bekannt gemacht hat, liefert den Freunden der bildenden Künste hier eine Erklärung der herrlichen Allegoriegemälde, womit unser vortrefflicher Oeser das Haus des Herrn geheimen Kriegsraths Müller, eines geprüften und geschmackvollen Kenners und Freundes der Künste, verzieret hat, so wie auch der Plafonds der hiesigen Musiksäle, ferner der, auf dem benachbarten Landsitze zu Gohlis, und dem Ritterguthe zu Nischwitz. „Man geht," sagt der Verfasser, „in dem ersten durch „alle in drey Reihen übereinander liegende Ge„mächer, die mit Geschmack und ohne Pracht „dekoriert sind, unter funfzehn Deckengemälden „hin. Jedes bezeichnet seines Zimmers Be„stimmung, die nicht immer des Erklärers „genauere Anzeige bedarf. Wer sieht und „nachdenkt, der findet überall, durch die Wahl

„der

„der Kunst, die Fragen beantwortet; wo und „bey wem man sich befindet.“ Wir überlassen es den Liebhabern, die Erklärungen in dem Büchlein selbst nachzulesen, da die sehr malerische Beschreibung durch einen Auszug verlieren würde. Von den allhier erbauten Musiksälen haben wir nur unlängst in unserer Bibliothek, so wir von den Deckenstücken in Gohlis, zu der Zeit ihrer Ausführung Nachricht gegeben. — Kreuchauf hat seine Beschreibung dem großen dichterischen Maler, Hrn. Bernhard Rode in Berlin zugeschrieben; und wem konnte er es mit mehrerm Rechte?

Hr. Geyser ist entschlossen, das neuerrichtete Standbild Peter des Großen zu Pferde, nach einer, von dem chursächsischen Theatermaler Müller in Petersburg selbst verfertigten Zeichnung, in Kupfer zu stechen. — Das Blatt stellt das erhabene Denkmal jenes unsterblichen Monarchen so vor, wie es auf dem Platze an der Newa, zwischen dem, im Prospecte sich zeigenden Palaste und der neuen Jakobskirche in die Augen fällt; wobey der Zeichner nebst andern allegorischen Gruppen, die Büste der jetzt regierenden großen Catharina, zugleich angebracht hat. — Um den Liebhabern der Kunst sowohl, als den Verehrern jenes glorreichen Monarchen, den Weg zu guten Abdrücken zu erleichtern, bietet er ihnen dieses Blatt, welches 15 Zoll in die Breite, und 12 Zoll in die Höhe hält, für den Pränumerationspreiß von Einem Thaler in

Golde

Golde an; welcher bis zu Ostern 1783 angenommen wird. Das Blatt wird in der darauf folgenden Jubilatemesse abgeliefert.

Herr Johann August Roßmäßler starb allhier den ersten Jänner dieses Jahrs, zum Leidwesen aller Kunstfreunde, im Ein und dreyßigsten Jahre seines Lebens. Er war der Sohn eines hiesigen Schorsteinfegers, und lernte die Anfangsgründe der Zeichnung auf hiesiger Kunstakademie unter Anführung des Hrn. Direktor Desers; legte sich nachher verschiedene Jahre auf die Baukunst, unter dem Universitätsbaumeister Hrn. Lange, doch vernachläßigte er nicht dabey das freye Handzeichnen; übte sich in der Landschaft, besonders nach Bach, den er sehr glücklich kopierte; zeichnete die Köpfe und Figuren aller seiner Bekannten; ja versuchte sogar ganz für sich einige Köpfe in Oel nach der Natur zu malen. Die Bekanntschaft mit Madame Philippin, einer Tochter des Kupferstechers Sisang, dessen Kunst sie fortsetzt, gab ihm die erste Veranlassung einige Blättchen zu radieren. Nach ein paar Versuchen, zeichnete und ätzte er zwey große Blätter, Promenaden um die Stadt Leipzig, die ihn auf einmal bekannt machten. Wenn die Kunst hin und wieder Richtigkeit in der Zeichnung und in der Perspektiv, und Weichheit im Grabstichel vermißte; so entdeckte der Kenner doch viel Genie und Laune in der Wahl der Gegenstände, ein gutes Auge in der treffenden Aehnlichkeit der Figuren und

Anordnung der Gruppen, nebst einer Festigkeit in der Hand, die bey mehr Studium und Uebung einen großen Künstler in der Zukunft ahnden ließ. Auch erwarben diese Blätter ihm die Bekanntschaft, Correspondenz, und nachherige Freundschaft des berühmten Hrn. Chodowiecky, dessen Briefen an ihn er, wie er mehrmals sagte, allen Unterricht in dem Gebrauche der Radiernadel und allen Fortgang seines Geschmacks verdankte. Er legte sich nun gänzlich auf die Kupferstecherkunst, und hat in Zeit von sechs Jahren über vierhundert Octavblätter und Vignetten für Buchhändler, meist nach eigenen Erfindungen gestochen. Bey einem großen Theile derselben, war ihm der Inhalt vorgeschrieben, und diese zeichnen sich oft durch Ueberladung in den Gruppen aus: wo er aber freye Hand hatte, verfiel er nie in diesen Fehler; man sehe z. B. die Kupfer zu der neuen Ausgabe des Kinderfreundes, die vier artigen Blättchen zu der Uebersetzung des Hrn. Anton Wall, von den besten Werken, Romanen und Erzählungen, der Frau Riccoboni, u. a. m. So viel möglich zeichnete er alle seine Figuren nach dem Leben, bat seine Bekannten und Bekanntinnen ihm zu sitzen und zu stehen, und zeichnete sich zu diesem Behuf alles auf, Menschen, Thiere und Häuser, was ihm Merkwürdiges vorkam: wo aber seine Erfahrung nicht zureichte, nahm er seine Zuflucht zu den Chodowieckischen Kupfern; daher man Hrn. Chodowiecky's Figuren zuweilen in

den

den Roßmäßlerschen Blättern wieder findet. Im Sommer des Jahrs 1781 machte er eine Reise nach Berlin, vornämlich in der Absicht Hrn. Chodowiecky persönlich kennen zu lernen, und 1782 brachte er ein Vierteljahr in Dresden zu, um die Churfürstliche Gallerie zu studieren, auch seinen Vorrath von Studien nach dem Leben zu vermehren. Seine letzte Arbeit war ein Blatt in klein Folio-Format, dem Andenken des kürzlich verstorbenen jungen Hrn. Wippachers gewidmet, eines Leipzigers, der für die Wissenschaften, so wie Hr. Roßmäßler für die Kunst zu frühzeitig starb. Er hat dieses Blatt nicht ganz vollendet; aber auch so wie es ist, verdient es so wohl von Seiten der Erfindung als der feinen Ausführung den Beyfall der Kenner. Die Platte gehört dem hiesigen Kaufmanne Herrn Rost zu; sobald sie abgedruckt seyn wird, werden wir sie umständlicher anzeigen. Die drey letzten Jahre hat Hr. Roßmäßler, wie uns versichert worden ist, ein sehr Ansehnliches gewonnen, woraus die jungen Künstler beider sächsischen Akademien abnehmen können, daß ein Kupferstecher zu Leipzig auch ohne Gehalt sein reichliches Auskommen haben kann, wenn er fleißig seyn will, und Kopf hat. Möge Roßmäßlers Geist sie beseelen!

Hr. Endner hat sich seit einiger Zeit vorzüglich auf das Portraitstechen gelegt, und verschiedene in gegenwärtigem Kriege merkwürdig gewordene Personen in Octavformat gestochen,

un-

unter andern ganz neuerlich den berühmten General Elliot: er hat sich dabey der besten englischen Originale bedient, und sie mit vieler Feinheit übertragen und in das Kleine gebracht. Wir haben auch Probeabdrücke von den Bildnissen des Künstlers Hogarth, und des berühmten Linnäe, gleichfalls in Octavgröße, von ihm gesehen, die ihm die Aufmerksamkeit aller derjenigen verschaffen werden, welche kleine Portraite gut gestochen zu haben wünschen.

Dresden. Den 13ten December vergangenen 1782. Jahres verstarb allhier Hr. Christian Friedrich Boetius, Churfürstlich sächsischer Hofkupferstecher und Mitglied der dasigen Akademie der Künste in einem hohen Alter. Da wir eine von ihm eigenhändig aufgesetzte Lebensbeschreibung dieses alten verdienstvollen und geschickten Mannes vor uns haben, so wollen wir einen kurzen Auszug von den wesentlichsten Umständen daraus liefern. Er war das zweyte Kind von eilf Geschwistern, 1706 im April, den grünen Donnerstag in Leipzig geboren, wo sein Vater, Johann Theodor Boetius, ein Buchhändler war. Er sollte anfänglich ein Barbier werden; da er aber von Jugend auf einen Wohlgefallen am Zeichnen, Modelliren und Malen fand; so begab er sich zu dem, damals geschickten Zeichenmeister Johann Paul Zink, einem Zögling aus der Fehlingischen Schule, der in Leipzig durch die kleine Zeichenakademie, die er hier errichtet, viel zu dem Kunstgeschmacke in die-

diese Stadt beytrug. Dieser machte ihn nach einem vierjährigen Fleiße zum Vorzeichner. Außerdem malte er in Stammbücher, radirte und stach, ohne besondere Anweisung, mancherley Kleinigkeiten, und illuminirte Kupferstiche auf malerische Art für Liebhaber. Solches geschah hauptsächlich mit Portraiten und Vignetten für den seligen Weidemann, zu Khevenhüllers Annalen. Nun wünschte er einen größern Fortgang in der Kunst zu machen, und wandte sich daher, an die damals lebenden berühmten Kupferstecher, Johann George Wolfgang in Berlin, Bernigeroth in Leipzig, Bernhard Picart in Amsterdam; den Miniaturmaler, Ismael Mengs, in Dresden die ihn zwar auf die vorgelegten Proben gern annehmen wollten, aber nicht, ohne eine gewisse Summe Geldes, die er nicht aufzubringen vermochte. Nach seines Vaters Tode 1723 nahm ihn endlich noch der durch Leipzig reisende Hessencasselische Hofkupferstecher Christian Albrecht Wortmann, *) auf, bey dem er bis zu dessen Rufe und Abreise nach Petersburg 1727 sich aufhielt, und dann in Dresden in dessen Wohnung zurück blieb. Als

*) Wortmann war aus Pommern gebürtig, ein zwölfjähriger Zögling von Wolfgang in Berlin, und kam im 25sten Jahre als Hofkupferstecher in Hessencasselische Dienste: studirte nach Edelink und Audran.

Als die Königliche und die Brühlische Gemälde-
sammlung in Kupfer gebracht wurden, übertrug
man ihm einige Blätter, die er auch mit dem
möglichsten Fleiße ausführte: auf Befehl unter-
zeichnete er sich bey diesen Blättern Bocke.
Während des siebenjährigen Krieges lebte er in
der Stille, sehr kümmerlich, in Dresden. Als-
gleich nach dem Frieden erhielt er einen Gehalt
von dem Churfürstlichen Hofe und freye Woh-
in dem Akademiehause; zugleich wurde er
unter die wirklichen Mitglieder der Dresdner
Akademie der Künste aufgenommen. Von die-
sem Augenblick an bestrebte er sich aus allen
Kräften nicht nur der Akademie durch seine Blät-
ter Ehre zu machen, wie denn alle von No. 10
an in der nachstehenden Liste vorkommende Blät-
ter erst nach dem Jahre 1764 gearbeitet sind;
sondern er bemühte sich auch würdige Schüler zu
ziehen, unter denen sich Hr. Leichsenring, der
mehrmals in dieser Bibliothek erwähnt worden
ist, vorzüglich auszeichnet. Durch seine
Rechtschaffenheit, Gewissenhaftigkeit und Stren-
ge in Erfüllung seiner Pflichten, durch den Eifer
für seine Kunst, und die Genauigkeit in seinen
Arbeiten, wobey er selbst oft ins Aengstliche ver-
fiel, empfahl er sich vorzüglich dem Stifter und
ersten Direktor der Akademie, unserm seligen
von Hagedorn, der ihn liebte und hochschätzte.

Ver-

Verzeichniß seiner bekanntesten Kupferblätter, von ihm selbst aufgezeichnet bis zu No. 32.

1) Das Wouwermannische Blatt, Cabaretier des Chasseurs; aus der Gräflich Brühlischen Gallerie.

2) Der Distillateur, nach David Tenier, aus der Gräflich-Brühlischen Gallerie.

3) Die angefangene Hirschjagd, von Wouvermann.

4) Nebst der Platte mit den Waldschützen und ökonomischen Bauerwagen, welche beyde 1758 mit alle meinen unbekannten und vorräthigen Platten verbrannt sind.

5) Das Nachtstück von Rubens, nach einer Hütinischen Zeichnung auf blau Papier, wie der Junge in die Kohlen bläßt, aus der Königlichen Gallerie.

6) Das engländische Familienstück, von J. Holbein, so nach dem Originalgemählde selbst gezeichnet und gestochen worden, aus der Königlichen Gallerie.

7) Die Nacht von Correggio, welche Platte noch nicht ganz fertig 1758 mit verunglückte. Es war die größte meiner Platten, und zur Verwunderung in dem Schutte zwar etwas gebogen und unbrauchbar; doch aber noch ganz und ohne Bruch, da hingegen die meisten von den mittel- und kleinsten Platten in viele Stücke zerschmettert wieder mit gefunden wurden.

8) Doctor Wilkens Portrait, aus Meissen, diese Platte ist 1760 bey dem Besitzer, dem Hrn. Hofrath Wilken auch mit verunglücket.

9) Der Madame Linkin aus Leipzig Bildniß, nach Lisiewsky gestochen, welches die einzige Platte ist, so ich im Brande nebst einigen Werkzeug in der Tasche mit fortfragen können.

10) Das Viehstück von Carl du Jardin, nach dem Originalgemälde, aus des Hrn. von Hagedorns Sammlung.

11) Das Grabmahl, nach Bartholom. Brennberg, eben daher.

12) Der holländische Gasthof, mit den Eseltreibern, nach Hans van Lin, eben daher.

13) Die Mordgeschichte der sieben Söhne, aus 2. B. Maccab. 7. nach einer Original-Federzeichnung von Bernhard Picart, aus derselben Sammlung.

14) Der sitzende Philosoph, welcher durch die Brille in einem Buche liest, mit der Strohfeder von Rembrandt gezeichnet, aus des Assessor Stieglitzens in Leipzig Sammlung.

15) Eben dergleichen sitzende Person, welche zeichnet, aus der Hagedornischen Sammlung.

16) Eine Gruppe von badenden Frauenzimmer, nach Leonhard Bramer, aus dem Churfürstlichen Kupferkabinet.

17) Das Gegenbild zu dem vorigen, enthält schlafende und ausruhende Weiber: beide waren mit den Tuschpinsel gezeichnet.

18. 19

18. 19) Zwey über die Höhe in groß Octav gestochene Landschaften, nach flüchtigen Federzeichnungen, von Phil. Hieron. Brinkmann, aus des Herrn von Hagedorns Sammlung.

20) Der innere Gasthof, mit einigen Eseltreibern, nach dem Originalgemälde von Thomas Wyck, aus der Churfürstlichen Gallerie.

21) Der fleißige Spinner, nach einer sehr flüchtigen Federzeichnung, von Theatermaler Müller.

22) Das Saufgelag einiger Bauern, von ebendemselben, auf Ostadische Art, beide aus meiner eigenen Sammlung.

23) Der knieende Heilige, auf Tuschart, aus der Stieglitzischen Sammlung.

24) Der polnische Bauer, nach der Originalzeichnung, von Sr. Königlichen Hoheit, Prinz Albert, aus des Hrn. Premierlieutenant Thilcken Sammlung.

25) Das Portrait des Hrn. Hof-Commissair Herold aus Meißen, so Dietrich ehmals 1731 im neunzehnten Jahre nach dem Leben radiret, und von mir, als Besitzer der Platte 1769 in eigner Art geätzt und ausgestochen worden.

26) Die Gerhard Segerische Zeichnung, wie die Tochter den Vater im Gefängniß mit ihrer Brust nährt, auf schwarze Kreidenart gestochen, aus der Hagedornischen Sammlung.

27) Der schreiende blinde Bettler, nach einer Dietrichschen Originalzeichnung, auf die Art, der so genannten verlornen Kunst, vermittelst des Holzstocks und gelben Grund, aus meiner eigenen Sammlung.

28) Der Gelehrte in der Studierstube, von meinem fleißigen Schüler Carl Christian Leichsenring, nach Thomas Wyck gestochen, aus dem Hagedornischen Kabinette.

29) Der Kopf von Anton Raphael Mengs, auf blau Papier, mit schwarz und weißer Kreide in Rom gezeichnet, vermittelst zwey Platten in Kupfer gebracht, aus der Sammlung des Hrn. Professor Casanova.

30) Der Kopf von Hrn. Director und Professor Karl Hütin, nach dessen eigenen Zeichnung auf blau Papier, wie die vorhergehende, aus meiner eigenen Sammlung.

31) Entwurf, wie die drey Weisen dem Kinde Jesu Geschenke bringen, von Cornel. Poelenburg, auf Tuschart, aus des Hrn. General-Director von Hagedorns Sammlung.

32) Eine mit schwarzer Kreide entworfene und ausgetuschte Landschaft von Rembrandt, mit der Staffirung eines Pilgers, der einen Brunnen ohne Wasser in einer sandigen Heide antrift, aus dem Churfürstlichen Kupfer-Kabinet.

33) Der Portraitkopf von Hrn. Hofchirurgus Rumpelt, nach der Zeichnung des Herrn Schenau, auf blau Papier, mit schwarz und weißer Kreide.

34)

34) In der geschwärzten oder sogenannten Punzenarbeit eine merkwürdige Zeichnung zur Geschichte der Kunst von Jakob Beyer, welche einige Augspurger Künstler, die zusammen trinken, darstellt, aus der Sammlung des Hrn. von Hagedorn.

35) Eine bunt lavirte Landschaft von Paul Bril, beynahe in der beliebten Aberlischen Manier; gleichfalls aus der Hagedornischen Sammlung.

36) Ein Hausvater der mit seinen Kindern tändelt, nach einer Zeichnung von Hrn. Schenau, ein ausgeführtes Blatt von beträchtlicher Größe.

37. und 38) Zwey kleine getuschte Landschaften nach Bemmel, aus der von Hagedornischen Sammlung.

39) Eine bunt lavirte Landschaft nach Winkboom, aus der von Hagedornischen Sammlung.

40) Das Bildniß des Hrn. Professor Casanova, auf blau Papier, mit schwarz und weisser Kreide, nach einem nicht vollendeten Gemälde des großen Mengs. Diese Arbeit vollendete er erst einen Monat vor seinem Tode, nachdem eine Augenkrankheit ihm drey Jahre verhindert hatte, etwas herauszugeben. Das Blatt ist lang Folioformat, der Kopf völlig ausgearbeitet, Kleidung und Schultern aber blos mit Linien angegeben, gera-

de wie bey dem nicht vollendeten Original.

Unter seinem Nachlasse müssen sich verschiedene angefangene Platten befinden. Er hat in dem von uns liegenden Aufsatz folgende selbst angegeben.

Ein Gegenbild zu den Rembrandischen Landschaften.

Der Churfürst Christian, nach Graf Nocari.

Der itzt regierende Churfürst, in seiner Jugend, nach einer Zeichnung vom Hrn. Professor Johann Casanova.

Der Taufactus in der katholischen Hofkirche, von Benigno Bozzi gezeichnet.

Der gehende blinde Bettler, wie er von seinem Sohne geführet wird, im 18ten Jahre mit flüchtigen Tuschpinsel, von C. W. E. Dietrich gezeichnet, 1730.

Ein Kopf aus Phantasie, mit einem oft angezündeten und wieder ausgeblasenen Wachsstock gezeichnet, von dem Hrn. Secretair Wildmeister, bey der Akademie zu Wien, 1732.

Das bekannte und so beliebte Venusstück, auf Poussinische Art von Dietrich gemalt, so in der Brühlischen Sammlung befindlich ist.

Mein eigener Kopf, mit weißer Pfockenmütze, auf blau Papier, mit schwarz und weißer Kreide, von Johann Christian Klengel gezeichnet, 1771.

Wien.

Wien. Hr. Bolla, Professor der griechischen Sprache und Custos an der hiesigen Universitätsbibliothek, ein Mann, der um so viel merkwürdiger ist, da er seiner Erziehung nach ein Stuckaturarbeiter, ohne Anleitung und Hülfsmittel sich eine weitläuftige Kenntniß in der Litteratur, besonders der griechischen Sprache erworben, und seinen Geschmack zu bilden, Reisen nach Italien zu Fuße gethan hat, dieser giebt itzt eine Beschreibung der antiken Statuen zu Rom in Briefen bey J. von Kurzboeck gedruckt heraus. Der erste Brief handelt die Statuen in Belvedere ab. Wir reden davon weitläuftiger, sobald ein Band vollendet ist. — Verschiedene griechische Gedichte, besonders ganz neuerlich ein paar an den Großfürsten und Kaiser, verrathen, daß sie nicht blos aus abgerissenen Flecken der Alten zusammengesetzt sind, sondern daß er selbst dichterische Einbildungskraft besitzt.

Weimar. Hr. Martin Gottlieb Klauer, hiesiger Hofbildhauer, bietet dem Publiko sechs Büsten in Gyps, nach der genauesten Aehnlichkeit, auf Subscription an. Es sind die, des

Herrn Geheimen Raths von Göthe
- General-Superintendents Herder
- Abts Raynal
- Hofraths Wieland
- *de Villaison*, und
- Professors Oeser,

in Lebensgröße, mit möglichster Sorgfalt gegossen, und von seinen eigenen Händen verputzt. Der Preis eines jeden Stücks ist ein Laubthaler, und die Fracht tragen die Liebhaber; hingegen sorgt er für das sichere Packen der Kisten. Liebhabern, welche diese Büsten an Wänden aufstellen wollten, können auch dazu passende Consolen von Gyps, das Stück zu 12 Gr. Churfächsisch Currant haben; auch von den Büsten auswählen, welche sie wollen. Er bittet sich dießfalls die Nachrichten, jedoch franco, mit ihrer Addresse aus.

England.

Neue Kupferstiche.

Die Anzahl der, seit unserer letztern Anzeige, in London erschienenen Kupferstichneuigkeiten ist so groß, daß wir uns dasmal noch mehr als sonst nur auf das Wichtigste und besonders Merkwürdige einschränken müssen.

Morning und Evening, zwo Landschaften, die erste nach G. Barrett, und die letzte nach Schütz, beide von S. Middiman, 7 Zoll 3 Linien in der Höhe, zu 9 Zoll 9 Linien Breite; kosten zusammen 6 Schillinge.

School Boys giving Charity to a Blind Man, und A Lady and her Children relieving a Cottager. Zwey angenehme,

mo-

moralische Blätter, nach W. Begg, von J. R. Smith, in schwarzer Kunst. Sie halten 16 Zoll 3 Linien in der Höhe, zu 20 Zoll 3 Linien Breite, und kosten das Stück eine halbe Guinee.

May Day, or Kate of Aberdeen. Vorstellung einer schottischen Schäferscene, da am 12ten May das reizendste Mädchen des Orts zur Königin ernannt wird. Nach C. Bretherton, von T. W. Tomkins, in der punktirten Manier, von den Franzosen le pointillé Anglois benahmt, die, wie wir ein für allemal bemerken, bald in roth, bald in schwarz, auch wohl mit Farben, abgedruckt wird. Ein niedliches Blatt in der Runde, von 11 und einem halben Zoll Durchschnitt, 7 und einem halben Schilling im Preise.

Verschiedene Karikaturen, wo das Sonderbare und Lächerliche mit ungemeinem Ausdrucke vorgestellt ist, nach Zeichnungen des schon vorhin angerühmten Herrn H. W. Bunbury, mehrentheils in punktirter Manier, braun abgedruckt, nämlich:

1) Corporal Fear, der, in einer Kariole fahrend, sich von einem Bauren, welcher ihm, statt der Pistole, einen Leuchter auf die Brust hält, berauben lässet. Von J. Baldrey, in der Runde, 11 Zoll Durchschnitt, zu zwey und einem halben Schilling im Preise.

2) Morning, or the man of Taste.

3) Eve-

3) Evening, or the man of Feeling. Zwey zusammen gehörende Blätter von J. R. Smith, auch in der Runde und fast gleicher Größe. Im erstern sitzen Mann und Frau beym Frühstücke, mit dem Koche sich über den Küchenzettel berathschlagend: im andern eine, dem Anscheine nach, von einem rauhem Ritte zu Hause gekommne Gesellschaft beym Glase Wein, wovon der eine sich die engen Stiefeln ausziehen läßt, der andre nach seiner verwundeten Lende fühlt, und der dritte die erfrornen Hände zusammen hält. Der Preis ist wie das vorhergehende.

4) Hints to bad Horsemen. Vier Blätter von Watson und Dickinson ausgegeben. Jedes stellt einen schlechten Reuter bey verschiedener Unart der Pferde vor, wie solche der Titel anzeigt, als: I. Symptoms of Restiveness. II. Symptoms of Starting. III. Symptoms of Kicking. IV. Symptoms of tumbling. Die Maaße ist 7 Zoll Höhe zu acht und einem halben Zoll Breite, und der Preis fünf Schillinge.

5) A Family Piece: ein Familiengemälde. Mann und Frau sitzend, jeder eine Taube auf der Hand, ihr Söhnlein, als Kupido gekleidet, vor sich, werden von einem Maler in ein Portraitstück gebracht. Alles lächerliche Figuren, bey Dickinson, 9 Zoll 3 Linien hoch, 13 Zoll 9 Linien breit. Kostet 2 und einen halben Schilling.

6) A

6) A Chop-House, Garküche; wo an einem Tische zwo Personen gierig speisen, und an einem andern einer, nach eingenommener Mahlzeit, die Zeitung lieset. Ebendaselbst zu 2 und einem halben Schilling im Preise, 11 Zoll in der Höhe, und 13 Zoll in der Breite.

7) The Coffee-House Patriots, or News from St. Eustacia. Verschiedene seltsame Gruppen; bey demselben, gleicher Maaße, und gleichen Preises.

8) The Relief. Eine Wache wird abgelöset. Bey demselben, zu gleichem Preise, 9 Zoll 9 Linien in der Höhe, zu 12 und einem halben Zoll Breite.

9) Conversazione. Eine Theegesellschaft, beiderley Geschlechts: Bey demselben, 14 Zoll Höhe zu 19 Zoll Breite. Kostet vier Schillinge.

10) Richmond Hill. Eine Menge von Leuten, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß, in allerhand närrischen Aufzügen. Bey demselben, über 16 Zoll in der Höhe zu 28 Zoll Breite, 6 Schillinge im Preise.

11) Sir Gregory Gigg. Ein Landjunker, der in seinen einsitzigen Phaeton, (Gigg benahmt) in vollem Trabe fährt. Kostet ein und einen halben Schilling, und hält 10 und einen halben Zoll Höhe zu 19 Zoll 3 Linien Breite.

12) A long Story. Eine Trinkgesellschaft, wo ein Officier von Kriegsoperationen erzählt, und auf dem Tische Zeichnungen macht,

11 Zoll

11 Zoll Höhe zu 14 Zoll Breite, kostet 4 Schillinge.

13) A Hail Storm. Verschiedene zu Pferde und zu Fuße, unterwegens von einem Hagelschauer überfallene Leute, mit den lächerlichsten Stellungen und Gesichtern. Hält 7 Zoll 1 Linien in der Höhe zu 9 Zoll 3 Linien Breite, und kostet 2 und einen halben Schilling.

Die letzten drey sind von J. R. Smith ausgegeben, und in getuschter Manier.

Bey dem, in diesen Stücken, und sonst, von dem Hrn. Bunbury, so meisterlich dargelegten Talente zur Vorstellung des Lächerlichen ist es wohl um destomehr, zumal an einem bloßen Liebhaber der Kunst, zu bewundern, daß eben derselbe sich auch, in ganz entgegengesetzten Abbildungen der Unschuld und wahren schönen Natur, so treffend zeigt, als folgende, nach ihm gestochene Blätter ausweisen:

1. 2. Peasants of the Vale of Llangollen. Zwo Vorstellungen von Bauern und Bäuerinnen aus der Provinz Wallis; von J. Baldrey, auch in punktirter Manier, in der Runde, zu beynahe 9 Zoll im Durchschnitte, und 7 Schillinge im Preise.

3. 4. Marian und Cicely, ein paar niedliche Landmädchen, nach der Beschreibung des Dichters Gay in seiner Shepherd's Week. Auch von Baldrey, wie die vorhergehenden in der Maaße und im Preise.

5) Ab-

5) Abreise des la Fleur von Montreuil, aus Sterne's empfindsamen Reisen: von T. Watson, in gleicher Manier. In der Runde zu 11 und einem halben Zoll Durchschnitt, kostet 7 und einen halben Schilling.

6, 7) The Dance, und The Song. Zwey zusammen gehörende Blätter, von Bartolozzi in punktirter Manier. Im erstern tanzten drey junge Mädchen nach der Schäferflöte; im andern singen sie nach der Laute. Sie sind in der Runde, 11 Zoll 3 Linien im Durchschnitte, und kosten beide 15 Schillinge.

8) The sad Story. Eine Mutter, die ihren Kindern eine traurige Geschichte vorlieset. Etwas über 8 Zoll Höhe, zu 6 Zoll Breite; kostet 3 Schillinge.

9) The Country Maid. Zwey Bauermädchen, auf dem Wege, sprechen mit einander von ihrer Liebe. Ein Oval von etwa 9 Zoll Höhe zu 7 und einen halben Zoll Breite, das drey Schillinge kostet.

10) The Songstress. Ein junges Mädchen, im Felde sitzend, und nach Noten singend. In der Runde, zu 7 Zoll 3 Linien im Durchschnitte; 2 und einen halben Schilling im Preise. Letztere drey Blätter sind auch in punktirter Manier, und bey J. R. Smith ausgegeben.

11) Charlotte, aus Werthers Leiden, von C. W. White in gleicher Manier. Sie steht ganz aus, die Hände in einem Muff, etwas tief denkend, und ist überhaupt ein Ideal, das dem Ur-

Urbilde schon entsprechen möchte. Hat etwa 8 Zoll in der Höhe zu 6 und einem halben Zoll Breite, und kostet 2 Schillinge.

A Deer Hunter of the last Age, in Cap and Jack, nach Byng, von C. R. Ryley gestochen: 14 Zoll Höhe zu 11 und einen halben Zoll Breite. Er steht im Thiergarten, in seiner vollen Jägertracht. Der Preis ist fünf Schillinge.

Robert Browne, ein schönes Kniestück, nach M. Chamberlin, von E. Fischer in schwarzer Kunst; 17 Zoll 3 Linen in der Höhe, zu 13 Zoll 3 Linien Breite, kostet 7 und einen halben Schilling.

Creusa appearing to Aeneas, von Maria Cosway gemalt, und von V. Green in schwarzer Kunst gestochen. Sie schwebt in der Luft, in geistiger Gestalt, ein dünnes flatterndes Gewand über sich haltend: der Held steht auf der Erde, und will sie entzückt umfassen: im Hintergrunde zeigt sich Troja in Flammen. Die Maaße ist 18 Zoll Höhe zu 16 Zoll Breite, und der Preis eine halbe Guinee.

A Shepherd. Ein junger Schäfer mit seinem Hunde, unter einem Baume liegend und gen Himmel sehend. Nach einem Gemälde von T. Gainsborough, in der Sammlung des Grafen Gainsborough, durch R. Earlom, in schwarzer Kunst. Die Höhe ist 15 Zoll zu 10 Zoll 4 Linien Breite, und der Preis 5 Schillinge.

The

The Windmill, und The Cottage, zwey Nebenstücke von Landschaften, durch S. Middiman gestochen: ersteres nach einem Gemälde des T. Gainsborough, im Besitze des Hrn. Panton Betew, und das andre nach dem Gemälde des P. Molyn aus der Sammlung des Hrn. James Connell. Die Maaße ist 7 Zoll 3 Linien Höhe zu 9 Zoll 8 Linien Breite, und der Preis von beiden 6 Schillinge.

Faith, nach D. Gardner, von J. Walker, in schwarzer Kunst. Ein Bruststück, 12 und einen halben Zoll Höhe zu 10 Zoll Breite. Kostet 5 Schillinge.

Affection, nach demselben, von J. Baldrey, in punktirter Manier. Eine Hündin mit Jungen, wovon ein Kind eines in den Armen hält, und die Mutter streichelt, die jenem die Hand leckt. Im breiten Ovale, 8 Zoll 3 Linien zu 9 Zoll 9 Linien. Kostet 3 und einen halben Schilling.

Zwo Aussichten des Hafen und Badeplatzes zu Ramsgate, nach R. Green, von B. Green, und F. Jukes, in aqua tinta. In breitem Ovale 10 und einen halben Zoll zu 13 Zoll 3 Linien. Kosten eine halbe Guinee.

Urania und Clio, nach W. Hamilton, von F. Haward, in punktirter Manier. Ovale, zu 4 und einem halben Zoll Höhe, und drey und einen halben Zoll Breite, kosten 5 Schillinge.

Flora und Zephyr, und Psyche durch Zephyr nach dem Palaste des Kupido geblasen, von ebendenselben, in gleicher Manier, etwas kleiner, zu gleichem Preise.

Eine Scene aus dem Joseph Andrews, wozu noch eine folgen soll, gezeichnet von Tho. Hearne, dessen beide Stücke aus dem Vicar of Wakefield, wir vorhin angezeit haben. Der Stich ist gar vortrefflich von W. Byrne, und S. Middiman, und die Figuren von Bartolozzi. Es stellt den Auftritt vor, da Adams, Joseph und Fanny einen Edelmann vor einem Wirthshause antreffen, und von ihm die gleich darauf vergessenen großen Versprechungen erhalten, B. 2. K. 16. hält 11 Zoll in der Höhe zu 13 Zoll Breite, und kostet 7 und einen halben Schilling.

Innocence, gezeichnet und gestochen von W. Hinks, in punktirter Manier. Ein Kniestück eines jungen Mädchens, das zwo auf einem Altar sitzende, sich schnäbelnde Tauben entzückt betrachtet. Im Ovale, 6 und einen halben Zoll Höhe zu 5 Zoll 3 Linien Breite. Kostet 4 Schillinge.

Die Wittwe zu Zarpath beweint ihr gestorbenes Kind, 1. B. der Könige, Kap. 17. Nach einem Gemälde von Prince Hoare, durch J. Walker in schwärzer Kunst. Der Preis ist 6 Schillinge, und die Maaße 13 Zoll in der Höhe, zu beynahe 15 Zoll Breite.

Ver-

Verschiedene Blätter von und nach Hogarth, die theils zum erstenmale erscheinen, theils aber nur wieder aufgestochen sind:

1) Das berüchtigte Altarblatt, in der St. Clementskirche von W. Kent, vom Hogarth durch seine beygefügte Erklärung verspottet.

2) The Charmers of the Age. Mr. Desnoyer und Signora Barberini, tanzen ein Ballet.

3) Subscriptionsbillet auf das von Hogarth gestochene Bildniß des Schauspielers Garrick.

4) Frontispice to the Jacobites Journal, von Rich. Livesay, in aqua tinta.

5) Karikatur von ein paar vornehmen Männern, wovon der eine ein Ordensband und Schiffsruder trägt, und also wohl der verstorbene Lord Winchelsea von der Admiralität seyn möchte. Nach einer Zeichnung aus der Sammlung des Grafen von Exeter, von Bartolozzi gestochen.

6) Insiegel des Fündlingshospitals, aus derselben Sammlung, von R. Livesay.

7) Mr. Gabriel Hunt, von demselben, in aqua tinta.

8) Mr. Ben. Read, desgleichen.

9. 10. 11) Ein Klopffechter, George Taylor, a) wie er den Tod zu Boden schlägt, b) wie ihn der Tod überwindet, und c) eine Inschrift auf denselben; nach Zeichnungen im Besitze des Hrn Morrison, von R. Livesay.

12) Hogarth's Crest, oder Wappenhelm, von demselben, in aqua tinta.

Diese 12 Blätter, verschiedener Größe, kosten zusammen 1 Pfund 13 und einen halben Schilling.

13) Shrimps! Ein Brustſtück von einem frischen Mädchen, das Shrimps (kleine Seekrebse) zum Verkaufe ausruft, und einen Korb voll davon auf dem Kopfe trägt. Von Bartolozzi in punktirter Manier, sauber und voller Ausdruck. Ein Folioblatt, das 5 Schillinge kostet.

14) Begebenheiten einer Reise von 5 Tagen, die Hogarth mit vier andern benahmten Freunden, im Jahr 1732 angestellt. Es sind 9 Blatt Kupferstiche in Querfolio, von R. Livesay, in aqua tinta, nebst einer gedruckten Beschreibung, und der Preis ist eine Guinee.

Astarte et Zadig aus dem Voltaire: die Scene, da dieser jene am Ufer eines Bachs liegend, und seinen Namen in den Sand schreibend antrifft. Ein schönes Blatt von R. Home gemalt, und durch J. R. Smith in schwarze Kunst gebracht, 16 Zoll 8 Linien in der Höhe, und 20 Zoll 4 Linien in der Breite. Kostet 15 Schillinge in den ersten Abdrücken.

Master Lamb, Sohn von Mylord Milbourne, Brustſtück eines jungen Kindes, das wegen seiner Ausführung merkwürdig ist. Humphrey hatte es entworfen, und J. Gillray nachgeholfen, oder, wie er sagt, spoil'd, verdorben,

ben, welches er denn in einer Zuschrift wiederholt. Der Kopf ist eigentlich nur vollendet, recht schön, in punktirter Manier, und das übrige mit Grundstrichen angezeigt. Die Platte hat beynahe 10 Zoll in der Höhe zu 7 und einen halben Zoll Breite; und der Preis ist vier Schillinge.

Sechs Aussichten von London, deren vielleicht noch mehrere folgen werden. 1) The Banqueting House. 2) The Royal Academy. 3) The Royal Exchange. 4) The Bank. 5) Old Palace Yard. 6) New Palace Yard. Sie halten etwa 13 Zoll in der Höhe zu 17 und einen halben Zoll Breite, und sind von T. Malton gezeichnet, und in aqua tinta gestochen. Kosten zusammen ein und eine halbe Guinee.

The studious Fair. Ein kleines niedliches Bruststück von R. Marcuard, einem Schüler des Bartolozzi, in punktirter Manier. Ist im Ovale 3 Zoll 8 Linien Höhe zu 3 Zoll Breite, und kostet 4 Schillinge.

Zeichnungen nach J. Mortimer, von R. Blyth geäzt. 1) Banditti going out. 2) Banditti returning. 3) The Captive. 4. 5. 6. 7) Life and Death of a Soldier. 8) Rustick Dance. 9) Fishermen. In Queerfolio, das Stück zu 4 Schillinge im Preise. 10) Homer repeating his Verses to the Greeks: ein größeres Blatt, kostet 7 und einen halben Schilling.

Bildniß des Admirals Hyde Parker nach einem Gemälde von T. Northcote, von J. R. Smith in schwarzer Kunst, wohl gerathen. Hat 13 Zoll in der Höhe zu 10 Zoll 3 Linien Breite, und kostet 5 Schillinge.

Vorstellung der Seeschlacht vom 16ten Junius 1780 bey Cap S. Vincent, zwischen den englischen und spanischen Flotten, unter den Admirälen Rodney und Langara.

Desgleichen von der Seeschlacht am 5ten August 1781 bey Doggerbank, zwischen den Engländern und Holländern, unter den Admirälen Hyde Parker und Zoutman.

Ein paar herrliche Seestücke, nach Gemälden von Richard Paton, von Daniel Lerpiniere gestochen. Die Maaße ist 16 Zoll 3 Linien Höhe zu 21 Zoll 4 Linien Breite, und der Preis von den ersten Abdrücken, zusammen eine Guinee.

William Addington Esqr, ein schönes Bruststück, nach Wm. Peters, von J. R. Smith in schwarzer Kunst. Etwas über 13 Zoll in der Höhe, zu 10 Zoll 3 Linien Breite, kostet 5 Schillinge.

Amerika. Eine allegorische Vorstellung, da sie das Unglück des Kriegs beklagt, und sich nach dem ihr angebotnen Frieden sehnt. Von R. E. Pine im Jahr 1778 gemalt, und von Joseph Strutt in punktirter Manier gestochen. Dieß schöne Blatt hat eine besondre Erklärung, hält 16 Zoll 6 Linien in der Höhe zu 21 Zoll

10 Li-

10 Linien Breite, und kostet 1 Pfund 5 Schillinge.

Folgende Stücke sind nach dem Ritter Josua Reynolds.

1—7) Die drey christlichen und vier Haupttugenden, Liebe, Glaube, Hoffnung, Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigkeit und Standhaftigkeit; ganze Figuren, in der punktirten Manier, von G. S. und J. G. Facius, etwas über 17 Zoll Höhe und 11 Zoll Breite. Der Anfang von 11 Gemälden, die für die Universität zu Oxford verfertiget sind, und nun daselbst in den Fenstern der Kapelle des neuen Kollegii, durch Jervaise, auf Glas gebracht werden. Die noch zu erwartenden größern vier Blätter werden die Geburt des Heylandes vorstellen, und das Ganze kostet alsdann 6 Guineen.

8) Bildniß des jetzigen Königs, nach dem in der königlichen Akademie befindlichen Gemälde sitzend im königlichen Ornate; von Dickinson und Watson in schwarzer Kunst: 28 Zoll Höhe zu 18 und einen halben Zoll Breite, kostet ein Pfund 5 Schillinge.

9) Miß Fitzpatrik, von J. Dean, in schwarzer Kunst. Ein junges Mädchen, mit aufgeschürztem Rocke, stehend: kostet 7 und einen halben Schilling, und hält 15 Zoll 3 Linien in der Höhe zu 12 Zoll Breite.

10) Mr. Barwell in seiner Studierstube sitzend, da sein kleiner Sohn zu ihm kömmt, und seinen Arm umfasset. Ein Kapitalblatt von

W. Dickinson, in schwarzer Kunst; 23 Zoll 9 Linien in der Höhe, zu 18 und einen halben Zoll Breite. Es sind nur wenig Abdrucke zum Verkauf gekommen, und der Preis ist eine Guinee.

11) Lady Elisabeth Compton, von V. Green, in schwarzer Kunst. Sie steht, ganz aus in leichtem Gewande, auf ein Stück Mauer gelehnt, 22 und einen halben Zoll in der Höhe zu etwas über 14 Breite, und kostet 15 Schillinge.

12) Maria Isabella, Herzogin von Rutland, von demselben, in eben der Manier und ähnlicher Stellung, auch in der Maaße und im Preise gleich.

13) Emilia Maria, Gräfin von Salisbury, von demselben, wie die vorhergehenden. Sie geht im Garten, zieht sich den einen Handschuh an, und ein kleiner, neben ihr laufender Hund zauset an ihrem Kleide. Der Preis ist gleichfalls 15 Schillinge.

14) Die drey Töchter des letztverstorbenen Grafen von Waldegrave, von demselben, eben so. Sie sitzen um einen Arbeitstisch, in verschiedener Beschäftigung, 17 und einen halben Zoll in der Höhe zu 21 Zoll 9 Linien Breite. Kostet eine Guinea.

15) Master Bunbury. Ein junger Knabe, im Knieestück, stehend unter hohen Bäumen. Von Francis Howard, in schwarzer Kunst. In der Höhe 12 Zoll 3 Linien, in der Breite 10 Zoll 3 Linien, zu 5 Schillinge im Preise.

16)

16) The Honourable Miss Monckton, von Johann Jacobe in schwarzer Kunst. Sie sitzt unter hohen Bäumen, neben einer prächtigen Vase, den einen Arm auf ein Fußgestell gelehnt. Die Maaße ist 22 und einen halben Zoll Höhe zu 14 Zoll Breite, und der Preis eine halbe Guinee.

17) Una, aus Spencers Fairy Queen, Canto III. von T. Watson in punktirter Manier. Sie liegt auf den Knieen, die unglückliche Schöne, im Walde, bey ihr der Löwe, und hinter ihr der Esel. Es ist ein Oval, zu fast 12 Zoll Höhe, und 9 und einen halben Zoll Breite, kostet 7 und einen halben Schilling.

18) Edward Lord Thurlow, der jetzige Großkanzler, von Bartolozzi gestochen, von großer Aehnlichkeit, und ein Meisterstück der Kunst. Er sitzt in seinem Ornate neben einem Tische, worauf der Zepter und die Siegeltasche liegen. Etwa 16 Zoll in der Höhe zu 13 Zoll Breite, und im Preise 12 Schillinge.

19) Lady Talbot. Sie opfert auf einem brennenden Altare der Minerva, deren Statue auf einer Säule dahinter steht. Der Stich ist von V. Green, in schwarzer Kunst, 22 Zoll 4 Linien in der Höhe zu 14 Zoll 3 Linien Breite, und der Preis ist 15 Schillinge.

20) Sir William Boothby Bart. Lieut. General. ein Brustſtück von J. R. Smith, in schwarzer Kunst, 12 und einen halben Zoll in

der Höhe zu 10 Zoll Breite, 5 Schillinge im Preise.

21) Lady Catherine Pelham Clinton, von demselben. Ein artiges, frisches Kind, das im Garten die Hüner füttert, 17 Zoll Höhe zu 13 Zoll Breite. Kostet 7 und einen halben Schilling.

Northwest View of Windsor-Castle. Eine schöne Aussicht, im Vorgrunde mit einer Pferdeweide und angenehmen Figuren, nach einer Zeichnung von George Robertson, durch James Fittler wohl gestochen. Die Maaße ist 16 Zoll in der Höhe zu 21 Zoll 3 Linien Breite, und der Preis ist 7 und einen halben Schilling.

Nach G. Romney, in schwarzer Kunst:

1) Mother & Child: Mistriß Cormardine, mit ihrem Kinde in den Armen, sitzend, im Kniestück. In der Höhe 13 Zoll, und etwas über 10 Zoll Breite. Kostet 5 Schillinge.

2) Lady Gower mit ihren vier Kindern. Sie spielt auf einen Tamburin, wozu die Kinder tanzen, 19 Zoll Höhe zu 21 Zoll 3 Linien Breite, kostet 15 Schillinge.

3) Mistriß Robinson. Ein Brustbild, die Hände in dem Muff. Die Höhe 11 und einen halben Zoll zu 9 Zoll 3 Linien Breite, kostet 2 und einen halben Schilling.

4) Mrs. Scables & two Daughters Harriet and Maria. Sie sitzt im Garten vor einem

Ti-

Tische, dahinter die älteste Tochter mit einem Fruchtkorbe, die andre aber darauf steht, und die Mutter umfasset. Etwa 17 Zoll Höhe zu 13 Zoll Breite; kostet 7 und einen halben Schilling.

5) Lady Stormont, sitzend unter hohen Bäumen. Ueber 17 Zoll Höhe und 13 Zoll Breite, in gleichem Preise.

6) Mistriß North, des Bischofs zu Winchester Gemahlin. Ein Kniestück, sitzend im Schatten hoher Bäume. Wie das vorhergehende in der Maaße und im Preise.

7) Miß Woodley; ganz aus, im Garten stehend, neben einem Fußgestelle, worauf sie sich lehnt. Etwa 23 Zoll Höhe zu 14 Zoll Breite; kostet 15 Schillinge.

8) The Right Honorable Isabella Hamilton, youngest Daughter of Henry David Earl of Buchan. Sie steht ganz aus, auf einem Fußtritte unter einem Baume, ein Buch in der Hand haltend. Maaße und Preis, wie das vorhergehende.

Beide letztre sind von James Walker, die andern alle von J. R. Smith gestochen.

Andromeda; von A. Runciman gemalt, und von F. Legat gestochen, 16 Zoll 3 Linien in der Höhe, zu 11 Zoll 6 Linien Breite, kostet fünf Schillinge.

Vestris, der eine Gans tanzen lehrt, mit der Unterschrift; Six Guineas Entrance and a Guinea a Lesson, von P. Sandby, in aqua tinta,

tinten, in der Runde, 11 Zoll 9 Linien im Durchschnitte, kostet 4 Schillinge.

Das Chor der Kathedralkirche zu Norwich, von Johann Sanders gezeichnet, und in aqua tinta gestochen. Hat 15 Zoll 8 Linien in der Höhe zu 18 Zoll Breite, und kostet 7 und einen halben Schilling.

The Promenade at Carlisle House. Eine öffentliche Gesellschaft zum Frühstücke. Von J. R. Smith gezeichnet, und in schwarzer Kunst gestochen, 11 Zoll 3 Linien in der Höhe, zu 14 und einen halben Zoll Breite, kostet sechs Schillinge.

The Mirror. Serena and Flirtilla. Von demselben gezeichnet und gestochen, in punktirter Manier. Zwey Frauenzimmer, wovon die eine sich im Spiegel beschauet, die andre im Buche lieset. Ein Oval, zu 9 Zoll 4 Linien Höhe, und 7 Zoll 4 Linien Breite; kostet 4 Schillinge.

John Fothergill, M. D. nach G. Stuart, von V. Green, in schwarzer Kunst. Ein wohl getroffnes schönes Kniestück, sitzend vor einem Tische. Hat 12 Zoll Höhe zu 9 Zoll 3 Linien Breite, und kostet 5 Schillinge.

Zwo Scenen aus der Ballade Auld Robin Gray; die eine, wo die sterbende Mutter ihre Tochter zur Heurath bewegt; die andre, wo diese traurig vor ihrer Thüre sitzt. Nach Gemälden von Thomas Stothard, durch Edmund und M. A. Scott in punktirter Manier. Brei-

te

te Ovale, 7 Zoll in der Höhe und 9 Zoll Breite; kosten zusammen 8 Schillinge.

Ein isländischer Hund, der nach einem in der Luft fliegenden Insekt sieht. Nach dem berühmten Thiermaler Geo. Stubbs von E. Fischer in schwarzer Kunst. Ein überaus wahres Blatt, 9 Zoll in der Höhe zu 13 Zoll Breite; kostet 2 und eine halben Schilling.

The Silver Age, nach H. Walton, von Charles West, in punktirter Manier, vorhin schon von Smith gestochen. Im Ovale, 9 Zoll 9 Linien Höhe zu 11 Zoll 6 Linien Breite, kostet 7 und einen halben Schilling.

Frederick Bull, Esq; Lord Mayor in 1773. nach einem Gemälde von G. Webster, in schwarzer Kunst von J. Watson. Ein Kniestück, sitzend vor dem Tische, einen Brief in der Hand haltend. Hat über 15 Zoll in der Höhe, zu 12 Zoll 3 Linien Breite, und kostet 6 Schillinge.

Nach Benj. West, das erstere in aqua tinta, die sieben folgenden in schwarzer Kunst, und die letztern mit dem Grabstichel.

1) Der königliche Prinz, Wilhelm Heinrich, in seiner Seemannskleidung, ganz aufstehend auf dem Schifsverdeck, den Blick nach der nebenliegenden Flotte gerichtet. Bartolozzi hat es meisterlich gestochen, 19 und einen halben Zoll in der Höhe zu 16 Zoll Breite, und im Preise 12 Schillinge.

12) St.

St. John: der junge Johannes sitzend, und das Lamm umfassend. Von V. Green, 8 und einem halben Zoll Höhe zu 7 Zoll Breite, kostet 3 und einen halben Schilling.

3) Virtue and Innocence. Zwey neben einander sitzende Kinder, wie das vorhergehende.

4) Paetus and Arria. Von demselben, ein schönes Blatt, in der Höhe über 23 Zoll zu 15 Zoll Breite, kostet 15 Schillinge.

5) Sir Edmund Astley, Bart. von R. Earlom. Er sitzt neben einem Tische, mehrentheils ganz aus, 16 Zoll 8 Linien in der Höhe, zu 13 Zoll Breite, kostet eine halbe Guinee.

6) Die Auferweckung des Lazarus;

7) Marcus Antonius, neben der Leiche des Cäsars das römische Volk anredend.

8) Christus läßt die Kinder zu sich bringen. Drey Blätter von V. Green, 23 Zoll, 3 Linien in der Höhe, zu 30 Zoll 3 Linien Breite, gewiß von den kapitalsten, die die Kupferstecherkunst hervorgebracht hat. Die edle Anordnung, der Reichthum und der Ausdruck des Malers verdienten eine nähere Beschreibung, die uns aber jetzt zu weit führen, und der Sache doch kein Genüge thun würde. Man muß sie sehen, und studiren. Wollte man sie untereinander vergleichen, so dürften die Meinungen vielleicht verschieden seyn. Uns hat der Lazarus vorzüglich gefallen. Die Abdrücke die wir vor uns haben, sind

von

von den ersten, und jeder kostet 3 Guineen: die folgenden werden etwa eine halbe Guinee wohlfeiler seyn.

9) König Alfred im Hause eines seiner Edelleute, Wilhelm von Albanac. Die Geschichte, wovon auch eine gedruckte Erklärung, englisch und französisch beyliegt, ist folgende: der König besuchte diesen seinen adlichen Vasallen, und ließ sich durch die Schönheit seiner Töchter reizen. Der Vater, besorgt, daß er davon eine zur Beyschläferin verlangen möchte, bringt sie ihm alle drey, einen Morgen nackend herein, die eine von ihm selbst, die zweite von seiner Frauen, und die dritte von seinem Sohne geleitet. Er hat ein bloßes Schwert in der Hand, und bezeigt dem Könige, daß, wenn sein Argwohn Grund habe, er sie alle drey vor seinen Augen hinrichten wolle, im Fall er aber reine Absichten hege, er aus ihnen eine zur Gemahlin wählen könne: worauf dann der äußerst betroffne König die zweite Tochter wirklich zur Königin nimmt. Allerdings ein schönes Sujet zum Gemälde, das der Herzog von Rutland, der vom Helden der Geschichte abstammt, besitzt, und aus meisterlich ausgeführt ist. J. B. Michel hat es gestochen, beynahe 16 Zoll Höhe zu 22 Zoll, im Preise 1 Pfund 5 Schillinge.

10) König Alfred theilt sein letztes Brod mit einem hungrigen Pilgrim. Auch eine wahre Geschichte, für die Innung der Stationers gemalt, und von Wilhelm Sharp, noch

sau-

sauberer als das vorhergehende gestochen, sonst in der Maaße und im Preise demselben gleich. Hat auch eine gedruckte Beschreibung.

11) Die Seeschlacht bey la Hogue, wovon Lord Grosvenor das Gemälde besitzt. Ein herrlicher Stich von Woollett; in der Maaße, wie die vorhergehenden, im Preise ein und eine halbe Guinee.

12) Die Feldschlacht am Boynefluſſe, von Johann Hall gestochen, aus eben der Sammlung, von gleicher Maaße und zu gleichem Preise.

Palemon und Lavinia, aus Thomsons Jahrszeiten. Ein niedliches kleines Blatt in punktirter Manier, von C. W. White gestochen, ohne Angabe des Malers, 6 Zoll in der Höhe, zu 4 Zoll 3 Linien Breite, kostet 3 Schillinge.

Die Kinder des Herrn Walter Synnot, Esq; nach einem Gemälde von J. Wright aus Derby, in schwarzer Kunst von J. R. Smith. Es sind drey Knaben, um einen Hünerkorb, etwa 17 Zoll in der Höhe, zu 13 Zoll Breite, im Preise 7 und einen halben Schilling.

Zwey schöne Seestücke, nach Vernet, A Storm und A Calm, aus der Sammlung des Lords Clive, von Lerpiniere gestochen. Sie halten 16 Zoll in der Höhe zu 21 und einen halben Zoll Breite, und das Blatt kostet 7 und einen halben Schilling.

Mier

Vier nicht minder schätzbare Landschaften, nach Claude Lorrain. Sie sind, wie die mehresten dieses großen Meisters im Heroischen Styl, und bezeichnen sich durch folgende Gegenstände und Inschriften: 1) Das güldne Kalb, von den Kindern Israel angebetet, von Dan. Lerpiniere gestochen; etwa 18 Zoll in der Höhe zu 28 Zoll Breite, kostet ein Pfund 5 Schillinge. 2) Der Triumphbogen Konstantins des Großen, von James Fittler, 16 Zoll Höhe, zu 21 und einen halben Zoll Breite, kostet eine halbe Guinee. 3) The musical Shepherdess: eine Schäferin, die neben ihrer Heerde auf der Flöte spielt. Von Wilson. Lowry, in der Maaße und im Preise, wie das vorhergehende. 4) The enchanted Castle, von Vivares und Woollet, eben so. Die erstern drey Gemälde besitzt der Herr Welbore Ellis Agar, und das letzere Nathanael Chancy.

The Fair Penitent. Nach einem Gemälde des Karl van Loo, in der Sammlung des Hrn. Blyth, von Thom. Trotter, punktirt und getuscht. Ein Brustbild, das man eine Magdalene nennen könnte, 9 Zoll Höhe zu 7 Zoll 4 Linien Breite, kostet 4 Schillinge.

Ein Mausoleum auf Garrick, wie es in einer ihm zum Andenken, auf dem Theater zu Drury Lane, aufgeführten Monody, vorgestellt worden. Nach P. J. Loutherbourgh, von

T. Letton, 10 Zoll 9 Linien hoch, 8 Zoll 7 Linien breit, und ist 6 Schillinge im Preise.

Eine heilige Familie, nach N. Poussin, im Besitze des jetzigen Bischofs zu Peterborough, von Johann Keyse Sherwin sehr schön gestochen. Die Mutter sitzt mit dem Kinde auf ihrem Schooße, und Joseph der draußen steht, und in einem Buche liest, steht, auf eine Oeffnung gelehnt, ins Zimmer hinein, 17 Zoll in der Höhe zu 12 Zoll Breite, kostet 7 und einen halben Schilling.

Zwey angenehme Blätter, nach Watteau, aus der Sammlung des Hrn. A. Ma..., Morning Amusement und Evening Amusement, von W. Blake in Röthel, Ovale, 9 Zoll 4 Linien Höhe, und 11 Zoll 3 Linien Breite, kosten zusammen 15 Schillinge.

Nun wieder eine reiche Aernte nach Angelika Kauffmann, die sich mit Joseph Zucchi verheurathet hat, und kürzlich, mit ihm nach Italien zurückgegangen ist. Die mehresten sind in der punktirten Manier, roth abgedruckt: wir werden also nur bey denen, die in andrer Art gefertigt sind, die Anzeige davon hinzufügen. Der Stich ist von allen äußerst nett.

1) Antiope, von Bartolozzi. Sie sitzt, halb nackend, mit Aufsteckung ihrer Haare beschäftigt. Ein Oval, in der Höhe 6 Zoll 2 Linien zu 5 Zoll 2 Linien Breite, kostet 5 Schillinge.

2) Er-

2) Erminia, wie sie den Namen ihres Tankreds in die Rinde eines Baums gräbt, aus dem Tasso: nach einem Gemälde, das Herr Charles Boddam besitzt, von J. K. Sherwin. Ein Oval, zu 11 und einen halben Zoll Höhe, und 9 und einen halben Zoll Breite, kostet 7 und einen halben Schilling.

3) Die Nymphe des Tempels der Unsterblichkeit nimmt aus dem Munde des, auf dem Fluß Lethe, zu ihr kommenden Schwans die berühmten Namen; nach dem Ariost, von D. Jenkins. Aus eben der Sammlung, und in allem wie das vorhergehende.

4) Louisa Hammond, aus dem Roman, Emma Corbett. Sie sitzt unter hohen Bäumen, und schreibt ihrer Freundin. Von Bartolozzi gestochen, im Oval, 12 Zoll zu 4 und einen halben Zoll Breite, der Preis ist wie das vorhergehende.

5) Celadon und Amalia.

6) Damon und Musidora. Beide aus Thompsons Jahrzeiten, auch von Bartolozzi, nach Gemälden, die Herr Snelling besitzt. Sie sind oval, 7 Zoll 4 Linien Höhe, zu 6 Zoll Breite, und kosten zusammen 12 Schillinge.

7. 8) Rosalind und Celia, aus Shakespears Lustspiel, As you like it. Zwey kleine niedliche Blätter, auch von Bartolozzi, im Oval, die 3 Zoll 10 Linien in der Höhe, zu 3 Zoll Breite halten, und 7 Schillinge kosten.

9. 10) Leonore, und ein kleines Mädchen, das mit einer Maus am Faden die Katze ... Von Bartolozzi geäzt, 4 Zoll 3 Linien in ... Höhe zu 3 Zoll Breite. Kosten zusammen ... Schillinge. Letzteres ist ohne Namen.

11. 12) Felicity und Sincerity. ... ovale Brustbilder, von demselben, 3 Zoll 8 Linien hoch und 3 Zoll breit. Der Preis ist ... beiden 8 Schillinge.

13) Innocence. Ein jugendliches Frauenzimmer, mit einem Lamme auf dem Schooße. Im Ovale, 6 und einen halben Zoll Höhe, zu 5 Zoll 3 Linien Breite.

14) Royal Children. Zwey Kinder, beyderley Geschlechts, wovon das älteste ... einen Kranz in die Höhe hält, den das ... haben will. Etwa 7 Zoll hoch und 6 Zoll breit. Beide Stücke sind von R. Marcuard, ... Schüler des Bartolozzi gestochen, und jedes kostet 4 Schillinge.

15) The Death of Eloisa. Ein vorzügliches Blatt von Thom. Burke, in der Runde, zu 11 Zoll 2 Linien im Durchschnitte, kostet eine halbe Guinee.

16) Ulysses, nachdem er den Achilles entdeckt, beredet ihn, mit nach Troja zu gehen. Das Gemälde besitzt der Graf Panin, und Scorodomoff hat es gestochen, 10 und einen halben Zoll Höhe zu 13 und einen halben Zoll Breite. Der Preis ist 7 und einen halben Schilling.

17)

17) Acontius and Cidippe, von J. B. Martin, mit Farben. Die Scene ist im Tempel der Diane, wo sie opfert, und er den Apfel fallen läßt. Ein Oval, 8 Zoll in der Höhe, zu 6 und einen halben Zoll Breite, kostet fünf Schillinge.

18) Celadon und Amalie.

19) Palemon und Lavinia. Zwey Blätter aus dem Thompson, von Charles Taylor, in der gemeinen Weise des Grabstichels, von vielem Ausdruck. Es sind Ovale, zu 12 Zoll 4 Linien Höhe und 10 Zoll Breite, die zusammen eine halbe Guinee kosten.

20) Cymon and Iphigenia, von Wilhelm Wynne Ryland, der auch das Gemälde besitzt. Sie liegt schlafend unter hohen Bäumen, wo sie jener unerfahrne Bauerbengel mit Erstaunen angafft. In der Runde, zu etwas über 11 Zoll Durchschnitt, und im Preise eine halbe Guinee.

21) The Birth of Shakespeare. Nach einem Gemälde, das Lady Rushont besitzt, von Bartolozzi. Der vortrefflich ausgeführte Gedanke ist aus einem Gedichte des Wharton, the Enthusiast, im dritten Bande der Dodsleyschen Sammlung genommen, da nämlich die Einbildungskraft, den am Ufer des Flusses Avon gefundenen jungen Dichter, vor dem Eingange ihrer Höle, im Arm hält und Lieder vorsingt, die ihn in Entzückung setzen. Das Blatt ist im Oval, etwas über 12 Zoll Höhe zu 9 Zoll 8

Linien Breite, und kostet eine halbe Guinee.

22) Moulines. The Handkerchief of Sterne and Maria. Die unglückliche Maria aus den empfindsamen Reisen, wie sie dem Sterne ihr Schnupftuch zeigt. Unter Führung des Bartolozzi, von J. M. Delattre, in der Runde, zu 10 Zoll 9 Linien Durchschnitt, und im Preise, wie das vorhergehende.

23) Iupiter and Calista. Von Thomas Burke. Preis und Maaße, wie das letztre.

24) Orpheus and Euridice. Von demselben, ein vorzügliches Blatt, eben so.

25) Friendship, von R. Marcuard, nach einer Zeichnung, die Herr C. Boddam besitzt. Ein junges Frauenzimmer spielt mit einer Taube im Bauer. Im Oval, 6 Zoll 9 Linien Höhe, zu 5 Zoll 3 Linien Breite, kostet 5 Schillinge.

26—29) Die vier Jahrszeiten: Flora, Pomona, Ceres, Winter. Von Bartolozzi, in Ovalen, zu 11 Zoll 3 Linien Höhe und 10 Zoll Breite, kosten zusammen 36 Schillinge.

30) Mr. Fordyce, at the Grave of Fingal. Von V. Green, in schwarzer Kunst. Ein schöner Gedanke zu einem Portraite; sie streut Blumen auf Fingals Grab, 20 und einen halben Zoll Höhe zu beynahe 16 Zoll Breite, im Preise eine halbe Guinee.

Zwo Aussichten vom Gesundbrunnen zu Pyrmont, nach Gemälden von Schütz, auch

Pe-

Peter Mazell gestochen. An der Wahrheit der hier befindlichen schönen Natur wird niemand zweifeln; nur könnte der Stich bey einigen Gegenständen, wohl etwas weicher und neuer seyn. Das Blatt hält 11 Zoll 10 Linien in der Höhe, zu 17 und einen halben Zoll Breite, und beyde zusammen kosten 10 Schillinge.

Paul Petrovitch, Grand Duc de Russie etc. Von Gabriel Skorodoumoff, in punktirter Manier. Ein wohl gerathenes Brustbild im Oval, 8 Zoll 8 Linien Höhe, zu 7 Zoll 4 Linien Breite, kostet 7 und einen halben Schilling.

Miss Farren in the Character of Hermione, Winters Tale. Act. V. nach Joh. Zoffany, von E. Fisher in schwarzer Kunst. Sie steht ganz aus und starr, auf einem, mit erhabenen Werken gezierten Fußgestelle gelehnt. Der Preis ist 15 Schillinge, und die Maaße 21 und einen halben Zoll in der Höhe zu 15 Zoll Breite.

Joseph wird von seinen Brüdern verkauft.

Josephs blutiger Rock wird seinem Vater Jakob gebracht. Zwey äußerst wichtige Blätter, nach Gemälden des Guercino, in der Sammlung des Herzogs von Norfolk, in schwarzer Kunst, ersters von Dunkarton, und das andre von J. Murphy. Sie halten jedes etwa 18 und einen halben Zoll in der Höhe, zu 22 und einen halben Zoll in der Breite, nur ei-

nige Linien mehr. Der Preis des Stücks aber ist von Probedrucken 25 Schillinge, sonst 15. Wenn wir Raum hätten, möchten wir gern ihre Schönheiten näher vorlegen.

Apollo und die Sibylle von Cumä, wie diese jenen um so viel Lebensjahre bittet, als sie Sandkörner mit einmal aufraffen könnte. Ovid. Metamorph. B. 14. Eine gar herrliche, romantische Landschaft, nach Salvator Rosa, aus der Sammlung des Grafen von Ashburnham, von Joh. Browne gestochen, in der Höhe 18 Zoll 9 Linien zu etwa 28 Zoll Breite. Kostet eine Guinee; unser Probedruck ein und eine halbe Guinee.

Verschiedene ikonologische Vorstellungen, nach Zeichnungen von G. B. Cipriani, von Bartolozzi in der punktirten Manier. Allerliebste, sehr charakteristische, weibliche Brustbilder in Ovalen, nämlich:

1. 2) Affection, und Constancy, 4 Zoll 3 Linien Höhe, zu 3 Zoll 4 Linien Breite.

3. 4) Attention, und Contemplation. Hoch 3 Zoll 8 Linien. Breit 2 Zoll 11 Linien.

5. 6) Love, und Harmony; gleicher Größe

7. 8) Admiration, und Liberality; eben so.

9. 10) Sympathy, und Serenity; desgleichen. Das Stück kostet 4 Schillinge.

Vier neapolitanische Aussichten, von Fabris gemalt, und von A. Robertson mit

aqua

aqua tinta in Kupfer gebracht. 1) Ein Grotte auf der Küste Amalfi, im Meerbusen von Salerno. 2) Ruinen jenseits der Grotte Pausilipo. 3) Grotte zwischen Gaiola und Bagnoli. 4) Aussicht der Wohnung des englischen Gesandten, Ritters Hamilton, in Neapel. Die Maaße eines Blatts ist 10 und einen halben Zoll Höhe, zu etwas über 20 Zoll Breite, und der Preis zusammen eine Guinee.

Die drey Apostel, Peter, Jakob und Johannes, nach einem im königlichen Palaste zu Windsor befindlichen Gemälde des Michel Angelo Carravaggio, von Johann Murphy in schwarzer Kunst. Eine herrliche Gruppe halber Figuren. 15 Zoll 3 Linien in der Höhe, zu 20 Zoll Breite, kostet 7 und einen halben Schilling.

Boy and Birds nest, und Boy and Dog. Zwey Blätter nach B. Murillo, aus der Sammlung des Herzogs von Norfolk, von Caroline Watson in der punktirten Manier. Die Figuren sind halb aus vor dem Tische stehend, worauf der eine ein Vogelnest, und der andre einen Hund hält, und damit spielt. Die Höhe ist 6 Zoll 9 Linien zu 5 Zoll 6 Linien Breite im Oval, und der Preis von beiden ist sechs Schillinge.

A View of Gibraltar, with Sir George Brydges Rodney coming to its Relief -- 1780 nach einem Gemälde des Domin. Serres, von R. Pollard gestochen. Ein schönes

Seestück, den Meerbusen von Gibraltar vorstellend, an der einen Seite der befestigte Fels, und an der andern die mit den kurz vorher genommnen fünf spanischen Kriegsschiffen ankernde siegreiche Flotte, 16 Zoll Höhe, zu 21 Zoll 8 Linien Breite, und 8 Schillinge im Preise.

Wilhelm II. Stadthalter der vereinigten Niederlande, Vater Königs Wilhelm III. von England; nach einem Gemälde des Gerhard Honthorst, im königlichen Palaste zu Windsor, von L. Sailliar in der punktirten Manier, überaus nett und kräftig. Der Prinz in einem Reitkoller gekleidet, mit einem Federhute, steht ganz aus, in einem Holze, vermuthlich das beym Haag, wo man zur Seiten eine Kompanie Soldaten gestellt sieht. Es hat 20 Zoll in der Höhe, zu 14 Zoll Breite, und kostet eine halbe Guinee.

Renier Hansko, ein Prediger der Wiedertäufer in Holland, nebst seiner Frau. Ein herrliches Gemälde von Rembrandt, das Josias Boydell, ganz in dessen Geiste, in schwarze Kunst gebracht hat. Er sitzt am Tische, der voll Bücher liegt, und sie neben ihm, seine Unterredung aufmerksam anhörend. Die Maaße ist 15 Zoll Höhe, zu 19 und einen halben Zoll Breite, und der Preis unsers besonders schönen Probedrucks ist 15 Schillinge.

Rembrants Mistress. Nach einem berühmten Gemälde Rembrants, das Lord Maynard besitzt, von R. Cooper in schwarzer

Kunst.

Kunst. Sie liegt im Bette, etwas aufgerichtet, so daß man nur den, an der einen Seite entblößten Oberleib erblickt. Etwa 11 Zoll in der Höhe zu 8 und einen halben Zoll Breite, kostet 5 Schillinge.

Rubens's Wife. Von Rubens selbst gemalt, aus der Sammlung des Herzogs von Marlbourough, von R. Earlom schön in schwarzer Kunst. Sie ist ganz aus, in reicher Kleidung damaliger Zeiten, aus der Hausthür tretend, wie es scheint, um in einen anfahrenden Wagen zu steigen, und einen jungen Bedienten hinter sich. Die Höhe 17 Zoll, und die Breite 13 Zoll, 7 und einen halben Schilling im Preise.

The Death of Portia. Nach einem Gemälde von Schalken, in schwarzer Kunst durch James Walker. Ein Nachtstück beym Scheine einer Lampe, und des zur Seite stehenden Gefäßes mit glühenden Kohlen. Portia sitzt vor dem Tische, worauf ihr losgerissener Perlenschmuck und die Büste ihres Brutus zu sehen ist, von dem, oder über dessen Tod, vermuthlich, ein Schreiben vor ihr liegt. Verzweiflung und der gefaßte Entschluß ist in ihrem Gesichte ausgedruckt, so wie die Bekümmerniß in dem ihres, hinter ihr stehenden Mädchens. Das Blatt hält 17 und einen halben Zoll in der Höhe, zu 20 und einen halben Zoll Breite, und kostet 15 Schillinge.

Boar

Boar Hunting. Eine Schweinjagd, nach einem Gemälde von Snyders, im Palaste zu Windsor, von Gabriel Smith wohl gestochen, größtentheils in punktirter Manier, hat 16 Zoll in der Höhe zu 21 Zoll 9 Linien Breite, und kostet 7 und einen halben Schilling.

Endlich noch zwey Blätter nach Zeichnungen eines jungen Deutschen, den blos ein unwiderstehlicher Trieb zur Ausübung der Kunst gebracht hat, und der, mit früher Anleitung zu ihren ächten Grundsätzen und einem klassischen Unterrichte ausgerüstet, sich bald darin als Meister zeigen wird. Es ist solches Hr. Henrich Ramberg, dessen Vater Kriegssecretär in Hannover, selbst mehr als Liebhaber in die Kunst hineingedrungen ist, und diesen seinen Sohn auf königlichen Befehl und Unterstützung zur Akademie nach London geschickt hat.

Diese ersten öffentlichen Proben seiner dortigen Beschäftigung stellen ein paar Lokalscenen vor, da nämlich in London am ersten May die Milchmädchen und die Schornsteinfegerjungen, jede besonders, einen Aufzug machen, und vor den angesehensten Häusern, mittelst Tanzes und Gaukeley, eine Belohnung einfodern. Thomas Gangain hat sie in aqua tinta gestochen. Queerfolio zu 7 und einen halben Schilling im Preise.

Von der Houghtonschen Gallerie ist seit unserm letztern nur ein Heft, nämlich das 10te erschienen, welches die Anzahl der Stücke bis

auf 94 bringt. Das Werk erhält sich noch immer bey seinem Werthe, und zwey Blätter, nämlich ein Fruchtstück, noch van Huysum, und die Opferung Isaaks, nach Rembrant, zeichnen sich hier vorzüglich aus.

Die schönen Antiquities of Great Britain, von T. Hearne gezeichnet, und von W. Byrne gestochen, sind mit dem 8. und 9ten Hefte fortgesetzt worden.

Richard Dalton giebt ein Werk über die gottesdienstlichen und andern Gebräuche der heutigen Egypter, nach seinen, im Jahr 1749 an Ort und Stelle aufgenommenen Zeichnungen heraus, denen eine Beschreibung im Englischen und Französischen beygefügt ist. Es sind davon vier Blätter in Großfolio erschienen, die nebst der Beschreibung eine halbe Guinee kosten.

Endlich verdient noch ein Verzeichniß seines Kunstverlags eine Anzeige, das Johann Boydell, jetziger Aldermann zu London, unter folgendem Titel französisch ausgegeben hat: Catalogue raisonné d'un Recueil d'Estampes d'après les plus beaux tableaux qui sont en Angleterre. Les planches sont dans la Possession de *Jean Boydell*. Londres 1779. 4maj. 130 Seiten. Es wird durch einzelne Bogen, wie sich die Stücke vermehren, fortgesetzt.

Neue

Neue engländische Schriften.

Supplement to the Campi Phlegraei: d. i. eine Nachricht von dem großen Ausbruch des Vesuvs, 1779. Der königl. Societät in London, von Sir William Hamilton ꝛc. mitgetheilt. Neapel. 1779. Wir haben zu seiner Zeit von des Hrn. Verfassers Campis Phlegraeis Nachricht ertheilt. Der erzählende Theil des obigen Supplements ward 1780 in die Philosophical Transactions eingerückt. Sir William hat ihn nun besonders mit einer gegenüber stehenden Uebersetzung sehr prächtig abdrucken lassen, und das Ganze mit illuminirten Kupferstichen, nach der Natur, unter der Aufsicht des Verfassers von Peter Fabris gezeichnet, erläutert. Wir wünschen, daß bey dem Ausmalen ein gleicher Fleiß auf alle Exemplarien möge verwandt worden seyn. Von den Campis Phlegraeis haben wir welche gesehen, die untereinander so verschieden, wie Tag und Nacht waren.

Anecdotes of eminent Painters in Spain, during the Sixteenth and Seventeeth Centuries, with cursory Remarks upon the present State of Arts in that Kingdom. By *Richard Cumberland*. 2 Vol. 12mo. *Waller*. 1782. Außer den spanischen Malern Velasques, Murillo und Ribeira sind wenig große Maler aus diesem Lande bekannt worden, dessen Schlösser, Kirchen, Klöster

sten, Paläste, gleichwohl voll der herrlichsten Gemälde stecken. Herr Cumberland, der sich in diesem Lande aufgehalten, und Gelegenheit gehabt, alles zu sehen, liefert also hier das Resultat seiner Nachforschungen, die den Liebhabern der Kunst außerordentlich angenehm seyn müssen. Sein Endzweck ist nicht, eine vollständige Geschichte aller Maler in Spanien zu liefern. Er schränkt sich blos auf die ein, die im 16. und 17ten Jahrhunderte daselbst blühten, und schließt also auch alle die berühmten Fremden ein, die Denkmale ihrer Kunst daselbst hinterlassen. Ob er gleich voller Bescheidenheit sagt, daß er kein großer Kenner sey; so entdeckt er doch überall in seinen Urtheilen ein scharfsichtiges Auge und einen guten Geschmack, und sein Buch ist eben so unterrichtend als ungemein gut geschrieben.

Two Dissertations: I. On the Grecian Mythologie: II. An Examination of Sir Isaac Newton's Objections to the Chronology of the Olympiads. By the late *Samuel Musgrave*. 8vo. *Michels*. Der verstorbene Musgrave ist in der gelehrten Welt zu bekannt, als daß die angezeigten zwo Dissertationen, die zum Besten seiner hinterlassenen Familie auf Subscription erschienen, nicht die Neugierde erregen sollten. Viele haben schon die Auflösung der Allegorien, die in der griechischen Mythologie liegen, aufzuklären gesucht: dieß ist auch seine Absicht. Er theilt sein Subjekt in zwey Klassen, wovon er das erste

das

das Essential, das andere Accessory nennt. Durch das erste versteht er die Obergötter, die er als so viel allegorische Personen ansieht, die entweder die großen Abtheilungen der Natur, Himmel, Luft, See, Erde vorstellen, oder die Wirkungen und Eigenschaften, die einen besondern Einfluß auf die animalische Welt, oder auf die Gesellschaft haben. Durch das accessory oder Zufällige versteht er entweder einige wunderbare Phönomen in der Natur, oder ungewöhnliche historische Facta, die im Styl der Allegorie erzählt, und zu Wundern erhoben werden. Von jeder Klasse giebt er Proben, und sucht so einige Theile der mythologischen Geschichte aufzuklären.

Melampus: Or, the Religious Groves. A Poem in four Books, with notes. By the late *Gloster Ridley*. D. D. 4to. *Dodsley*. 1781. Die Absicht dieses allegorischen Gedichtes ist, zu zeigen, was für Licht und Hoffnung die Welt in Absicht eines künftigen Zustandes hatte, ehe der große Wiederhersteller, wie ihn der Dichter nennt, in die Welt kam. Wenn es den Lesern nicht zu schwer wird, eine fortlaufende Allegorie in vier ziemlich langen Gesängen zu lesen, so werden sie dasselbe, wegen einer Menge schöner Stellen, nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen.

The Poetical Works of *John Scott*, Esq; 8vo. *Nuckland*. Diese Gedichte sind von einem Quaker, und einige davon schon vor ziemlich langer Zeit geschrieben: Z. B. Amwell, ein

ein malerisches Gedicht, die Elegie im Jahr 1768 geschrieben, u. s. w. Itzt erscheinen sie mit orientalischen Eklogen, Oden und Episteln, die viel Gutes enthalten, an poetischem Werthe aber einander nicht gleich sind, vermehrt. Sie sind in folgende Klassen geordnet: Amoebean Eclogues, Oriental Eclogues, Odes, Epistles, Sonnets, und Miscellaneous Pieces, und mit saubern Kupfern, auch einem schönen Tittelblatte, nach einer Zeichnung der Angelica Kauffmann von Bartolozzi gestochen, geschmückt.

Lyric Odes, to the Royal Academicians. By *Peter Pindar*. 4to. *Egerton*. Ein sehr launiger Dichter, der über Freund und Feind herfährt. Die Gemäldeausstellung von diesem Jahre ist der Gegenstand seiner Satyre. Wenn die Künstler nicht alle ohne Unterschied an den Schlägen, die er austheilt, ihren Antheil hätten, so würden die Wunden vielleicht manchem noch mehr schmerzen.

Laelius and Hortensia; Or, Thougts on the Nature and Objects of Taste and Genius, in a Series of Letters to two Friends. 8vo. *Cadell*. Diese Briefe sind eine Art von Einleitung in die schönen Wissenschaften: der Verfasser macht selbst keinen Anspruch tief in seine Materien einzudringen, sondern gleich dem Maler seine Leser fürs erste die Umrisse zu lehren; indessen ist das was er sagt, deutlich, richtig und unterhaltend. In den Briefen an Lälius

handelt er von den Kräften der Seele, vom Geschmack, von der Schönheit, über Witz und über Laune. Die Briefe an die Hortensia betreffen die eleganten Theile der Litteratur. — Ueber das Gartenwesen. — Ueber natürliche und erborgte Sitten. Ueber die Elegie, Tragödie, Komödie, über den unsterblichen Geist des Drama, Shakespear, und theatralische Vorstellung: über Malerey, Musik, Biographie, u. s. w. Alles ist durch die besten Beyspiele erläutert, und verräth einen feinen klassischen Geschmack bey dem Verfasser.

An Enquiry in to the Manners, Taste and Amusements, of the two last Centuries in England. By *John Andrews*, 8vo. *Debrett*. So interessant diese Untersuchungen seyn könnten, und so manche guten Anmerkung sie auch enthalten mögen, so sind sie doch zu flüchtig, zu unvollkommen, und der Verfasser scheint zu wenig mit der Geschichte der angegebenen Zeit bekannt gewesen zu seyn, als daß man darin eine richtige Schilderung oder Schätzung der Sitten, Tugenden und Laster, des guten oder schlechten Geschmacks aus den verschiedenen Perioden, oder die philosophischen Ursachen davon bestimmt angegeben finden sollte. Es enthält den Zeitraum von itzt an bis zur Königin Elisabeth.

Translated Specimens of Welsh Poetry in English Verse. By *John Walters*,

B. A. 8vo. *Dodsley.* Wer Geschmack an Natur und Simplicität findet, dem werden diese Proben alter Cambro Brittischer Dichter nicht mißfallen.

Bibliotheca Topographica Britannica. No. I--VI. Part. I. 4to. *Nichols.* Eine Sammlung topographischer Alterthümer in Ruinen von alten Palästen, Kathedral- und andern gothischen Kirchen und Gebäuden, von denen die Beschreibungen mit sehr fein gestochenen Kupfern geschmückt sind.

A General History of Music. From the earliest Ages to the present Period. By *Charles Burney,* Mus. D. Vol. II. 4to. *Robson.* 1782. Die Wichtigkeit dieser allgemeinen Geschichte der Musik vom Hrn. Burney, ist schon aus dem ersten Theile zu bekannt, als daß man zur Empfehlung etwas sagen könnte. Er hoffte sie mit diesem zweyten Bande zu endigen, ist aber nicht weiter, als bis auf die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gekommen, und ist genöthiget, noch einen dritten zu liefern.

The Tragedies of Euripides translated. In two Volumes. Vol. I. 4to. *Dodsley.* Der glückliche Uebersetzer des Aeschylus liefert nun hier auch den Euripides, und diesen wie jenen in Versen. Ungeachtet die englischen Kunstrichter jene Uebersetzung vorzuziehen scheinen,

nen, und sie hin und wieder für weitschweifiger halten, so scheint er doch dieses voraus gesehen zu haben, indem er sich dieserhalb auf eine sehr gute Weise in seiner Einleitung entschuldiget.

An Essay on Epic Poetry. By *William Hagley*, Esq; 4to. *Dodsley*. Vielleicht kann man itzt diesen Mann den Dichter der Nation nennen. Wir haben zu seiner Zeit schon die vortrefflichen Poesien angezeiget, durch die er sich diesen Ruhm erworben, den er itzt durch dieß neue Gedichte vermehrt. Es ist in fünf Sendschreiben oder Episteln abgefaßt, und seine Absicht, wie er sich vorläufig erklärt, die Vorurtheile zu widerlegen, die man gegen diese Gattung der Poesie, nämlich die Epische hat. In der ersten handelt er von dem Ursprunge der Dichtkunst überhaupt: — Von der Ehre, die sie in ihrer Kindheit genoß — Homer, der erste, noch übrig gebliebene Dichter. — Warum er keine Nachfolger in Griechenland gehabt habe. — Anmerkung eines neuern berühmten Schriftstellers, daß mit zunehmender Kritik die Dichtkunst abnehme. — Vertheidigung der Kunstrichter. — Gefahr einer abergläubischen Anhänglichkeit an einem kritischen System, und eines Dichters Kritiken seiner eignen Werke. — Vortheile der Freundschaft und des Studiums höherer Dichter. — Ueberall findet man hiebey die herrlichsten Ausschweifungen. Z. B. eine schöne Beschreibung der Poesie und ihrer Zauberey; eine Vergleichung mit der Malerey, und ihre Vorzüge

[illegible] vor dieser ihrer verschwisterten Kunst, — ein feiner Charakter des Boileau, u. s. w. Die zweite Epistel enthält Charaktere der ältern Dichter eines Homer, Apollonius Rhodius, Virgil, und Lucan. In der dritten die neuern epischen Dichter von Italien, Spanien, Portugal, Frankreich und England. Die verschiedenen Fehler und Schönheiten des Dante, Trißino, Boccacio, Tasso, Tassoni, Lope de Vega, Ercilla, Camoens, Voltaire, und der du Boccage. Zuletzt die einheimischen Dichter. In der vierten Anmerkung über die vermeynte Sparsamkeit der Natur in Ertheilung des poetischen Genies. Vortheile und Nachtheile der Poesie in den Schicksalen verschiedener Dichter. — In der fünften kehret er zu seinem Gegenstande zurück, und erklärt seine Gesinnungen über die Zwischenkunft übernatürlicher Wesen, die man sonst zur Handlung bey einem epischen Gedichte für nöthig hielt. Abgeschmacktheit solcher Systeme, und wie groß noch das Gebiet der epischen Poesie sey. Das Ganze ist voll von glühender Einbildungskraft, fruchtbarer Erfindung, richtigen Urtheilen, reizendem poetischen Ausdrucke, und edlem harmonischen Versbau. Die hinzugefügten Anmerkungen, worin er jeden Umstand, auf den er anspielt, und jede Thatsache, auf die er sich bezieht, erläutert, und sie durch eine Menge unterhaltender und angenehmer historischer Anekdoten aufstutzet, nehmen beynahe so viel Raum ein, als das Gedichte selbst.

A Select Collection of Poems: with Notes, biographical and historical. Vol. V. VI. VII. & VIII. 12mo. *Nichols*. Uns deucht, daß wir von dieser Sammlung, im Geschmacke der Dodsleyischen, zusammengedruckter kleiner Gedichte, die ersten Bände gelegentlich angezeigt haben. Auch diese neuen sind mit Verstand und Wahl gemacht, wie die ersten, und selbst manche noch unbekannte von Herrn Nichols, dem Sammler hinzugethan. Auch die biographischen Noten sind zur Geschichte der Dichtkunst interessant und unterhaltend.

Poems. By *Williams Cooper*, Esq. 4to. *Johnson*. 1782. Diese Gedichte zeichnen sich durch einen eignen Schlag aus. Ob gleich der Verfasser ernsthaft und religiös ist, so ist er doch zugleich trocken, launig und sarcastisch. Seine Religion hat ein Lächeln, das ins Bitterliche fällt, und seine Ausfälle von Laune eine fromme Miene: doch ist die Mischung so gut, daß sie weder lächerlich noch ekel wird.

Frankreich.

Les Jardins, ou *l'Art d'embellir les Paysages*. Poëme par Mr. l'Abbé *de Lille*. in 18. in 8. & in 4to. Ein vortreffliches Gedicht, das des Hrn. Masson seinem, desselbigen Inhalts, an die Seite gesetzt zu werden verdient. Der Plan ist simpel. Die Gemälde sind durch Unterricht, durch Reflexionen, durch Empfindung,

dung, durch witzige Einfälle, durch glückliche Anspielungen, durch interessante Erinnerungen, die eine Erzählung, eine Episode herbeyführen, aufgestutzt, und mit einer ungemeinen Delikatesse und Präcision ausgedrückt. Es besteht aus vier Büchern. Das erste handelt von der Lage und dem Boden von der alten und neuen Art, die Fehler derselben zu bessern, zu schonen, die Aussichten abzuändern, mit Klugheit zu wählen, Interesse, Leben und Bewegungen darinne zu verbreiten. Eine Vergleichung zwischen dem berühmten Gärtnern Kent und Le Notre, den regelmäßigen und unregelmäßigen Gärten, nach der alten und neuern Art. Die Beschreibung des Paradieses nach Milton, macht die Episode aus. Der zweite Gesang zeigt die ganze Parthie, die man vom Gehölze und Bäumen zur Verschönerung der Gärten ziehen kann. Die Schlußepisode schildert den Otaiter Poteveri, der in Frankreich einen Baum aus seinem Lande findet, ihn mit Entzücken umarmet, und unter Freudenthränen den Namen O-taiti wiederholet. Rasen, Blumen, und Gewässer sind der Inhalt des dritten. Reizende Beschreibungen von Moulin-Jolie, der Quelle von Vaucluse, der zärtlichen Liebe des Petracha und seiner Laura machen die Episoden. Im vierten Theile untersucht der Dichter, was die Künste zur Verschönerung der Gärten beytragen können, und wie sich Geschmack und Schicklichkeit in dieser Vereinigung der Künste mit der Natur anbringen lassen. Das Gedicht endigt sich mit einem

Lobspruch auf den unglücklichen Capitain Cook. Der Verfasser krönet durch dieß Gedichte den Ruhm, den er schon als Uebersetzer der Uebersetzung der Georgicorum des Virgils erhalten hat."

Discours publics & Eloges, par M***, Avocat General, Tome III. A Paris, chez *Simon*. Schon vor einigen Jahren erschienen die ersten beiden Theile dieses Werks. Man findet darin vortreffliche Untersuchungen zur Verbesserung der Jurisprudenz mit moralischen Reden untermischt, die den Philosophen, Redner und Menschenfreund zeigen.

Essai historique sur la bibliotheque du Roi, & sur chacun des dépôts qui la composent, avec la description des bâtimens & des objets les plus curieux à voir dans ces différens dépôts. On y a joint une liste historique des bibliotheques publiques & particulières de Paris &c. A Paris, chez *Esprit*, in 12. (de 400 pag.) Die königliche Bibliothek in Paris ist bekanntermassen eine der größten in Europa. Die Handschriften belaufen sich auf 50000, und die gedruckten Bücher auf 200000. Das angezeigte für die Litteraturgeschichte sehr nützliche Buch enthält zwey Abtheilungen: Die Geschichte ihrer Entstehung, ihres Fortgangs, ihrer Einrichtung, u. s. w. Die zweite, 1) die Beschreibung der Gebäude für die gedruckten Bücher, 2) der Gebäude für die Manuscripte nebst einer Nachricht von einigen vorzüglich seltnen und kostbaren. 3)

Das

Das Kupferstichkabinet: nebst der Beschreibung ihrer Ordnung, und das Seltenste, was es enthält, 4) die Geschichte des Kabinets der Titel und Genealogien, und 5) das Kabinet der Münzen und Alterthümer.

Mélanges tirés d'une grande bibliotheque. Lettre Z de la lecture des livres françois. Suite des livres de physique & d'histoire naturelle du 16me siecle. Lettres &c. de la lecture des livres françois. Romans du 16me siecle. Sect. XVII. & XVIII. Ferner. Mélanges tirés d'une grande bibliotheque. De la lecture des livres françois; lettre Bb. Livres concernant les sciences mathématiques & les arts qui en dépendent, imprimés au 16me siecle. A Paris, chez Moutard. 1782. in 8vo de 380 pages. Mit Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung dieses sowohl für die Litteraturkenntniß wichtige, und durch die mancherley eingestreuten Anekdoten interessanten Buchs an, dessen Einrichtung die Liebhaber schon aus den vorigen Bänden kennen.

Essai sur l'architecture théatrale, ou de l'ordonnance la plus avantageuse à une salle de spectacle relativement aux principes de l'optique & de l'acoustique, avec un examen des principaux théatres de l'Europe, & une analyse des écrits les plus importans sur cette matiére. Par Mr. Patte, in 8. A Paris, chez Moutard. 1782. Die

Absicht des Verf. in diesem Buche ist zu bestimmen, welche Form die vortheilhafteste für ein Schauspielhaus sey. Er giebt bey dieser Gelegenheit eine Beschreibung sowohl von den alten Theatern, als den vornehmsten der Neuern, wo er durchgängig viel zu tadeln findet, sowohl als an den Architekten, die davon geschrieben haben. Am Ende trägt er seine eigne Meinung darüber vor.

Corps d'Extraits de Romans de Chevalerie par Mr. le Comte *de Tressan*. A Paris chez *Pissot*. 1782. 4 Vol. Die Auszüge, die aus diesem Ritter Romanen bereits durch die Bibliotheque des Romans bekannt geworden, werden hier dem Publikum von dem Hrn. Grafen, nachdem er jenen Verfassern ihre Verschönerungen, wie er ihre verschiedenen Veränderungen nennt, zurückgegeben, aufs neue mit Zusätzen und Verbesserungen vorgelegt. Der erste Band enthält Tristan de Léonois, Artus de Bretagne, Florès & Blanche fleur, Cléomadès & Claremonde, l'Extrait du Roman de la Rose, Pierre de Provence & la Belle Maguelone. Im zweiten, la Fleur des Batailles, Huon de Bordeaux, Guérin de Monglave. Im dritten, Dom Ursino le Navarin, & Dona Inès d'Oviedo, le Petit Jehan de Saintré, les Apparences trompeuses, ou Gérard de Nevers, & Euriane de Dammartin, sa mie. Der vierte Band enthält eine Abhandlung über den Ursprung der Romane, Histoire de Rigda & de Regner Lodbrog, Roi de Danemarc, Zelie ou l'Ingénue. Poé-

Poésies & Pièces Fugitives diverses de Mr. le Chevalier de *B****. A Paris, chez *Desenne*. Die Gedichte des Baron Boufflers gehören unter die reizendsten der itzt lebenden franz. Dichter in dieser Gattung, und erscheinen hier vollständiger als man Einige davon unter dem Titel Recueil des fantaisies gekannt hat. Man erkennt darin nicht nur den witzigen, sondern auch den feinen Hofmann, der die schmeichelhaftesten Dinge mit einer interessanten Feinheit sagt. In seinen Scherzen ist Delikatesse, und in seinem Ausdruck Leichtigkeit und Anmuth.

Nouvelle Traduction de l'Iliade. A Paris, chez *Barois*. 1782. 2 Vol. in 12. Diese neue Uebersetzung der Iliade des Homer, wovon sich der Uebersetzer noch im Verborgenen hält, wird sowohl wegen der schönen Sprache, und des harmonischen Ausdrucks, ob sie gleich nur in Prosa ist, ungemein gerühmt. Die sparsamen Noten zeigen einen Mann von Geschmack an.

L'Arioste François, Poëme Héroique, imité de Roland Furieux. *Première Partie*. A Paris. Die Franzosen haben schon eine Menge Uebersetzungen von diesem berühmten Gedichte des Ariosts. Der Verfas. hat hier einen nicht üblen Versuch im Marotischen Styl gemacht, und in der That giebt dieser den Sitten, die er malet, und den kleinen Schilderungen eine gewisse naive Anmuth, die ihnen sehr angemessen ist. Er hat diesem Versuch eine Epître à Clément Marot vorgesetzt, die mit vieler Leichtigkeit geschrieben ist.

Pro-

Prospectus d'un ouvrage proposé par souscription par Mr. l'Abbé *Rive*. Dieser Prospectus kündiget ein von Buch einer neuen Art an, das hauptsächlich die Geschichte der Malerey und Kalligraphie zur Absicht hat, und nach dem Detail, das der Verfasser davon giebt, in der That sehr merkwürdig ist. Der Titel wird seyn: Essai sur l'art de vérifier l'age des miniatures peintes dans des manuscrits depuis le quatorzieme jusqu' au dix-septième siècle inclusivement, de comparer leurs differens styles & degrès de beauté & de déterminer une partie de la valeur des manuscrits qu'elles enrichissent. Dieser Versuch wird eine Sammlung in Folio von 26 Platten enthalten, mit blos simpeln Umriß gestochen, blaß abgedruckt, und mit Gold und bunten Farben ausgemalt, und in der vollkommensten Gleichheit mit so viel Miniaturen, als der Verfasser aus manchen verschiedenen Handschriften gewählet, die mit der größten Pracht für Monarchen und andere grosse Herren im 14, 15. 16. und 17ten Jahrhunderte verfertiget worden. Die Subscribenten bezahlen 25 louisneufs darauf, und erhalten in den ersten 5 bis 6 Monaten 13 Platten, und in den 5 bis 6 folgenden eben so viel, nebst dem Discours.

Wegen Mangel des Raums müssen wir die übrigen Kunst- und litterarischen Nachrichten aus Frankreich und Italien bis zum nächsten Stücke versparen.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Acht und zwanzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen-Buchhandlung.
1783.

Inhalt.

)(Noch

I.

Eine kurze Uebersicht der englischen Litteratur.

Aus dem Englischen.

Man hat immer den Perioden von der Regierung der Königin Anna für das Augustische Zeitalter der englischen Litteratur gehalten; und es ist kein Zweifel, daß er auch in vieler Absicht diese ehrenvolle Benennung verdient. Nur erst um diese Zeit oder doch kurz vorher gelangten unsere Landsleute zu einem wahren und richtigen Geschmacke in der Schriftstellerey, und die Namen und Werke, die es verherrlichen, werden immer mit einem vorzüglichen Glanze scheinen, und im Ganzen als Gegenstände des Nacheifers und als Muster einer guten Schreibart angesehen zu werden verdienen. Aber, ob das güldne Zeitalter von Großbritannien ganz und Ausschlußweise auf das Leben der Königin Anna eingeschränkt ist, und ob unsere Zeit nicht auch einen Anspruch auf einen so herrlichen Vorzug, und in welchem Grade es solchen

machen kann, wäre wohl einer Untersuchung werth.

Zu dieser Absicht wird es nicht übel gethan seyn, wenn wir eine kurze Uebersicht von dem litterarischen Charakter des Perioden nehmen, der unmittelbar nach dem Absterben der Königin Anna eintrat, und der, indem er die gegenwärtige königliche Familie auf den brittischen Thron erhob, eine neue Epoke in unsere Civilgeschichte einführte. Und hier ist der erste auffallende Umstand, daß das Augustische Zeitalter der Königin Anna sich nicht gerade mit ihrem Tode endigte. Verschiedene der vorzüglichsten Schriftsteller, auf die man sich, als die Hauptzierden desselbigen beruft, schrieben noch eine lange Zeit fort, und hörten nicht auf, bis selbst zur Mitte der Regierung Georg des Zweiten, zu unterrichten und zu unterhalten. Die besten Stücke von Atterburys Werken, und hauptsächlich die beiden ersten Bände seiner Reden erschienen freilich einige Jahre vor der Königin Tode. Auch die schönsten Schriften des Addison, (ausgenommen sein Freeholder, und seine Verse an Sir Gottfried Kneller, und an die Prinzeßin von Wallis,) gingen dieser Begebenheit vor. Auch Steele schrieb nach der Thronbesteigung George des Ersten nichts vorzüglich Merkwürdiges mehr, außer den gewissenhaften Liebhabern, (the conscious Lovers.) Da Steeles Schriften nicht eben in einem klassischen Werthe stehen, so würde ich sie bey dieser Gelegenheit

kaum

kaum erwähnt haben, wenn er es nicht in so fern verdiente, als er eine neue und unvergleichliche Gattung der Schriftstellerey durch den Schwätzer, Zuschauer und Aufseher eingeführt hat. Ferner ist er bemerkenswerth, weil er, (obgleich jene Blätter ihre vorzügliche Vortrefflichkeit dem Beystand von Männern verdankten, an deren Fähigkeiten die seinigen nicht reichten,) einen Anspruch auf keinen geringen Grad des Lobes wegen der vielen Laune hat, die im Schwätzer hervorsticht. Inzwischen, obgleich die besten Werke des Atterbury, Addison, und anderer Schriftsteller, die man anführen könnte, größtentheils blos in die Zeit der Königin Anna gehören, so ist dieß doch nicht der Fall in Ansehung der übrigen großen Geister, die meistentheils unter die vorzüglichsten Verherrlichungen dieses Perioden gerechnet werden. Wenn verschiedene von Swifts schätzbarsten und berühmtesten Produkten vor der Regierung Georg des Ersten erschienen, so hat er hingegen auch viele andere von gleichem Werthe und Ruhm, erst nach dieser Zeit herausgegeben, und auch während der Regierung des letzten Königes nicht ganz aufgehöret seine Feder mit dergleichen zu beschäftigen. Eben diese Bemerkung findet auch in Ansehung Pope's statt, dessen letzte poetische Arbeit, die vollständige Ausgabe der Dunciade nicht eher als 1743 zum Vorschein kam: selbst seine Uebersetzung des Homer, die Doctor Johnson, als eine große Begebenheit in der Geschichte der engli-

 schen

schen Litteratur anpreist, und durch welche die Richtigkeit und Harmonie unserer Versification so trefflich berichtiget und festgesetzt worden, ob sie gleich gegen der Königin Anna Lebensende angefangen worden, wurde doch nicht eher, als verschiedene Jahre nach ihrem Tode geendiget. Alle launige Aufsätze von Arbuthnot, sowohl als seine ernsthaften, sind ebenfalls nach dem Hintritt seiner königlichen Gebieterin geschrieben. Was den Lord Bolingbroke betrifft, den man immer mit Swift und Pope in eine Klasse setzt, so kennen wir keine seiner litterarischen Arbeiten, die nicht in die Regierung George des Ersten und George des Zweyten fallen sollten, es müßte denn sein Brief an den Forscher, (Examiner) und der kleine Antheil seyn, den er an diesem, so benannten Blatte gehabt hat.

Doch, vielleicht möchte man sagen: „Daß das Verdienst dieser berühmten Schriftsteller gleichwohl eigentlich in die Zeit der Königin Anna gehöre: denn in dieser bildeten sich ihre Genies vollkommen aus: unter ihrer Regierung, oder noch etwas früher, fingen sie an zu schreibe: und es war der Geist, den sie damals eingesogen, der in den folgenden Perioden blos seine Wirkung fortsetzte. Auf den Ruhm also, der auf ihr Vaterland zurückfällt, haben die nachfolgenden Monarchen keinen gerechten Anspruch.“ Wenn man die Wahrheit dieser Anführungen zugiebt, so ist es um so viel schicklicher, die litterarischen Thatsachen zu bestimmen,

wel-

welche die ersten Regierungen der beiden Könige aus dem hannöverischen Hause vorzüglich bezeichnen. So viel ist gewiß, daß während dieser Zeit in den Gemüthern der Menschen eine große Veränderung vorging; und daß verschiedene Gegenstände der Untersuchung ihr Nachdenken auf sich zogen, die, wo sie nicht ganz neu waren, doch vorher nicht in einem so weiten Umfange, oder mit einem gleichen Grade von Genauigkeit und Präcision untersucht wurden. Dieß kann auch nicht ganz von dem natürlichen Fortschritt der sich aufklärenden Vernunft, und der sanften und stufenmäßigen Wirkung der Litteratur, welche die menschlichen Fähigkeiten zur Reife bringt und erweitert, erwartet werden; sondern zum Theil von der politischen Lage, in der sich damals Großbritannien befand. Die Besitznehmung einer andern königlichen Familie, deren Ansprüche von einem großen Theile des Volks verworfen wurden, machten es äußerst nöthig, die Grundsätze, die der neuen Regierung günstig waren, soweit als möglich auszustreuen. Zu dieser Absicht war es nöthig, mit der äußersten Kraft, sich den engen Aussichten der Clerisey, nicht allein in Rücksicht auf die Lehre von dem leidenden Gehorsam, der Unwidersetzlichkeit, und dem Erbrechte, sondern auch in Ansehung des Maaßes, des Umfangs, und der Ausübung der Kirchengewalt zu widersetzen. Dem zu Folge suchte man geschickte Männer auf, die edlere Grundsätze über diese Dinge verbreiten

mußten, und, da dieß nicht ohne eine hitzigen Controvers geschehen konnte, so bekamen die Studien dieses Zeitalters eine ganz verschiedene Wendung. Der berühmte Hoadley, damals Bischof von Bangor, trat in dieser wichtigen Angelegenheit an die Spitze. Er hatte sich schon unter der vorhergehenden Regierung, durch seinen Eifer für die Sache der bürgerlichen Freyheit, durch seine Vertheidigung der Staatsveränderung und seine Wärme für die protestantische Erbfolge hervorgethan, und that es nun noch immer durch seine Predigt über die wahre Beschaffenheit des Reichs oder der Kirche Christi, in der er sich bemühte, das kirchliche Ansehen in weit engere Gränzen einzuschließen, als ihm gemeiniglich die gesammte Clerisey anwieß. Nie hat wohl eine einzele Rede eine größere Aufmerksamkeit erregt, oder einen ausgebreitetern und hitzigern Streit veranlaßt. Die Bangorische Controvers, sowohl in Absicht der verschiedenen guten Schriften, zu denen sie Gelegenheit gab, als der Folgen, die sie bewirkte, muß als eine höchst wichtige Begebenheit in der Litterargeschichte dieses Perioden angesehen werden. Die beynahe unzähligen Abhandlungen, die sie hervorgebracht hat, sind zwar itzt in die Vergessenheit begraben: aber der Einfluß dieses Streites dauert immer noch. Ihr verdanken wir hauptsächlich die edle Freyheit zu denken, die seitdem so allgemein geherrschet und die Mäßigung in Absicht der Ansprüche der Kirchengewalt, der

sich

sich die Geistlichkeit selbst itzt freywillig unterworfen hat.

Es ist der Natur der menschlichen Seele nicht gemäß, daß, wenn sie einmal in Bewegung gesetzt ist, sie gerade bey dem Punkte sollte stehen bleiben, nach dem sie anfänglich zielte. Viele, die gegen das kirchliche Ansehen einen Widerwillen gefaßt hatten, und gegen die hohen kirchlichen Aemter wegen ihrer Anhänglichkeit an dem Hause Stuart erbittert waren, ließen es bey dem Streiche, den ihnen der sanfte und mäßige Hoadley beygebracht, nicht bewenden. Die Absicht dieses erhabenen Prälaten ging nicht weiter, als festzusetzen, was er für die wahren Grundsätze der christlichen Freyheit hielt. Aber andere Schriftsteller zielten dahin, alle Ehrerbietung und Achtung für die Geistlichkeit über den Haufen zu werfen. Tindal und Toland hatten schon dieß zur Königin Anna Zeiten zur Absicht gehabt: aber da sie keine populäre Schriftsteller und ihre Charaktere sehr wenig geschätzt waren, so erwarben sie sich wenig Anhänger. In Ansehung derer aber, die dasselbe unter der Regierung George des Ersten unternahmen, war der Fall ganz verschieden. Sie schrieben, mit weit mehr Fähigkeit ausgerüstet, und die Zeitumstände waren weit günstiger. Die Herren Trenchard und Gordon waren Leute von Kraft und einer ungewöhnlichen Stärke, wenn es ihnen auch an einem zierlichen Ausdrucke fehlte. Die kühnen Grundsätze, die sie in verschie-

denen ihrer Schriften äußerten, (besonders in dem unabhängigen Whig) und der Nachdruck; mit dem sie diese Grundsätze behaupteten, machte keinen geringen Eindruck auf die meisten Gemüther, und trug vieles bey, dem Charakter des Zeitalters eine neue Wendung zu geben. Die Geistlichkeit suchte in verschiedenen Schriften dieser Wirkung entgegen zu arbeiten, aber ohne sonderlichen Erfolg. Von beiden Seiten traten von Zeit zu Zeit eine Menge Schriftsteller auf, die für und wider die Sache kämpften, und darum verdienet diese Begebenheit als ein sehr wichtiger Umstand in der Litteraturgeschichte dieser Zeit angeführet zu werden.

Der Forschungsgeist breitete sich eben so wohl über die Lehrsätze der Kirche, als über die Ansprüche und Foderungen der Geistlichkeit aus. Dieß rührte inzwischen nicht von einer feindseligen Absicht gegen jene, sondern von den Privatbedenklichkeiten einiger gelehrten und frommer Gottesgelehrten, besonders der Herren Whiston und D. Clarke her. Diese Männer griffen die Athanasische Meynung der Kirche, die Dreyeinigkeit, unter der Königin Anna Regierung an: doch erst unter der Herrschaft der Braunschweigischen Linie brach die volle Controvers aus, und breitete sich weit umher. Sie beschäftigte viele Jahre hindurch eine Menge der gelehrtesten Männer, beides von der kirchlichen und gegenseitigen Meynung, und hatte keinen geringen Einfluß auf die Sinnesänderung des Zeitalters. Viele

von

von den Layen verworfen die Lehre von der Drey-einigkeit ganz, und selbst einige der Vornehmsten und Größten von der Clerisey. Die Simplicität der gegenseitigen Lehre, die auf eine verständliche Art die Einigkeit und Allmacht der Gottheit behauptete, gefiel hauptsächlich philosophischen Köpfen, und entsprach dem Verstande eines Neuton. Unter den dissentirenden Gottesgelehrten aber breitete sich der Unitarianismus sehr weit aus.

Da die Lehre von der Dreyeinigkeit ein Theil der in der Kirche eingeführten Meynung war, und eine feyerliche Bestätigung derselbigen bey jeder Ernennung zu einem geistlichen Amte von der Clerisey gefodert wurde, so konnte diese Lehre nicht angegriffen werden, ohne die Erörterung der Frage aufs Tapet zu bringen, in wie weit Artikel von menschlicher Erklärung in der Religion zu unterschreiben wären. Der Streit hierüber gab zu einem andern Umstande in dem litterarischen Charakter des Zeitalters eine Veranlassung. Er ist bis zu unserer Zeit fortgesetzt worden, und begreift zween Untersuchungspunkte: in welchem Sinne die Lehren der Kirche müssen durch die bekräftiget werden, die sie unterschreiben, und ob eine Unterschreibung derselbigen nicht gänzlich sollte aufgehoben werden. Die letztere Meynung ward durchgängig von den dissentirenden Geistlichen angenommen, und einige der geschicktesten Männer unter ihnen haben diese Meynung mit vieler Wärme behauptet. Eben

so

so haben auch nicht wenige von der gesetzmäßigen Geistlichkeit für eine Milderung der Ausdrücke bey der Zulassung zu geistlichen Aemtern gestritten: und das Resultat dieser Untersuchungen ist eine Erweiterung der Grundsätze der Mäßigung und Billigkeit gewesen.

Doch ist der Streit nicht blos bey besondern Lehrsätzen des Christenthums oder Fragen, die Kirchengewalt oder Kirchenzucht betreffend, geblieben. Die Wahrheit und göttliche Originalität der Offenbarung selbst ist bestritten worden. Ungeachtet der trefflichen Vertheidigungen der Religion, die Herr Boyle durch seine gestifteten Vorlesungen veranlasset, ist doch ein Geist des Unglaubens eingerissen, der sich, während der Regierungen, auf welche gegenwärtige Untersuchung eingeschränkt ist, in verschiedenen Gestalten geäußert hat, und noch fortgeht. Den ersten und vielleicht fürchterlichsten Angriff auf die christliche Lehre that Collins, indem er die Prophezeyungen angriff. Diesem folgte: „Tindals Christenthum so alt, als die Schöpfung,“ in welchem er die absolute Zulänglichkeit der Vernunft, jeden Punkt einer Religionswahrheit zu berichtigen, behauptet; und die Folge, die er daraus zog, war, daß die Offenbarung ganz überflüßig und unnütz wäre. Ihm folgte: „Morgans moralischer Philosoph,“ der unter diesem edlen Titel eine heftige Schmähung der Charaktere enthielt, die in der Schrift vorkommen, und nichts geringeres zur Absicht hatte, als das Ansehn des alten und

und neuen Testaments gänzlich über den Haufen zu werfen. Der scharfsinnige Verfasser, „des Christenthums auf keinen Beweis gegründet,“ trat nach Morgan auf. Kurze Zeit darauf erschien Hume mit seinem „Versuch über die Wunder,“ und zuletzt Bollingbroke mit seinen „Briefen über die Geschichte und seinen philosophischen Werken,“ die wider die Authenticität und Glaubwürdigkeit der heiligen Bücher und jeden Theil der Offenbarung gerichtet waren. Diese Schriften, so irrig sie auch waren, gaben zu sechs verschiedenen Controversen Gelegenheit, die in dieser Uebersicht der englischen Litteratur von grosser Wichtigkeit sind. Durch sie wurden die Fähigkeiten der geschicktesten Gelehrten aufgefodert, und sie veranlaßten die vortrefflichsten und unwiderleglichsten Vertheidigungen der Religion, die jemals sind geschrieben worden. Außer diesen sechs Hauptcontroversen gab es auch zu verschiedenen Nebenstreitigkeiten Gelegenheit, die wieder einige sehr schätzbare Werke erzeugten. Der Hauptstreit, die Auferstehung Jesu betreffend, hätte billig zu den bereits angezeigten sollen hinzu gethan werden, da es eine Materie von der größten Wichtigkeit betraf. In der That ist diese Materie gewissermaßen zwar unter den übrigen begriffen, da bey allen Untersuchungen darüber die Frage, über die Wunder mit eintritt. Der große Streit, die Offenbarung betreffend, ist ganz gewiß nicht allein in der Kirchengeschichte, sondern auch in der Litterargeschichte von England ein großer

Ge-

Gegenstand. Er dauerte die ganzen Regierungen beider Georgen durch, setzte die ersten Männer von Großbritannien in Bewegung, und rufte sie zur Thätigkeit und Aeußerung ihrer Geisteskräfte auf. Beyläufig verdient mit bemerkt zu werden, daß der Unglaube dieses Perioden, wenigstens, ehe Herr Hume schrieb, nicht von der atheistischen Art war. Es war der bloße Deismus, welcher herrschte: und viele, die in Ansehung des Christenthums Skeptiker waren, gaben sich selbst für eifrige Bekenner, nicht allein in Absicht des Wesens und der Vollkommenheiten Gottes, sondern auch dessen moralischen Fürsehung, und eines Zustandes der künftigen Vergeltung aus. Ueber die Form, die der Unglaube seitdem angenommen hat, reden wir in der Folge.

Außer den unmittelbaren Untersuchungen, die Beweise einer geoffenbarten Religion betreffend, leiteten die Controversen darüber zu einer Menge von Untersuchungen in Ansehung ihrer besondern Lehren, ihrer Natur und Absichten. Daher wurde die Schrift auch kritisch untersucht, und das Resultat dieser Prüfung war, daß sie von vielen Dingen gereiniget wurde, die man irrig als ihr zugehörig angenommen hatte; und man muß die Befreyung des Christenthums von den Abgeschmacktheiten, die sich eingedrungen, und das bessere Verständniß desselbigen, unter die schätzbarsten Folgen rechnen, zu denen die Angriffe des Unglaubens Gelegenheit gegeben. In-

des-

dessen, daß die Gottesgelehrten beschäftigt waren, die Offenbarung von dem Roste zu befreyen, von dem sie ganz überzogen war, klärte sich der menschliche Geist auf, und sah die Wahrheit in einem reinern Lichte. Der Untersuchungsgeist theilte sich einer Menge mit, und schwächte das Reich der Unwissenheit, der Andächteley, und des Aberglaubens.

Die Prüfung der Wunder der ersten Kirche vom D. Middleton, einem der feinsten Schriftsteller dieser Zeit, war nichts weniger als dem Christenthume nachtheilig. Es war ihm vielmehr höchst vortheilhaft, indem dadurch die eigenthümliche Unterscheidungslinie gezogen, und die Materie auf einen tüchtigen Grund gebauet ward. Der Streit, den sie veranlaßte, nebst andern freymüthigen Controversen und Untersuchungen, beförderte eine vernünftige und männliche Denkungsart.

Die Aufmerksamkeit des Zeitalters, und selbst der Geistlichkeit, war auch nicht blos auf Fragen eingeschränkt, welche die Offenbarung unmittelbar angingen. Man studirte auch über Gegenstände der Moral mit großem und besonderm Eifer. Die Natur, der Grund, und die Verbindlichkeit der Tugend, wurden aufs genaueste untersuchet: und es erschien eine große Menge Abhandlungen über diese Materien. Man warf dießfalls verschiedene Hypothesen auf, und verfochte sie mit vielem Scharfsinn und vieler Geschicklichkeit. Ob sich die Tugend auf die we-

wesentliche Vernunft und Schicklichkeit der Dinge, auf einen moralischen Instinct, oder den Willen Gottes gründe: ob sie aus einem uneigennützigen Principium des Wohlwollens allein, oder einer wohlgeordneten Selbstliebe entspringe; ob Weisheit, oder Gerechtigkeit, oder Güte, die Quellen der Handlung in der Gottheit wären, das waren Fragen, die gar sehr erörtert wurden. Es war Mode, Moralsysteme zu schreiben, Abrisse der natürlichen Religion zu entwerfen, und ihre Verbindung mit der geoffenbarten zu zeigen. Kaum ist jemals eine Periode gewesen, wo die Wissenschaft der Ethik sorgfältiger ist geprüft worden, oder wo die Kenntniß derselbigen zu einem höhern Grad der Vollkommenheit getrieben worden. Butler, und nach ihm Hartley übertrafen alle ihre Zeitgenossen in Erklärung der Principien der menschlichen Seele, und in der Auflösung moralischer Fragen.

Auch konnten die Gegenstände, deren wir erwähnet haben, die Aufmerksamkeit des gelehrten Theils der Nation nicht erregen, ohne daß man zugleich viel Fleiß auf metaphysische Untersuchungen wenden mußte. Außer keiner geringen Anzahl von Schriften über die alten und niemals beyzulegenden Streitigkeiten über Freyheit und Nothwendigkeit, und den Ursprung des Uebels, kam die Frage, ob die Existenz Gottes a priori könne bewiesen werden, gar sehr in Untersuchung. Ueberhaupt aber war die Metaphysik

der

der Zeit dem Materialismus und Fatalismus weniger günstig, als sie es kurz vorher gewesen war. Der wesentliche Unterschied zwischen der Seele und dem Leibe, die Freyheit des menschlichen Willens und die Schliessungsbündigkeit der natürlichen Beweise für einen künftigen Zustand, waren die herrschenden Meynungen unter Gottesgelehrten und Weltweisen.

Bey so vielen Gegenständen, die unserer Landsleute Aufmerksamkeit auf sich zogen, ist es wohl nicht zu verwundern, wenn die eigentlich so genannte Gelehrsamkeit einigermaßen verfiel. Es gab wenig Personen, entweder aus Mangel der Neigung, oder der Zeit, die sich auf die Prüfung alter Handschriften, oder Sammlung verschiedener Lesarten, oder Erklärungen alter Schriftsteller, oder andere, in ihrer Art sehr nützliche Arbeiten legten, die die Gelehrten vormals beschäftiget hatten. Die wichtigen und interessanten Streitmaterien, die das Zeitalter darbot, gaben nothwendig den Aeußerungen der menschlichen Seele eine verschiedene Richtung. Auch verringerte noch ein anderer Umstand den Eifer für die vorher benannten Studien. Die Gelehrten, die sich ihnen widmeten, wurden als Leute ohne Geschmack vorgestellt, die sich mit nichtsbedeutenden Kleinigkeiten abgäben:

„Als Wortefänger, die von Sylben lebten.“

Mit so wenig Grunde sie verdienten, auf diese Art lächerlich gemacht zu werden, so war es doch nicht ohne Wirkung, und fand desto

mehr Eingang, je leichter Unwissenheit und Müßiggang unter dem Vorwande des Abscheues vor Pedanterey sich dahinter zu verbergen suchten. Indessen wurde doch die alte Litteratur auch nicht ganz vernachläßiget. Bentley fuhr fort, unter allem Kampf, unter aller unverdienten Verachtung, die man ihm entgegen setzte, die Ehre seines Vaterlandes in dieser Absicht zu behaupten. Er war der Atlas, dessen Schultern der Last allein gewachsen waren, ob es gleich nicht ganz an andern fehlte, die dieselben Studien trieben. Hearn und Pearce waren in derselben Classe von Gelehrsamkeit angesehene Schriftsteller. Warburton zeichnete sich durch seine weitläuftige Belesenheit und seine kühne und starke Einbildungskraft aus, und Jortin vereinte trefflichen kritischen Scharfsinn mit einem grossen Verstande und vieler Wissenschaft. In einer so kurzen Uebersicht, als diese, könnten auch leicht noch einige andere Namen vergessen werden, die genannt zu werden verdienten.

Inzwischen, obgleich das Nachforschen in alten Handschriften und Sammeln verschiedener Lesarten, samt den Ausbesserungen und Erklärungen verdorbener Stellen itzt nicht so eifrig betrieben wurde; so studirte man doch die griechischen und römischen Schriftsteller in andern Absichten. Die Streitigkeiten über die Eigenschaften Gottes und seine Regierung, über das Wesen und die Verbindlichkeit der Tugend, über die Schicklichkeit und Nothwendigkeit einer Offenba-

rung

rung und die Wahrheit der christlichen Religion, veranlaßten eine sorgfältige Prüfung der Meynungen und Grundsätze der heydnischen Welt. In dieser Absicht wurden die alten Schriftsteller brav durchstudiret, und durch manche schätzbare Werke in großes Licht gesetzt.

Zu den Gattungen der Litteratur, die am meisten, während den ersten Theil dieses Perioden, waren vernachläßiget worden, gehörte die Orientalische. Von dem Tode Pocock's und Hyde's an, sank sie stufenweise herab, bis sie nach und nach gänzlich in Vergessenheit kam. Unter der Regierung George des 1ten, gab es Wenige, die sich in diesem Theile der Gelehrsamkeit hervorthaten. Endlich aber hob sie wieder ihr Haupt, indem die Erlernung der morgenländischen Sprachen unter dem vortrefflichen D. Thomas Hunt zu Oxford wieder auflebte: wahrscheinlicher Weise wurde sie auch durch D. Lowth's herrliche Vorlesung über die hebräische Poesie nicht wenig befördert. Sie schränkte sich auch nicht blos auf diese Universität ein, sondern verbreitete sich auch bis nach Cambridge und an andre Oerter, wo sich Gelehrte aufhielten. Vor dem Absterben George des 2ten, war die orientalische Litteratur in einem blühenden Zustande; und ist seitdem auf einen so hohen Grad angebauet worden, daß sie in der Folge noch einmal bemerkt zu werden verdient.

Was die philosophische und mathematische Wissenschaft betrifft, so hat Sir Isaac Newton

den Ruhm der Nation auf den höchsten Gipfel erhoben, und ihm wird es nicht leicht an Ruhm jemand gleich thun. Er hatte übrigens verschiedene berühmte Nachfolger, dergleichen Halley, Bradley, Maclaurin und Smith waren, die sich vorzüglich durch ihre Kenntnisse, Entdeckungen und Schriften hervorthaten. Die Untersuchungen der Königl. Societät der Wissenschaften wurden fortgesetzt: Erfahrungen glücklich gemacht: die Kraft des Magneten besser verstanden: die Naturgeschichte immer mehr getrieben, und durch die Verbesserung des Mikroskops neue Wunder in der Insektenwelt entdeckt. Dem ungeachtet schien während diesen Perioden die Societät nicht ganz ihren vorigen Glanz zu behaupten. Doch dauerte dieß nicht lange. Der Eifer der Nachforschung ward aufs neue durch die Entdeckungen in der Elektricität belebt. Das Franklinische System erhielt mehr Vollständigkeit und Festigkeit: und von Stund an gewann die Kenntniß der Kräfte und Eigenschaften der Natur einen gewaltigen und erstaunenden Fortgang. Der Zeit George des 3ten gebühret die Ehre, daß dieser Gegenstand in seiner ganzen Pracht erschien.

Was den Zustand der Dichtkunst betrifft, so ist schon bemerkt worden, daß Pope noch lange nach der Thronbesteigung des braunschweigischen Hauses ihr Ehre machte. In der That war er die Hauptzierde dieser göttlichen Kunst; und es fand sich keiner, den man in Absicht der Vortreflichkeit und des Rufes ihm an die Seite setzen können.

Doch

Doch nahm Young einen ehrenvollen Rang in einer Dichtungsart ein, die ihm eigenthümlich war. Seine Nachtgedanken enthalten ins besondere bey allen ihren Fehlern, die stärksten Beweise einer fruchtbaren Einbildungskraft und eines kühnen und erhabenen Genies, und wären sie durch Eleganz verfeinert, durch Geschmack gezüchtiget, und durch Urtheilungskraft berichtiget, so würde er eine sehr hohe Stelle im Tempel des poetischen Ruhms einnehmen. Thomsons ausnehmender Geist in der malerischen Poesie, seiner moralischen und empfindsamen Schönheiten nicht zu gedenken, wird seine Jahreszeiten zu dem Gegenstande einer ewig dauernden Bewunderung machen: und sein Schloß der Trägheit (Castle of Indolence) einen Beweis abgeben, daß er der glücklichste und angenehmste von Spensers Nachahmern war. Es gab noch viel Andere, die sich als Dichter zeigten, doch haben sich die Wenigsten über die Mittelmäßigkeit erhoben, versteht sich von dem frühern Theile dieses Perioden: denn gegen das Ende desselben erwachte das poetische Genie in England wieder in einem neuen Geschlechte von Männern, die der Dichtkunst Ehre machten. Mason in seiner Monodie schien ein neuer Phönix zu seyn, der aus Popens Asche entsprang. Gray, außer seiner schönen Elegie auf einen ländlichen Kirchhof, brachte die lyrische Ode zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Akenside und Warton athmeten einen wahren poetischen Geist:

und Johnson gab der Satyre die Strenge und Kraft eines Juvenal. Doch von allen diesen künftig noch ein Mehreres.

Die dramatische Poesie blühte unter der Regierung der beiden ersten Fürsten aus dem braunschweigischen Hause nicht sehr. Addisons Kato hatte einen falschen Geschmack in die tragische Behandlung eingeführt. Zwar schrieb auch Young, seine Rache und seinen Busiris, wovon der letzte sehr bombastisch ist, mit einer Kraft, die ihm eigen und keine Folge der Nachahmung war. Doch der größte Theil derjenigen, die sich ans Trauerspiel wagten, durch die poetischen Schönheiten des Kato verführt, und durch den erstaunenden Beyfall, den er fand, hielten ihn sehr unweise für das Muster der Vollkommenheit. Daher wurde eine kalte declamatorische Sprache zur Mode. Unsere Trauerspiele floßen von richtigen, edlen, moralischen Sprüchen und schönen Reden für die Freyheit und Rechte der Menschheit über: aber es fehlte ihnen an Interesse, Seele und Pathos. Selbst Thomson ist nicht im Ganzen von diesem Vorwurfe frey, ob er gleich im „Tancred und Sigismunda" dem menschlichen Herzen etwas näher, als gewöhnlich, kam. Unter der grossen Menge Trauerspiele dieser Zeit giebt es in der That wenig, die sich als Muster einer dramatischen Vortrefflichkeit auszeichnen. Während des letzten Theils der Regierung George des 2ten erhob sich ein neuer Geschmack. Man sah die Thorheit der declamatorischen und spruchreichen

reichen Tragödie ein: und unsere Schriftsteller suchten sich durch mehr Verwicklung und Mannichfaltigkeit, durch mehr Auffallendes, Heftiges und Pathetisches zu unterscheiden. Doch verdient auch hier kein Schriftsteller genannt zu werden, der dem Zeitalter einen Charakter gegeben.

In der Komödie war beynahe derselbe Mangel von Geiste. Zwar blühte Cibber zu Anfange dieser Periode: doch währte es lange, ehe jemand einen gerechten Anspruch darauf machen konnte, sein Nachfolger zu seyn. Fielding, ob er gleich in anderer Absicht großen Ruhm verdiente, machte zwar verschiedene Komödien, aber sie erhoben sich nicht über das Mittelmäßige. D. Hoadly, Sohn des berühmten Prälaten dieses Namens, zeigte in dem „argwöhnischen Ehemann," wie weit er es hätte bringen können, aber nie verband er sich das Publicum wieder durch eine Zeile dieser Art. Die übrigen Komödien hatten größten Theils ihre neun Tage Spiel, und ihrer wurde nachmals selten wieder gedacht. Doch gegen das Ende dieses Perioden, auf den wir uns bey dieser Uebersicht einschränken, gewann die Komödie einen neuen Glanz. Foote, den man immer den englischen Aristophanes nennet, führte eine Art von Drama ein, worinne gewisse besondere Charaktere und Sitten sehr auffallend gezeichnet waren, die aber in Absicht der Regelmäßigkeit der Anlage und der Ausführung fehlerhaft waren. Garrick schrieb einige kleine Stücke, die nicht ohne Verdienst waren. Doch schien es Col-

man vorbehalten zu seyn, die Ehre der komischen Muse wieder herzustellen und vorzüglich in der Reihe derjenigen zu glänzen, die sich in dieser Gattung von Litteratur hervor gethan haben.

Der Zustand der dramatischen Vorstellung dieser Zeit darf nicht vergessen werden. — Während der Regierung George des 1ten blühten die berühmten Schauspieler Wilkes, Booth, Cibber und Mißreß Oldfield. Als sie das Theater verließen, hatten sie keine so berühmten Nachfolger, Qvin ausgenommen, dem der tief tönende Booth in der Tragödie folgte, und keinen Nebenbuhler in der komischen Rolle des Falstaff hatte. Ueberhaupt war die Kunst zu spielen einige Jahre hindurch sehr gesunken, als endlich auf einmal ein großes Phänomen in Garrick erschien. In dieser Absicht war er auf eine ganz vorzügliche Art das Kind des Genies und der Natur. Seine mannichfaltigen und erstaunenden Kräfte sind tief jedem Gedächtnisse eingegraben und man kann seine Erscheinung mit Recht als eine litterarische Revolution in diesem Lande ansehen: denn durch seine Vorstellung und Einführung des Shakespear hat er dem Geschmack und Charakter des Zeitalters eine verschiedene Wendung gegeben. Er zog nicht bloß dem vortreflichen Dichter eine allgemeine Bewunderung zu, sondern bahnte auch den Weg zu einer genauern und ausgebreiteten Kenntniß unserer alten dramatischen Schriftsteller überhaupt, so wie zu einer neuen Gattung von Kritik, wovon wir

künftig

künftig noch mehr sagen werden. Auch gab es noch andere Schauspieler außer Garrick, die seine Zeitgenossen waren und die Ehre des Theaters behaupten halfen. Barry und Mossap glänzten in den ihrem Charakter angemessenen Rollen. Mistreß Cibber ließ im Trauerspiele alle zurück, so wie Mistreß Clive in der launigen Komödie: indessen daß Mistreß Pritchard mit Würde und Vortheile in beiden glänzte.

Die Veränderungen in dem Zustande der Wissenschaften und Litteratur, in der Denkungsart, und im Geschmack, der insonderheit unter der Regierung Georgs des zweyten immer mehr Platz gewann, waren mannichfaltig und verdienen bemerkt zu werden. Hieher gehört das Uebergewicht, welche das System der moralischen Gefühle erhielt. Des D. Clarke's seines von den ewigen Schicklichkeiten der Dinge war eine Zeit lang die herrschende Mode; und seine Art sich auszudrücken, oder die des Wollaston, unsern moralischen Schriftstellern sehr gewöhnlich. Allein nach und nach gewann die Sprache in Shaftesbury's Charakteristick die Oberhand, und seine Art sich auszudrücken, war auch viel gefälliger und glänzender als jene. Diese Schreibart kam insonderheit empor, nachdem Hutcheson seine Abhandlungen über die Begriffe von Schönheit und Tugend, und über die Leidenschaften ans Licht stellete. Diese Werke erschienen in der That, oder doch wenigstens die erstern von ihnen, vor dem Tode Georgs des ersten, allein dieß geschah nicht

eher als bis die darinnen enthaltene Philosophie, die herrschende wurde, und die Schüler des Shaftesbury einen großen Zuwachs bekamen. Denn eine Reihe Jahre hindurch wurde kein Buch allgemeiner bewundert, oder gelesen als die Charakteristick dieses Mannes*). Von Schönheit der Tugend, und uneigennützigem Wohlwollen wurde in mancherley eleganten und angenehmen Produkten weitläufig gehandelt. Man kann in der That nicht leugnen, daß die Sache zu weit getrieben ward, und daß diejenigen, welche die Tugend

*) Thomson scheint von dieser Philosophie entzückt gewesen zu seyn, wie folgender Charakter des Grafen von Shaftesbury ausweiset:

The generous Ashley thine, the friend of Man;
Who scann'd his nature with a brothers' eye,
His weakness prompt to shade, to raise his aim,
To touch the finer movements of the mind,
And with the *moral beauty* charm the heart.

„Der großmüthige Ashley ist dein, o England, der Freund des Menschen, der seine Natur mit eines Bruders Auge prüfte, seine Schwachheit zu schützen, sein Ziel zu erheben, die feinern Empfindungen der Seele in Bewegung zu setzen und von der moralischen Schönheit das Herz zu entzücken suchte.“

Tugend einzig auf Instinkt und innere Gefühle gründeten, sich eines Irrthums schuldig machten. Aber noch immer ist es zu bedauern, daß die empfindende Sittenlehre gar zu sehr aus der Mode gekommen ist. Es war eine Energie in derselben, die die feinern Neigungen der Seele in Bewegung setzte, und es dem Menschen näher ans Herz legte, als die kalte, förmliche Sprache der Anhänger des Clarke. Hartleys Grundsatz von der Association der Ideen gab dem System distinkter moralischer Naturtriebe einen großen Stoß.

In Rücksicht der politischen Denkungsart dieses Zeitalters wurde eine beträchtliche Veränderung durch einen einzigen Autor bewerkstelliget. Dieser Autor war Rapin, dessen Geschichte von Engelland, nachdem sie übersetzt, in Menge verbreitet, und allgemein gelesen worden war, außerordentlich viel beytrug den Geist eines gemäßigtern Whiggismus zu befördern. Von dieser Zeit an waren die hohe Kirche, und insbesondre die Jacobitischen Grundsätze, die sich zeither eines großen Theiles der Nation bemeistert hatten, bey weitem weniger herrschend als zuvor. Diese mit vieler Aufrichtigkeit und Beurtheilung geschriebene Geschichte, war sehr wohl eingerichtet, einen so wünschenswehrten Erfolg hervorzubringen. Die Zeit, und jene kritischere Untersuchung der vormaligen Archiv-Akten, Parlements-Journale, und Staatsschriften, die seitdem Platz genommen, haben uns in Stand gesetzt, einige

Fehler,

Fehler und Irrthümer im Rapin zu bemerken, und wir sehen ihn itzt als einen langweiligen und schwerfälligen Schriftsteller an. Allein noch immer nimmt er unter den nützlichen Schriftstellern einen Platz ein; und in dem Punkte, dessen wir eben gedacht haben, war er besonders wohlthätig. Ungeachtet der vielen feinen Schriften, die seitdem zum Vorschein gekommen, belohnt der Gebrauch desselben immer die Mühe des Lesers. Hume in der ersten Ausgabe seiner moralischen und unterhaltenden Versuche nennt Rapin den einsichtsvollsten unter allen Geschichtschreibern.

Ein andrer Umstand, der bey der Uebersicht des Zustandes der Wissenschaften und Litteratur in England, während dieser Zeit nicht muß vergessen werden, ist die Einführung der monatlichen Magazine. Diese müssen schlechterdings als eine Art litterarischer Epoke angesehen werden. Der vorhergehenden periodischen Schriften waren wenig, und sie schränkten sich noch darzu größtentheils bloß auf politische Neuigkeiten ein. Allein das Gentleman's, London- und Universal-Magazin, welche nunmehro folgten, öfneten eine neue Quelle von Unterricht und Unterhaltung. Wahr ist es, daß es Leute giebt, welche diese Art von Schriftstellerey verachten; und für Männer von höhern Wissenschaften und ausgebreiteter Litteraturkenntniß mögen sie auch vielleicht nicht von sehr großem Nutzen seyn. Allein die Wirkungen derselben in Rücksicht auf das Ganze der Nation sind in der That groß. Diese Magazine

gazine waren gewiß der Weg, verschiedene allgemeine Kenntnisse zu verbreiten. Dabey erörtern sie oft (wenigstens der beßre Theil derselben, das ist, diejenigen, welche die verderblichen Grundsätze des Lasters und Aergernißes standhaft bestreiten, und durch Verbreitung tugendhafter Unterhaltung und Unterrichts Beyfall zu erwerben suchen) seltenere und nützliche Aufgaben, welche selbst Männer von Einsichten gern untersucht sehen. Sie erhalten auch manche kleine und schätzenswerthe Aufsätze, die sonst würden verloren gehen; und machen eine unterhaltende kurzgefaßte Geschichte der Zeiten aus. Noch ein anderer kleinerer Vortheil ist es, daß junge Schriftsteller darinnen zuerst ihre Kräfte versuchen, und ihre ersten Versuche von Aufsätzen der Welt vorlegen. Vielleicht sind Wenige, die jetzt in der gelehrten Welt berühmt sind, die nicht ihren ersten Versuch zu schreiben, in denselben gemacht haben.

Die Geschichte der litterarischen Journale überhaupt würde lesenswerth genug seyn; allein es ist hier unmöglich, einen Blick auf dieselbe zurück zu thun, und zu zeigen, wie sie in andern Gegenden blühten, als ein Bayle, Beauval und Clerc sie ihrer Bearbeitung würdigten. In unserm Reiche dauerte es lange, ehe sie eine regelmäßige und dauerhafte Gestalt annahmen. Sie erschienen gleichwohl gelegentlich unter der Regierung Georgs des ersten und in den ersten Jahren seines Nachfolgers. Allein die historia litteraria, die memoirs of Litterature,

rature, und die history of the works of the Learned, konnten doch, ob sie schon, was den Punkt des Unterrichts betrifft, sehr lehrreich waren, keine feste Dauer erhalten. Diese Art zu schreiben, war weder in seinem Absatz so ausgebreitet, noch fruchtbar genug in großen Wirkungen, bis zuerst die monthly und sodann die critical Review festen Grund faßten. Von dieser Zeit an würdigte man alle dergleichen Schriften einer allgemeinern Aufmerksamkeit; es wurde unter das ganze Volk einige Bekanntschaft mit ihnen verbreitet, und der Geist der Neugierde und der Kritik vermehrt. Die litterarischen Journale sind außer Zweifel zuweilen partheyisch und irrig. Da sie von Personen von verschiedenen Fähigkeiten, Meynungen und Studien, welche nicht frey von privat Leidenschaften und Vorurtheilen sind, geschrieben werden, so müssen die über Bücher gefällten Urtheile nicht allemal mit blinder Hochachtung angenommen werden. Männer von gründlicher Gelehrsamkeit werden sich schon selbst zu bestimmen wissen, und sich nicht vor dem Ansehn, auch der geschicktesten Kritiker beugen. Wenn man dieß in Erwägung zieht, so haben diejenigen alsdann einen besondern Werth, die sich begnügen, gelegentlich sowohl mit Einsicht verfertigte Auszüge aus neuen Büchern zu geben, als auch den Leser, indem sie ihn unterrichten und unterhalten, in Stand setzen, ein richtiges Urtheil vom Ganzen zu fällen; und wenn man ihnen auch vorwer-

sen

sen könnte, daß die Kenntniß, die sie verbreiten, sehr superficiel wäre, so muß man doch nie vergessen, daß ohne sie eine große Anzahl von Menschen gar keine Kenntniß von neuen Büchern bekommen würde.

Eben so dürfen wir die Wirkung der Zeitungen in unserer Uebersicht nicht vergessen. Sonst waren deren wenige an der Zahl, und, wenn wir einen gewissen Umstand ausnehmen, der hernach erwähnt werden soll, auf bloße Facta eingeschränkt. Allein nach und nach haben sie ein weit ausgebreiteter Geschäfte übernommen. Sie wurden die Fahrzeuge politischer Erörterungen, und zwar in einem viel höhern Grade, als sie es vormals waren; und in dieser Rücksicht wurden sie für die Nation sehr wichtig. Nebenher aber nahmen sie sich auch die Freyheit gelehrte Streitigkeiten zu untersuchen, und enthielten Versuche über allerley Materien. Sie sind die Mittel, eine Kenntniß von Dingen zu verbreiten, welche, ob sie gleich nicht tief ist, doch dahin abzielt, den Verstand des gemeinen Volks aufzuklären. Wenn sie von mehrerer Kenntniß, Bescheidenheit, und Aufrichtigkeit begleitet würden, so würden sie von weit ausgebreiteterm Nutzen seyn. Die persönliche, boshafte und ärgerliche Wendung, die sie neuerlich genommen haben, gehört hieher nicht.

Allein ob die Zeitungen gleich in dem ersten Theile dieses Zeitraums überhaupt genommen nichts

nichts weiter als eine öffentliche Korrespondenz und gemeine alltägliche Verfälle enthielten, so war doch dieß nicht allemal der Fall. Sie wurden von Zeit zu Zeit dazu gebraucht, periodische Versuche zu verbreiten, ob diese schon allgemeiner in besondern Blättern herausgegeben worden; und ein wenig Aufmerksamkeit auf dieselben wird für den Zweck unserer Untersuchung nicht unschicklich seyn. Es war natürlich daß die Vortreflichkeit, und der große Beyfall eines Schwätzers, Zuschauers, und Aufsehers, eine große Zahl von Nachahmungen hervorbrachte. Daher kamen während der Regierung George des ersten unaufhörlich periodische Schriften unter verschiedenen Namen und Titeln zum Vorscheine. Im Ganzen genommen waren sie, mit dem schönen Muster das sie vor sich hatten, verglichen, schwache Nachahmungen, und machten auch kein besonderes Glück. Dem ungeachtet waren einige von ihnen nicht ganz ohne Werth, und verdienen, ob sie gleich nun in Vergessenheit gerathen, doch noch gelesen zu werden; insonderheit diejenige Schrift, die den Titel, der Freydenker führt, so wie auch die von Gordon geschriebene; zwar nicht sein unabhängiger Whig, sondern eine andre Schrift von vermischterm Inhalte, unter dem Titel der Humoriste. In der Folge nahmen diese periodischen Versuche verschiedne Wendungen, und wurden auch öfters gebraucht, Religionsstreitigkeiten darinnen vorzutragen. Doch bediente man sich ihrer mehr zu politischen Dingen.

Der

Der Untersucher, (the Examiner) und der Freeholder gaben den Ton an, und man folgte ihren Fußstapfen häufig. Es würde überflüßig seyn, die ungeheure Menge derselben her zu erzählen, welche anfiengen und aufhörten. Viele von ihnen wurden wenig, zur Zeit schon, wie sie geschrieben wurden, hochgeschätzt, und noch weniger, wie die Umstände, denen sie ihr Daseyn zu danken hatten, vorbey waren. Doch dürfen zwey unter ihnen, nicht übergangen werden; Cato's Briefe, die gleich nach dem Südsee-Jahre erschienen, und der Craftsman unter der darauf folgenden Regierung. Cato's Briefe, von denen Trenchard und Gordon die Verfasser waren, sind schlechterdings das beste Muster einer periodisch politischen Schrift, die nur hervorgebracht werden kann; denn sie sind mit einer bewundernswürdigen Kraft und Geiste geschrieben, und haben immer Sachen und nicht Personen zum Gegenstande. Da findet man nichts von jenen privat Sticheleyen, die die neuerlichen Produkte so sehr verunstalten. Der Craftsman war schon persönlicher, allein so lange Männer wie Bolingbroke und Pulteney daran Antheil hatten, war es gewiß eine herrliche Schrift. Diese ganze Zeit über erschien nicht ein einziger Versuch von einer allgemein vermischten Gattung, der mit dem Schwätzer, dem Zuschauer, und Aufseher, in eine Classe gesetzt zu werden verdiente. Allein mit der Zeit kamen doch einige zum Vorscheine, die diesen vortreflichen Schriften, als

Nebenbuhler können an die Seite gesetzt werden. Der Herumschwärmer (the Rambler) brachte es in Verfertigung moralischer Versuche, und Erzählungen, in so fern es auf edle Gesinnung, Scharfsinn im Beobachten, und Stärke des Ausdrucks ankommt, zu einem grossen Antheile von Vollkommenheit. Der Abentheurer, (the Adventurer) vereinigte mit vielen Eigenschaften des erstern, ein vortrefliches Talent in morgenländischen Erzählungen, und war mit einigen schätzenswürdigen kritischen Aufsätzen ausgeschmückt. Die Welt (the world) nahm die ganze Mannichfaltigkeit des Zuschauers an, war weise und witzig, ernsthaft und lustig, empfindsam, gelehrt, oder launig, wie es der Gegenstand erforderte. Sie war auch in einer andern Rücksicht dem Zuschauer ähnlich; denn der Herausgeber Hr. Moore verlor sich unter dem Glanze seiner Hülfstruppen. Der Kenner (the Connoisseur) das Produkt zweyer Männer Thornton, und Colman, die ihre Kräfte in jeder einzelnen Schrift vereinigten, war ein auffallendes Muster von Freymüthigkeit und Fähigkeit. Nie hat ein Werk die eitlen vorübergehenden Thorheiten und Moden der damaligen Zeit glücklicher getroffen und verspottet. Man hat mehrere Versuche in der Art gemacht, aber nicht mit gleichem Glücke. Diese Art zu schreiben scheint beynahe erschöpft zu seyn; sie ist auch nicht leicht mit vorzüglichem Glanze in einer besondern Schrift wieder in Gang zu bringen, da die Magazine,

und

und Zeitungen jeder Art des Inhalts offen stehen.

Allein der Zustand der Beredsamkeit in diesem Lande, bietet auch einen nicht minder wichtigen Gegenstand zur Betrachtung dar, wenn man die Charaktere dieses Zeitalters würdigen und bestimmen will, und hiervon ist der wichtigste Theil, Parlements-Beredsamkeit; denn diese ists, zu welcher die brittische Staatsverfassung führt, und die man immer auf das beste und glücklichste cultivirt hat. Die großen persönlichen und öffentlichen Motiven, von welchen unsere Senatoren angetrieben werden, und das Feuer der Opposition, in welche viele unter ihnen immerfort verwickelt sind, müssen schlechterdings die größten Aeußerungen der Beredsamkeit hervorbringen. Während dem mächtigen Zwiste zwischen Hrn. Robert Walpole, und seinen Gegnern, schimmerte sie mit ungemeinem Glanze. Voltaire, wenn er von der englischen Beredsamkeit, so wie sie damals in beyden Häusern beschaffen war, redet, sagt: sie überträfe die Beredsamkeit Griechenlands und Roms. Gewiß erreichte sie noch einen weit höhern Grad von Vortreflichkeit. Ohne uns weiter in eine weitläuftige Erzählung der vorzüglichsten Redner einzulassen, wollen wir nur bemerken, daß Pulteney während der großen Opposition wider den Walpole, an der Spitze derselben stund, und daß ihn hierzu auch seine viel umfassenden und großen Talente tüchtig machten.

ten. Ihm folgte Pitt, dessen Reichthum im Ausdruck, Feuer und Energie alles vor sich hinriß, und die lebhaftesten Eindrücke in dem Gedächtnisse derer zurück ließ, die ihn die englische Demokratie hatten führen sehen. Er stund mit einem erstaunlichen Uebergewichte über alle Sprecher seiner Zeit auf, obschon einige unter ihnen sehr vollkommne Redner waren, und bey einer weitläufigern Untersuchung dieser Materie aufgeführet zu werden verdienten. Pitt wurde der Demosthenes seiner Zeit genannt; und er war es in der That in Rücksicht derjenigen Höhe und Stärke, der nichts widerstehen konnte: aber er war kein Demosthenes in der Gedrängtheit seiner Aufsätze.

Die Kanzelberedsamkeit kömmt bey dieser Uebersicht in keine große Betrachtung. Die Reden unserer besten und berühmtesten Gottesgelehrten waren voll Vernunft, richtigem Gefühl, und Urtheil: sie enthielten vortreffliche Lehren in einer simpeln, deutlichen, und zuweilen auch eleganten Schreibart; sie sind ein schätzbarer Theil der englischen Litteratur, enthalten erhabne Moral, und praktisches Verdienst, und erklären die heil. Schrift richtig: aber selten schwingen sie sich zu einer vorzüglichen Würde und zum Pathos: selten erreichen sie jene Erhabenheit, Mannichfaltigkeit, und Rührung, welche vielleicht von den wichtigen und interessanten Gegenständen, die der Prediger einzuschärfen hat, könnte erwartet werden. Wenn irgend einer sich von den übrigen

übrigen geistlichen Rednern dieser Zeit auszeichnet, so ist es der Bischof Sherlock. Der allgemeine Charakter seiner geistlichen Reden, ist, gleich dem seiner Zeitgenossen, ein ruhiger, deutlicher Vortrag. Aber sie haben gemeiniglich mehr Eleganz, und erheben sich zuweilen zu einer gewissen Größe. Der Schluß einiger seiner Reden ist ungemein treffend und erhaben. Man findet bey ihm auch ein verfeinertes Gefühl, und Raisonnement, das aber vielleicht nicht allemal auf Wahrheit gegründet ist.

Ein andrer Gegenstand, der unsere Betrachtung wohl verdient, ist der Zustand der historischen Schriftstellerey. Das Licht, in welchem Rapin vorher dargestellt wurde, bestund einzig und allein in seinem politischen Werthe und Einflusse, doch kommt er hier in keine Betrachtung. Der einzige Punkt, in welchem dieses Land lange Mangel gelitten, und worinnen es wenig Anspruch auf Ruhm machen konnte, war die Verfertigung einer Geschichte. Es waren freylich wohl verschiedene Werke vorhanden, die, in Rücksicht des Unterrichts, von großem Nutzen waren, allein es fehlte ihnen an aller Eleganz und Würde. Es war den letzten Jahren der Regierung Georgs des zweyten vorbehalten, Engelland in Stand zu setzen, in diesem Zweige der Schriftstellerey mit allen auswärtigen Nationen, ja sogar mit den Geschichtschreibern des Alterthums, zu wetteifern. Und diese glückliche Veränderung sind wir Hrn. Hume, und D. Robertson schuldig. Allein

von diesen braucht hier wenig gesagt zu werden, da wir künftig von ihnen reden werden, wenn der Name eines Gibbon zu den ihrigen kann hinzugethan, und vielleicht noch einige andre Namen nicht für unwürdig werden befunden werden, neben ihnen zu stehen.

Es dauerte lange, ehe dieses Reich in der Biographie einigen Glanz bekam. Man hatte zwar wohl das Leben verschiedner einzelner Personen hin und wieder beschrieben, auch gab es einige wenige allgemeine Sammlungen von Lebensbeschreibungen; allein sie empfohlen sich weder durch ausserordentliche Vortrefflichkeit in Rücksicht der Wahl, noch durch Nettigkeit in der Ausführung, noch durch Scharfsinn in Bemerkungen. Die erste Uebersetzung des Bayle allein, und sodann noch eine andre Uebersetzung desselben, nebst den Zusätzen von einer Menge Lebensbeschreibungen, die das Werk zu zehn Foliobänden ausdehnte, erzeugte einen allgemeinern Geschmack an dieser Art von Schriften. Die Biographia brittanica, die hierauf folgte, war dem Leben der grossen Männer unsers Vaterlandes gewidmet. Das Wörterbuch (the General Dictionary) und die Biographia brittanica sind Werke von ungleicher Ausführung; allein dem ohngeachtet sind sie beträchtliche Gegenstände in der Gelehrtengeschichte dieses Zeitraums. Wenige von den einzelnen Lebensbeschreibungen, die herauskamen, können mit dem Leben des Cicero von D. Middleton verglichen werden. Mallets Nachricht

vom

vom Lord Bacon möchte noch einen Vorzug verdient haben, wenn er bey der Uebersicht der Philosophie dieses großen Mannes etwas mehr ins Detail gegangen wäre. Als Mallet die Geschichte des großen Marleborough schreiben sollte, bemerkte man, daß, wie er vergessen hatte, daß Bacon ein Philosoph war, er eben so leicht vergessen könne, daß Marleborough ein großer Feldherr gewesen wäre. Die Biographie ist neuerlich ein Lieblingsstudium des Publikums geworden, und eine künftige Uebersicht derselben, wird sie in ihrem ganzen Glanze darstellen.

Im Vorbeygehen sey es bemerkt, daß dieses Zeitalter sich sowohl durch wissenschaftliche, als biographische Sammlungen auszeichnete. Harris und Chambers Wörterbücher sind Werke von keinem geringen Werthe, und das leztre ist vorzüglich populär. Die Produkte dieser Art, wo man Universal-Wissenschaften zum allgemeinen Unterricht in eine alphabetische Form gebracht hat, haben den größten Theil des Volks geschickt gemacht, sich einen kleinen Theil von Kenntniß in jeder Materie, die ihre Neugier reitzt, oder ihre Aufmerksamkeit erregt, zu erwerben.

Eine andre Art der Schriftstellerey, die ihrer Natur nach auch historisch ist, aber Erdichtung zum Grund hat, die Romanschreiberey, wurde durch zwey außerordentliche Männer in dieser Art, Fielding und Richardson zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht. Diese Männer waren in ihren Talenten merklich von einander

unterschieden, allein in der Art von Schriftstellerey, die sie gewählt, beyde vortrefflich. Fielding, der den Don Quixot und Gilblas zu seinem Muster nahm, war bewundernswürdig in der launigen Erzählung, und in Darstellung der Charaktere aus dem gemeinen und gesellschaftlichen Leben. Er hatte auch keinen Nebenbuhler, in dem, was den epischen Theil seiner Geschichte, besonders in seinem Hauptwerke betrifft. Richardson, dessen Genie ein wahres Original war, zeigte die tiefste Kenntniß des menschlichen Herzens, bewies eine bewundernswürdige Stärke in Schilderung desselben, und stellte ein Muster einer pathetischen Erzählung dar, das noch in keinem Zeitalter und Lande seines gleichen gehabt hatte. Mit Recht verdient er den Namen des Shakspeare der Romane. Beyde Schriftsteller haben einige nicht unglückliche Nachfolger gehabt. Smollet folgt gleich auf Fielding; und Richardson ist am glücklichsten von Frauenzimmern nachgeahmt worden. Was den gewöhnlichen Plunder von Romanen anlangt, unter welchen zeither die Presse geseufzet hat, die einen so elenden Geschmack in der Lektüre eingeführt haben, und so schädlich für junge Gemüther, vorzüglich weiblichen Geschlechts, gewesen sind, so verdienen diese hier nicht genennt zu werden, man müßte es blos thun, um sie zu verwerfen.

Unter den mannichfaltigen Gegenständen, die die Aufmerksamkeit eines gelehrten und untersuchenden Zeitalters rege machten, war es nicht wahr-

wahrscheinlich daß die Kritik in den schönen Künsten und schönen Wissenschaften gänzlich sollte vernachläßiget werden. Und sie wurde es auch nicht. Es gab verschiedne angenehme und nützliche Produkte in dieser Art der Litteratur, obschon die Schriftsteller in derselben nicht weiter vorwärts giengen, als Addison in seiner philosophischen Untersuchung über die Schönheiten der Schreibart gethan hatte. Einer seiner elegantesten und glücklichsten Schüler war Spence. Mit der Zeit brachte man einen verfeinerten Geist in die kritischen Untersuchungen. Warburton machte einige Versuche in der Art, die eine Zeitlang glücklich gnug ausfielen, doch öfter mit mehr Freymüthigkeit, als gutem Erfolg. Hurd zeigte ähnliche Freymüthigkeit, aber mit mehr Beurtheilungskraft, größrer Reinigkeit und richtigerm Geschmacke. Lowth in seinen Abhandlungen über die hebräische Poesie erreichte den höchsten Grad von Bündigkeit, als Kritiker. Lord Kaims spürte die Schönheiten der Zusammensetzung in dem Innersten der menschlichen Seele auf, und brachte in dem Grunde seiner Untersuchungen die Verfeinerung aufs höchste. Hierauf folgten die Wartons: doch diese Materie wird künftig in ihrem größten Glanze erscheinen.

Wenn man in dem Zeitraume, der der Gegenstand unserer Betrachtung bis hierher gewesen ist, einen Blick zurück auf den Zustand der Künste, der Mahlerey, Bildhauerey, und Zeichenkunst, wirft, so haben wir eben nicht Ursache zu

triumphiren. Die ersten beyden George waren, obschon vortrefliche Monarchen, doch aber keine Beförderer dieser Künste, indem sie gänzlich von allem Geschmacke in Rücksicht derselben entblößt, und ganz unbekannt mit dem Ruhme waren, der von demselben auf ein Land zurück strahlt. Noch hatte auch die Nation, im Ganzen genommen, ob sie schon an Ansehn, Glanz, und Luxus um ein merkliches zunahm, nicht diejenige feine Beurtheilungskraft erlangt, die nöthig ist um die Künstler unter sich selbst zur Wetteiferung anzufeuern, ihre Aeußerungen zu beseelen, und bis zur Vollkommenheit zu treiben. Demungeachtet gab es verschiedne Bildniß- und Landschaftmahler, und einige Kupferstecher, die verdienen möchten, daß man ihrer in einer besondern Geschichte erwähnte; des unnachahmlichen Hogarth brauchen wir nicht zu gedenken, dessen launige und moralische Gemälde, welche in sich selbst zureichend sind, das zu ersetzen, was diesem Zeitalter in dieser Art abgeht, jedermann bekannt sind und von allen bewundert und gefühlt werden. Die Bildhauerkunst faßte unter Roubiliac nicht nur Grund, sondern rückte auch beträchtlich vorwärts; und die Architektur wurde sehr durch die Kenntniß und Gönnerschaft des Grafen von Burlington befördert.

Die Gartenkunst war diejenige, die sich durch ihren geschwinden Fortgang bis zu dem höchsten Grade von Geschmack und Vortreflichkeit auszeichnete. Die passenden Ideen und mannichfaltigen

fältigen Bereicherungen, die Kent einführte, und Brown seitdem verbesserte, haben manchen Theil Engellands mit den ausgesuchtesten Schönheiten geschmückt *). Im Ganzen vermehrten sich gegen das Ende der Regierung Georg des zweyten die Lehrer der feinen Künste, und die Liebhaber und Beurtheiler derselben. Ausstellungen von Gemälden nahmen ihren Anfang unter dem Schutze der Prämiengesellschaft; und so wurde der Weg zu jener glücklichen Veränderung gebahnt, die in der Folge gänzlich zu Stande kam, und die den angenehmsten Inhalt einer zukünftigen Geschichte ausmachen wird.

Diese Uebersicht, so kurz sie auch der Absicht gemäß seyn sollte, würde doch unvollkommen seyn, wenn wir nicht der sich auszeichnenden Figur erwähnten, die die Schriftstellerey in Schottland während dieses Zeitraums und besonders in dem letzten Theile desselben, gemacht hat, da ein wunderbares Bestreben nach litterarischer Größe und Vortreflichkeit im Schreiben die fähigsten Köpfe dieses Theils der vereinigten Königreiche belebte. In der Philosophie haben wir bereits des Maclaurin gedacht, und Simpson verdient in der Mathematik hinzu gethan zu werden. Blackwell würde ebenfalls seiner gründlichen Kenntniß in der alten Litteratur wegen Ruhm verdienen,

*) Man sehe »Ursprung des gegenwärtigen Styls in der Gartenkunst« von Hrn. Horaz Walpole, in unserer Bibliothek.

dienen, wenn er sie nicht durch Pedanterey und Affektation ein wenig verunstaltet hätte. Die schottländischen Schriftsteller haben sich insonderheit auf metaphysische Untersuchungen, und die Bearbeitung der empfindsamen Moral gelegt. Die Wendung, die Hutcheson zuerst nahm, wurde sehr verbessert, und erschien in mancherley scharfsinnigen Schriften, wodurch die Kenntniß der Grundbegriffe und Leidenschaften der menschlichen Seele sehr ins Licht gesetzt wurde. Wenn wir Hume, Lord Kaims, Reid und Adam Smith insbesondre nennen, so geschieht solches historisch, ohne zu untersuchen, in wiefern ihre respektive Systeme sich auf Wahrheit gründen, oder nicht. Eben so wenig können wir hier prüfen, ob der englische Hartley in irgend einer Absicht in Erklärung der geistigen Beschaffenheit des Menschen glücklicher gewesen seyn mag. Der Fortgang der Gesellschaft und Sitten ist gleichfalls von den Nordbrittischen Schriftstellern gründlich untersucht worden, und von verschiedenen ihrer Werke dieser Art behalten wir uns vor in Zukunft zu reden. Nordbrittanien haben wir auch Hume, und Robertson, unsere beyden klassischen Geschichtschreiber, zu verdanken. Arbuthnot und Thomson, waren auch aus diesem Lande gebürtig, ob sie sich gleich beständig in Engelland aufhielten. Mit einem Worte, Schottland hat seinen vollen Antheil an dem litterarischen Ruhme dieses Zeitalters.

Auch

Auch Irland muß in dieser Uebersicht nicht vergessen werden. Irland kann auf seinen Swift und Berkley stolz seyn. Irland kann sagen, daß es in der freymüthigen Untersuchung der Theologie einen Abernethy, Clayton, und einen Leland hervorgebracht hat; und daß wir ihm noch einen andern Leland, den Uebersetzer des Demosthenes, und den Geschichtschreiber Philipps von Macedonien, und seines eignen Vaterlandes zu verdanken haben. Zu seinem Ruhme sey noch hinzu gefügt, daß es Engelland mit einigen berühmten Namen geziert hat, die in der Fortsetzung dieser Untersuchung vorkommen werden.

Wenn man dem Zeitraum, der hier kürzlich beschrieben worden ist, etwas nachdenket, so fällt es in die Augen, daß er in Rücksicht auf Geistescultur und Litteratur eine sehr emsige und geschäftige Periode ist. Eine Menge von wichtigen Materien ist in demselben geprüft worden, und diese Prüfung hat eine große Veränderung in der Denkungsart des Königreichs bewirkt. Ein außerordentliches Licht wurde über die ersten und wichtigsten Gegenstände, die die Aufmerksamkeit der Menschen erfordern, verbreitet, der menschliche Verstand im Ganzen sehr aufgeklärt, und eine freymüthige und erweiterte Denkungsart eingeführet. Es war ein vorzüglich glücklicher Umstand, daß der Gang der Dinge fortschreitend war. Seit den letzten Jahren der Regierung Königs George des zweyten war es nicht allein in Waffen und in der

Hand-

lung glänzend, sondern auch im zunehmenden Wachsthum aller freyen Künste. Wie der folgende Zustand der Wissenschaften, Kenntnisse, und Geschmack beschaffen gewesen; was für Verbesserungen in demselben gemacht worden, was für Veränderungen Platz genommen, und welches die geltenden Meynungen, und das Bestreben litterarischer Untersuchungen gegenwärtiger Zeit geworden sind, werden wir in irgend einem folgenden Versuche deutlich und insbesondere aus einander zu setzen uns bemühen.

II.

Amyntor, eine Geschichte in Briefen von J. A. Eberhard.

Fortsetzung (S. B. 27. S. 248. u. f.)

Wenn durch das (S. 138) ausgemittelte allgemeine Gesetz, „daß wir, nähmlich, Alles „lieben, wodurch nur das Gefühl unserer Thätig„keit genährt wird, und daß wir also das Wohl „Anderer befördern, um unsre eigene Vollkom„menheit zu vermehren und zu genießen" die Verbindung der Selbstliebe mit der geselligen Liebe sehr anschaulich gemacht wird: so bedarf es nur eines Schrittes weiter, um zur Ueberzeugung zu gelangen, „daß uns Alles gefalle, was „Voll-

„Vollkommenheit, Leben, ungehinderte Thä„tigkeit, unaufgehaltene Kraft enthält, oder „ausdrückt, auch dann, wann wir selbst sie „ihm nicht gegeben haben.“ Diesen Schritt that nun Philokles, indem er den Faden, wo Theophron ihn fallen läßt, aufnimmt, und aus diesem letztern Grundsatze nun zu erweisen sucht, daß die Gesetze des Geschmacks und der Kritik eben so wenig willkürlich sind, als die Gesetze der Sittenlehre, — wodurch er denn den Amyntor um desto vollkommener von der Unwillkühr der letzten überzeugen zu können glaubt. —

Er zeigt ihm, nähmlich, daß eben dasselbe leichte Gefühl von unserer Thätigkeit, das, allen Erfahrungen gemäß, mildes Licht, unbetäubender Schall, angemessene Bewegung dem Menschen geben, auch den Farben und Tönen, — und sogar der Mode — Schönheit giebt, und daß unsre angenehmen Empfindungen zwischen Unthätigkeit und Ueberspannung mitten inne liegen; — daß nur, einmal, die verschiedene Stärke und Schwäche der menschlichen Organe, der Kraft der Seele, und des Grades der Spannung, dessen sie fähig ist; — zweytens, die, in ihren Graden und Verhältnissen, verschiedene Ausbildung des Menschen, welche zum Theil von unsern freywilligen Uebungen, mehr aber noch von den ungewählten Lagen des Lebens abhängt; — und drittens die Grundeinrichtung des menschlichen Geistes, vermöge welcher er Ab-

wech-

wechselung verlangt, und unsre Empfindungen für einen Gegenstand, so wie er Neuheit verliert, schwächer werden (eine Einrichtung, welche die weisesten Endursachen hat, weil unser Fortbringen von einer Vollkommenheit zur andern darauf beruht) — und endlich, viertens, besonders zufällige Ideenverbindungen, besonders zwischen dem Guten und dem Schönen (wovon der Hr. W. Beyspiele aus dem Putze wilder Völker anführt) daß nur diese, sage ich, Verschiedenheit, und zwar eine nothwendige, unheilbare, und auf unsere Vervollkommung abzweckende Verschiedenheit in den Geschmack bringen.

Freylich bleiben indessen noch Widersprüche in den Urtheilen über Schönheit aufzulösen. Was wir, an Einem Dinge, schön nennen, heissen wir an einem andern, vielleicht häßlich. Amyntor führt, ganz dem Welt- und Hofmann gemäß, hier zum Beyspiele an, daß das, was dem weiblichen Geschlecht schön steht, uns an dem männlichen Geschlechte beleidigt, und so umgekehrt; indessen läßt sich der Grund auch hiervon angeben, ohne daß jenes allgemeine Gesetz des Wohlgefallens dadurch beeinträchtigt würde, obgleich, bis itzt, diese Seite der Sache noch nicht genug in Betrachtung gezogen war, aber hier von Hr. Eberhard desto anschaulicher gemacht worden ist. Bis jetzt hat man, nähmlich, um die Verschiedenheit der Geschmacksurtheile aufzuklären, vorzüglich nur auf die Verschiedenheit des empfindenden Subjects, nicht auf die empfundene

Sache

Sache selbst, in so fern sie im Verhältniß mit andern Dingen steht, und dadurch, schön oder häßlich werden kann, genug gesehen.

Kein Ding, nähmlich, steht ganz einzeln und isolirt da, es sey Werk der Natur, oder der Kunst; es hat Beziehung auf andere Dinge, hat einen Zweck, der dadurch erreicht werden soll; und nach dem es nun, entweder an und für sich allein, oder als ein Theil eines andern Ganzen, oder als ein Zeichen von Etwas Anderm, angesehen wird, muß es auch verschiedene Eindrücke machen, verschiedene Wirkungen hervor bringen.

Es ist allgemein zugestanden, daß der menschliche Geist vorzüglich durch das, in einander gegründete, einen Zweck und Ziel habende angenehm unterhalten wird; er findet darin die angemessenste Beschäftigung seiner Kraft, und, da wir das Weltall, so viel wir davon kennen, überall auf solche Art geordnet finden, auch die zweckmäßigste zu der ihm, wahrscheinlich gesetzten Bestimmung. Vielleicht giebt es keinen sicherern Masstab zur Würdigung von Cultur und Aufklärung, als das mehrere oder mindere Wohlgefallen, an dem, in einander Gegründeten. — Dieser Beschaffenheit des menschlichen Geistes gemäß, und mit ihr einstimmig, sind denn auch die schönsten Werke der Natur eingerichtet; und, es versteht sich also von selbst, daß, wenn der Zweck eines Dinges das Hauptwerk dabey seyn soll, die Verhältnisse und Linien diesem Zweck unter-

untergeordnet seyn, das heißt, daß sie von den allgemeinen Schönheitsregeln (gesetzt, daß es ganz unbedingte gäbe, und daß sie sich genau und bestimmt angeben ließen,) in so fern abweichen müssen, als durch sie jener gar nicht, oder doch nicht so vollkommen erreicht werden könnte.

Eben so, wie die Natur dieses, in ihren schönsten Werken, beobachtet hat, eben so beobachtet es auch die Kunst, und muß es beobachten, wenn sie gefallen, wenn sie uns angenehm unterhalten will. Ein und dieselbe Dissonanz in der Tonkunst, je nachdem ich sie für sich, oder als Element eines andern Werkes betrachte, muß ein ganz verschiedenes Urtheil erzeugen. Die Wellenlinie hört auf Schönheitslinie zu seyn, wenn man sie auf die Werke der Baukunst überträgt, weil durch sie der Zweck, der durch die Werke dieser Kunst erreicht werden soll, nicht erreicht werden kann; und hieraus entsteht denn nun für jedes Werk eine eigene Schönheit, die unter dem Nahmen der specifiken Schönheit bekannt ist.

Auch wird der vorgedachte Einwurf Amyntors hierdurch widerlegt. Denn, wenn die Tugenden des Mannes Stärke, Entschlossenheit, Wahrhaftigkeit, Standhaftigkeit, fester weiser Sinn, u. d. m. — und Liebreiz, Gefälligkeit, Nachgeben, zärtliche Besorgniß, Bestreben zu gefallen die Tugenden des Weibes sind, und diese, um sichtbar zu werden, durch verschiedene Kleidung, Stellung, Gang u. s. w. ausgedrückt wer-

werden müssen: so werden, wenn der Mann Zeichen weiblicher und das Weib Zeichen männlicher Tugenden trägt, beyde ekelhaft; Stellung, Kleidung u. s. w. sind alsdenn ihrem Zwecke nicht untergeordnet, sind Zeichen von Etwas, das nicht da seyn sollte.

In den Zusätzen entwickelt der Hr. Verf. diese Seite der Sache weiter. „Man hat bisher, sagt „er (S. 70.), nur sehr obenhin bemerkt, wie „die Elemente der Schönheit, als Zeichen der „Vollkommenheit eines Werkes, seine Vollkom„menheit empfindbar machen, und ihm solcher„gestalt seine spezielle Schönheit geben. Indem „sie, nähmlich, in einem Werke, als Mittel zum „Endzwecke desselben mitwürken: so werden sie „zugleich Zeichen dieses Zweckes, und gefallen „auch unter dieser Gestalt der Zeichen von Voll„kommenheit. Das bestimmt oft die Symme„trie und Eumetrie eines Werkes, und giebt dem„selben eine Schönheit, die nicht blos in dem Ver„hältniß der Theile allein liegt;“ — welches er denn durch ein Beyspiel aus der Baukunst erläutert, und zugleich die Weisheit, die sich auch in solcher Anordnung der Dinge zeigt, anschaulich macht. Unser Vergnügen, nähmlich, gewinnt nicht dabey bloß, daß wir den Zweck eines Werkes erreicht, und die allgemeine Schönheit, ihm gemäß, modificirt sehen; nicht bloß dadurch, daß sie alsdenn, das Zeichen einer besondern Art von Vollkommenheit ist, „wodurch wir in die „ganze Harmonie der Schönheit und Vollkom-

„menheit eines Werkes hinein sehen, in der er-
„stern die letztere mit empfinden, und die letztere
„durch die erstere gleichsam versinnlich erhal-
„ten;“ sondern es wird auch durch die Abwech-
selung der Grade des Schönen und Angenehmen,
in so fern sie Theile eines Werke sind, in die
Werke der Natur sowohl, als der Kunst, eine Man-
nichfaltigkeit gebracht, wodurch wir vor dem
Ueberdruß, welchen Einförmigkeie in uns er-
weckt, geschützt werden: so vortreflich ist auch hier
Alles im Einverständniß mit einander geord-
net! —

Daß die Erkenntniß des Zweckes und der
Bestimmung der Werke der Kunst unser Ver-
gnügen bey der Betrachtung derselben, um sehr
vieles erhöht, muß jeder aufmerksame, unter-
suchende Beobachter sehr oft, und besonders in
großen Gemählde-Gallerien, erfahren haben.
Der Zweck, den ein großer Künstler, bey seinen
Arbeiten hatte, ist hier höchst selten, oder nie zu
erkennen; das Beziehende des Ganzen, so wohl
als der Theile, geht dadurch verloren; das Auge
kann immer noch angenehm unterhalten, das
Schönheitsgefühl geübt werden; aber der unter-
suchende Verstand erhält wenig Nahrung. Der
Neptun des Rubens ist — Neptun; nichts
weiter; aber, um wie vielmehr wird die denken-
de Kraft beschäftigt, wenn man die Bestimmung
des Werkes, wenn man weiß, daß es, ursprüng-
lich, für eine Ehrenpforte zu dem Einzuge des
Infanten Ferdinand von Spanien, als Gouver-
neurs

neurs der Niederlande, nach einer glücklich überstandenen stürmischen Seereise, in Antwerpen, gemacht war. Ueber alles, sowohl über das Ganze, als über die Theile wird Licht verbreitet; die urtheilende, richtende, prüfende Kraft des Menschen erhält Stoff; der Geist des Künstlers wird helle erkannt. Die Verfasser der Beschreibungen aller Gallerien würden, meines Bedünkens, besser thun, wenn sie, an Statt das mit Worten mahlen zu wollen, was der Künstler mit dem Pinsel gemahlt hat, vielmehr gleichsam die Geschichte, und den ursprünglichen Zweck, und die Anspielungen und das Beziehentliche jedes Gemähldes anzugeben suchten; freylich wäre die Arbeit ein wenig schwerer; aber sie würden dadurch auch den bloßen Kunstliebhaber zum Denker über Kunst ziehen können. — Wie viele schiefe Urtheile sind nicht aus der Unwissenheit des besondern Zweckes verschiedener Kunstwerke entstanden! die Geschichte von Philemon und Baucis soll z. B. durchaus nicht die Geschichte von Philemon und Baucis seyn, wenn der Künstler beyde jung gebildet hat. Weiß man, daß die Figuren Portraite von einem jungen, glücklichen Ehepaare, oder das Werk mindestens doch für eines dergleichen bestimmt ist: so fühlt man erst die ganze Schönheit des Werks, die Entdeckung des Beziehentlichen, des Anspielenden gewährt mehr Vergnügen, weil wir denkende, thätige Kraft des Künstlers darin entdecken, als die bloße, schöne Arbeit allein gewähren kann. — Das Rath-

haus zu Amsterdam wird noch immer von allen Kennern für eines der größten Meisterstücke der Baukunst gehalten, weil alle Verzierungen desselben bedeutend und ausdrucksvoll für die Stelle sind, welche sie einnehmen, und eben so leicht verstanden werden können. — —

Doch wir kehren von unserer Digression zu dem Werke selbst zurück; ob wir gleich, um nicht zu weitläuftig zu werden, hier nichts von der Art und Weise sagen können, wie der H. V. die Verschiedenheit der Urtheile über sittliche Schönheit (Anmerk. S. 78. u. f.) erklärt hat —

Amyntor scheint hierdurch von den, ihm noch übrig gebliebenen Zweifeln geheilt, und Philarete, an welche er, wie gedacht, die Geschichte seiner Sinnesänderung richtet, hat seine Mutter endlich zu ihm hin begleitet. Hier entdeckt sich nun — wozu uns der Verf. (S. 163.) allmählig vorbereitet hat — daß Philarete die Tochter des Philokles ist. Die erstere, nähmlich, um ihre, der Schwärmerey bezüchtigte, ihr aber natürliche Denkart, und dadurch ihre Abneigung gegen ihre Verbindung mit Amyntor, der nun ganz ernstlich sie liebet, und dieses in einem Briefe an Hedion gesteht, zu erklären, und zu rechtfertigen, erzählt der Versammlung ihre Geschichte. Sie ist in einem Kloster erzogen worden, wohin sie in der allerfrühesten Jugend, von einer katholischen Verwandtinn ihrer Mutter, welcher ihr Eintritt in die Welt das Leben gekostet hatte, gebracht worden und

in

in völliger Unwissenheit über ihre Aeltern geblieben war; weil Philokles, zur Zeit ihrer Geburt, als Soldat zu Felde gelegen hätte, und jene Anverwandtinn sie in der katholischen Religion aufziehen lassen wollte. — Die Einsamkeit eines solchen Leben, und die davon unzertrennlichen Religionsübungen hatten ihrem Geist die erste Stimmung gegeben. Der Umgang mit einer, durch Liebe in Leiden und Unglück gestürzten Person, machte ihr ihre stille, eingezogene Lebensart theurer, und die Geschichte und das Beyspiel derselben ihre Andacht innbrünstiger; und ihr erster Mann, dessen Bekanntschaft sie, ob er gleich ein Protestant war, in diesem Kloster machte, hat, für die gründlichere Ausbildung ihres Geistes, durch angemessene Lectüren gesorgt. Nachdem er sie aus dem Kloster gezogen, und sich mit ihr verheurathet hat, haben beyde auf dem Lande gelebt; und durch Alles dieses hat natürlich ein Charakter gebildet werden müssen, dem Religion höchst theuer und heilig, und der mißtrauisch gegen Jeden ist, der nicht eben so denkt oder fühlt. — Diese Entdeckung, und noch mehr die, durch die Erzählung gänzlich und gerade heraus, zu Boden geschlagene Hofnung Amyntors, Philareten je zu besitzen, werfen ihn sehr natürlich, auf das Krankenbette; aber Philokles, der seine wieder gefundene Tochter schon zu sich genommen hat, und sie wieder verheurathet zu sehen wünscht, sucht Amyntors Gesinnungen

nungen den Gesinnungen Philaretens immer näher zu bringen, und wählt den Zeitpunkt seiner Wiederherstellung, um ihm die Lesung der Schriften des N. Testaments anzurathen. Kein Zeitpunkt hätte, dünkt uns, glücklicher hierzu gewählt werden können; der Mensch ist keiner tiefern Eindrücke auf Herz und Geist fähig, als dann, wann er, bey wieder erlangter völliger Gesundheit, doch noch nicht körperliche Kräfte genug hat, in Zerstreuungen und Geschäfte sich einzulassen; er ist dann von Leidenschaften frey, und folglich heiter und unbefangen. Zugleich öfnet Leiden der Religion das Herz; und ist es schon überstanden, obgleich noch in frischen Andenken: so ist der Mensch auch sicher vor derjenigen Aengstlichkeit, die so leicht, anfänglich zu Aberglauben und Schwärmerey leitet, und eben so leicht nachher dem Leichtsinn wieder Raum macht.

Was der Verf. seinen Amyntor, und unter diesen Umständen mit so vieler Wahrscheinlichkeit, über das Leben und den Charakter Jesu sagen läßt, verdient die Aufmerksamkeit aller Leser. Indessen war es, in dem Zustande der Erhohlung eben so natürlich, daß Amyntor von Empfindungen zu sehr hingerissen worden seyn könnte; dieses scheinet Philokles zu besorgen, und es ergiebt sich auch aus ihrem folgenden Gespräch, welches den Inhalt einiger Briefe ausmacht, welche Metra an Philarete schreibt, daß, ob Amyntor gleich dem Charakter Jesu die

die aufrichtigste Bewunderung und Liebe gezollt hat, dennoch Zweifel ihm übrig geblieben sind, die sich vorzüglich auf das Ansehn derjenigen Mathematiker stützen, welche geradezu den Atheismus predigen. Der Mathematiker, meynt er, sey nicht nur im scharfen Denken geübt; sondern die Ausmessung der Theile der Welt, die Berechnung ihrer Gesetze, und die Wahrnehmung ihrer Ordnung sey vorzüglich sein Geschäft; — und, wenn er also am besten mit dem Werke bekannt sey: so müsse er auch wohl am besten über seinen Urheber urtheilen können. —

Philokles setzt diesen Mathematikern, erstlich, überhaupt andere Mathematiker, einen Kepler, Leibnitz, Newton, Kästner, Karsten u. a. m. entgegen, und wirft ihm dann mit Recht ein, daß das bloße Wort eines Mathematikers, außerhalb den Gränzen seiner eigentlichen Wissenschaft, nicht entscheidend seyn dürfe. Denn, ob die Mathematik gleich nur mit unläugbaren Wahrheiten zu thun haben wolle, und sie also die untrüglichsten Regeln des Denkens an die Hand geben müsse: so geständen doch ihre wärmsten Verehrer ein, daß jene Unläugbarkeit sich nur auf die meisten, nicht auf alle ihre Wahrheiten erstrecke, und daß man, bey Anwendung der allgemeinen Wahrheiten auf die wirkliche Materie und wirkliche Bewegung, noch Mehreres von ihrer Unläugbarkeit abrechnen müsse. Die Untrüglichkeit, die man dem Mathematiker auch in andern Wissenschaften, als

der seinigen, zutraue, gründe sich auf das Vorurtheil, daß, erstlich, jede Wissenschaft, welche die beste Methode zulasse, auch nach dieser besten Methode erlernt werde; aber, sagt er, (S. 257) „haben Sie noch keinen Feldmesser gesehen, der seinen Euklides gelesen hat, ohne „sich einen Augenblick um die Kunstgriffe der „Methode zu bekümmern? Er hat die Sachen „wissen wollen, die er zu seiner Kunst gebrauchte, „und es dem Dialektiker überlassen, in die Verkettung der Schlußfolgen einzudringen, und „sich so die Regeln der dialektischen Kunst abzumerken;“ so wie, wahrscheinlicher Weise, auch dieses der Fall des Cartesius ist, der nach einer sichern Methode, aber ohne sich dessen bewußt zu seyn, in seiner Geometrie zu Werk gegangen, und sie also nicht auf seine Philosophie übertragen können. — Und, zweytens komme es, bey der Richtigkeit im Denken, nicht bloß auf die Form der Schlußfolge; sondern auch auf die Materie, oder die Richtigkeit und Reinigkeit der Begriffe an. — Was Philokles hier einen seiner alten Freunde, über die Ueberzeugung, welche Mathematik gewährt, sagen läßt, verdient bemerkt zu werden. Er hatte geglaubt, sie der Strenge zu danken zu haben, womit er die Gesetze der Methode befolgte; aber er sah bald, daß es die sichtbaren Figuren waren, die ihm die Aufmerksamkeit auf die Begriffe erleichtert, und die Wahrheit der vorgetragenen Sätze anschaulich und faßlich gemacht hatten. Gegenstände, davon

von die Begriffe sich nicht eben so den Augen vormahlen ließen, ließen sich auch nicht so bestimmt fassen und von einander unterscheiden, und er mußte die unsinnlichen Begriffe daher sich mit dem Verstande eben so deutlich machen, und eben so deutlich erhalten, als sie es ihm, in der Geometrie, durch die Augen waren: eine Arbeit, die wohl wenigen gelungen seyn mag; — vielleicht nicht sehr oft gelingen kann. —

Daß, ferner die Beschäftigung des Mathematikers mit dem Weltbau ihn nicht vor albernen Meynungen, so gar darüber, schütze, beweist Philokles aus dem Glauben der Kassini, Tycho Brahe u. a. m. an die Astrologie; und folgert hieraus nun, daß die Stimme desselben bey jeder Frage, die nicht nach bloß physischen Grundsätzen entschieden werden muß, schlechterdings kein vorzüglich Gewicht habe.

Alles dieses ist indessen nichts, als höchstens indirecter Beweis für die Existenz der Gottheit; ob gleich dem Rec. übrigens der Weg, welchen der H. Verf. gewählt hat, um dem Geist eines Amyntors beyzukommen, sehr weislich gewählt zu seyn scheint. Die Umschaffung menschlicher Denkart, hängt, nähmlich, minder von Beweisen, als von dem Grund und Boden ab, auf welchen sie fallen; ist er nicht gereinigt: so werden auch die stärksten nicht durchzudringen vermögen; und das Erste, worauf Bekehrer also denken sollten, ist gänzliche Receptibilität für das, was sie einpflanzen wollen. Daher dünkt es uns

denn

denn auch eben so weislich, daß, indem der H. V. seinen Philokles zu directen Beweisen übergehen läßt, dieser Amyntors Herz zuerst und zwar dadurch zu gewinnen sich bemüht, daß er ihm, vorzüglich, anschaulich zu machen sucht, „welche reiche Quelle würdiger, reueloser Vergnügen der Gedanke enthält, daß diese Welt keine verwaiste, vaterlose Welt ist, daß ihre Güter keine Schätze sind, die aus dem Schooße des empfindungslosen Zufalls auf uns herab fallen, sondern die uns die Güte eines Vaters austheilt, und die von ihrem Urheber, wie die Geschenke der Freundschaft, den besten Theil ihres Werths erhalten;“ so wie er ihm zwar zugiebt, daß der Mensch, auch ohne Rücksicht auf Gottheit, mit dem Gefühl von Recht und Ehre, in den gewöhnlichen Lagen des Lebens ausreichen, in außerordentlichen aber selten die Gesetze der Tugend ohne Religion, mit einander vereinen könne.

Den eigentlichen Beweis der Gottheit läßt der V. seinen Philokles in einem sogenannten platonischen Gespräch (S. 276. u. f.) aus der großen Kunst, die sich in der Naturmaschine zeigt, führen; und, wie Amyntor dagegen einwendet, daß wir Menschen zwar dasjenige ein Kunstwerk nennen, woran wir eine gewisse Einrichtung wahrnehmen, wodurch es zu seiner Fortdauer und zu gewissen Verrichtungen geschickt gemacht wird, daß dieses Alles aber noch immer das Werk des Zufalles, und durch bloße Atomen

und

Bewegung, bewirkt worden seyn könne: so giebt ihm Philokles zwar Atomen, Bewegung und eine ganze Ewigkeit Zeit, erinnert ihn nun aber, daß wir in den Bewegungen der verschiedenen Körper, so wohl Regelmäßigkeit, als Unregelmäßigkeit finden; die erstere in thierischen Körpern, in den Pflanzen und ihren Vermehrungen, die letztere in der Luft, dem Wasser, dem Feuer; und daß so wie zu den letztern, gleichförmige Atomen nicht zureichen, und, wenn man sie ungleichförmig annimmt, die Frage entstehe, warum das eine diese Form, Größe und Kraft, und das andre eine andre habe? eine Frage, die auf ein Wesen zurücke führt, das sie so hervorgebracht, so gewollt hat; — so entstehe bey den regelmäßigen Bewegungen der organischen Körper eine andre Frage: woher kommt nähmlich diese regelmäßige Bewegung, da die Körper aus so verschiedenen Elementen, und aus Theilen von so verschiedener Natur zusammen gesetzt sind? — Ist der Stoff gleichförmig, wie lassen sich daraus Werkzeuge von so verschiedener Feinheit, Dichtigkeit, Festigkeit, Flüßigkeit, Härte, Weiche, Federkraft, Reizbarkeit, u. s. w. erhalten? Ist er ungleichförmig: so muß, nach Bedürfniß des Werkes, eine genau bestimmte Menge von feiner, von fester, von weicher Materie da gewesen seyn; eine einzige Art, die gefehlt hätte, Etwas zu viel, oder zu wenig von der einen, oder der andern, eine Form, die von der einzig angemessenen um das Geringste abgewichen wäre,

würde

würde das ganze Werkzeug untüchtig gemacht haben.

Allein hierdurch hätte nun Philokles zwar erwiesen, daß die Ordnung in dem Weltall nicht das Werk des blinden Zufalls ist; aber, nun läßt sich immer noch denken, daß sie das Werk einer unbedingten Nothwendigkeit seyn könne? Wenn, nähmlich der Grund der Gesetze der Ordnung zu dem Begriffe des Dinges gehöret, oder nothwendig aus demselben folgt: so sind diese Gesetze allerdings unbedingt nothwendig; gehört der Grund derselben aber nicht zu diesem Begriffe: so ist die Ordnung es nur bedingt; das heißt, sie läßt die Wahl des Gesetzes zu, wonach man die Folge ordnen will. Die Untersuchung dieser Seite der Frage stellt der H. Verf. in den Anmerkungen (S. 99. u. f.) an.

Ordnungen beyder Art giebt es allerdings. In einer Zahlenreihe, welche das Verhältniß des Umkreises zum Durchmesser des Zirkels bestimmt, ist die Ordnung der Zahlen schlechterdings nothwendig, weil das Gesetz derselben aus dem Begriff des Zirkels fließt. Aber, die Ordnung, nach welcher sich die himmlischen Körper bewegen, und die aus der Bewegung zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, und einer andern zusammen gesetzt ist, deren Richtungen einen Winkel zusammen ausmachen, läßt eine Wahl zu; denn, für die erstere dieser Bewegungen sind unendlich mannichfaltige Grade der Geschwindigkeit möglich; und wenn die andre, vermöge der

Träg-

Trägheit der Himmelskörper, fortgesetzt wird: so mußte doch diese Trägheit erst zu dem Grundgesetz, nach welchem sie sich fort bewegen sollten, gemacht werden. Sie konnten nach Richtungen sich bewegen, die mit der Richtung der anziehenden Kraft auf unendlich verschiedene Art verschiedene Winkel machten, und mit einer Geschwindigkeit, die mit der verschiedenen Geschwindigkeit, womit sie die anziehende Kraft bewegt, Umlaufsbahnen von unendlich verschiedener Art, kreisförmig, elliptisch, parabolisch bildete — und nichts von allem diesem folgt aus dem Wesen des Körpers. — Und, wenn nun also die Bestimmung der Bewegungskraft der Körper in der Einschränkung der ursprünglichen Kraft ihrer Grundtheile gesucht werden muß, und nicht durch ihr Wesen bestimmt wird; so muß dieser bestimmte Grad ihrer Kraft ein Gegenstand der Wahl seyn. Und, je mehr wir von den Absichten und Bewegungsgründen, die diese Wahl haben bestimmen können, und je mehr wir den Nutzen der Dinge in der Welt, und ihre Beziehungen auf einander, als Absichten und Mittel, einsehen lernen, je mehr werden wir auch, so wohl von der Weisheit, als von der Güte des Urhebers der Dinge überzeugt. Eine aufmerksame Untersuchung lehrt uns zur Gnüge, wie geschickt, z. B. „die Werkzeuge des menschlichen Körpers zur Erhaltung desselben, und zu den Verrichtungen der Seele, die ihn belebt, eingerichtet sind, lehrt uns, wie geschickt Geburt und Tod

zu der besten Erhaltung des ganzen Geschlechts vertheilt ist, und wie aus dem Zusammenstimmen der Bedürfnisse eines jeden einzeln Menschen mit der Geschicklichkeit und Bereitwilligkeit zu ihrer Befriedigung in den andern, die allgemeine Glückseligkeit entsteht."

In der letzten Anmerkung (S. 105 u. f.) über das Böse in der Welt, führt der H. Verf. den Beweis, daß nur Güte den Urheber aller Dinge bestimmen könne, in einer kurzen Geschichte dieser Lehre, vollständiger aus; wir müssen, indessen, um nicht zu weitläuftig zu werden, den Leser auch hier an das Werk selbst verweisen. — Amyntors letzte Verschanzungen sind nun erstiegen; und, nach Anlage des, ihm von dem H. Verf. ursprünglich gegebenen Charakters, scheint seine Umschaffung oder Bekehrung, höchst natürlich zu erfolgen. —

Philaretens Aengstlichkeit ist, aber, noch immer nicht besiegt, ob sie gleich auf die guten Zeugnisse, die der alte Hermeas dem Amyntor giebt, und auf seine Vorstellung, daß ihr Beyspiel seine Umschaffung vollenden werde, mehr zu achten scheint, als auf seine eigenen Geständnisse. Sie muß immer noch überrascht werden. Ihr Geburtstag wird, durch ein ländliches Fest auf Amyntors Gute gefeyert, unter dem Vorwande, daß man ein junges Brautpaar aus dem Dorfe verheurathen wolle. Philarete wird auf den Platz, wo das Landvolk versammelt ist, geführt, durch die allgemeine Freude,

und

nach der Entdeckung, daß alles ihr zu Ehren angestellt sey, gerührt, von der Braut für die eigentliche Braut, unter Zuruf und Freudengeschrey des ganzen Volks erklärt, und so von Philokles und Metra dem Amyntor übergeben, der, noch zu jung, der ländlichen Muße sich zu überlassen, auf Philokles Zureden, an dem Hof mit seiner neuen Gattin zurückkehret. —

III.

Vermischte Gedichte von Ludwig Heinrich Nicolai. Erster bis sechster Theil. Berlin 1778—82.

(Fortsetzung.)

Der an abwechselnden Darstellungen so reiche erste Theil von Herrn Nicolai's vermischten Gedichten, dessen nähere Anzeige uns bereits im vorletzten Stücke der Bibliothek beschäftiget hat, wird durch Richard und Melisse, eine nach Ariost erzählte Rittergeschichte beschlossen; und Geschichten gleicher Art sind nun der Inhalt aller folgenden Theile, eine dem fünften Bande eingeschobene prosaische Erzählung, das Schöne, ausgenommen, die sich jedoch, wir wissen selbst nicht wie, unter den übrigen zu verlieren

scheint, ob sie gleich in ihrer Art nicht ohne Werth ist.

Wem die innere Mannichfaltigkeit des bunten Gefildes der Feen- und Ritterwelt bekannt ist — und seit Wieland jenes dem italienischen Himmel eigenthümliche Gewächs mit so viel Glück auf deutschen Boden verpflanzt hat, sollte man wohl diese Bekanntschaft jedem Leser von gebildetem Geschmacke zutrauen dürfen — den wird es nicht befremden, den Umfang mehrerer Bände mit Dichtungen dieser Art angefüllt zu sehen. Wundern muß man sich vielmehr, bey der raschen Bereitwilligkeit, mit welcher sonst in unserm lieben Vaterlande jedem neuen Tone nachgelallt und nachgesungen wird, daß das Glück der ersten Proben in dieser Dichtgattung bisher so wenig Nachahmer gefunden hat; ob sich gleich gewissermaßen voraussehen ließ, daß einerseits der an kräftige Nahrung gewohnte Deutsche jenen geistigen Blüthen luftiger Phantasie nicht sogleich den rechten Geschmack abgewinnen, andererseits aber auch unsere bescheidnen Dichterlinge sich nicht übereilen würden, ihre, in einen gewissen Kreis hundertfach wiederholter Empfindungen eingespielten Leyergen zu Gesängen aufzustimmen, welche eine lebendige bilderreiche Phantasie, Umfang dichterischen Gefühles, und Biegsamkeit des Ausdrucks unausbleiblich erfodern.

Unseres Verfassers Beruf, sich in dieser Gattung zu versuchen, kann keinesweges als zweydeutig angesehen werden. Mit dichterischen Anlagen

Anlagen geboren, mit einer durch das Studium von Bojardo, Berni und Ariost genährten Einbildungskraft, einer wundervollen Leichtigkeit in treuer Darstellung der mannichfaltigsten Gefühle, mußte Herr Nicolai von einer Dichtungsart gereizt werden, welche so viel Gelegenheit darbietet, jede Seite der Empfindung zu erregen; und er konnte mit Recht hoffen, selbst bey nachgeahmten Schilderungen jene Eigenthümlichkeit des Kolorits zu zeigen, welche den wahren Dichter unterscheidet, und in den vor uns liegenden Gesängen unverkennbar hervorleuchtet.

Der Verfasser hat es keinesweges verschwiegen — was vielleicht manchem deutschen Leser auf ewig verborgen geblieben wäre — daß Stoff und Behandlung seiner Rittergeschichten größtentheils aus Ariost entlehnt ist. Wenn dieses Geständniß bey Beurtheilern, welche das Verdienst des Dichters mehr in Ausdenkung seltsam verflochtener Begebenheiten, als in geschmackvoller Ausbildung dichterischer Situationen und Empfindungen, wahrzunehmen glauben, vielleicht einiges Vorurtheil gegen die Zeugungskraft seiner Phantasie erregen sollte, so muß ihn dafür der Beyfall derjenigen, die von dem Werthe dichterischer Darstellungen erhöhtere Begriffe haben, schadlos halten. Allein es sey, daß man die hier gelieferten Arbeiten auch nur als Nachahmungen betrachten will; so bleibt doch immer dem Dichter auch in dieser Rücksicht kein geringes Verdienst übrig; das Verdienst uns mit

Ariost's Geiste und den phantasiereichen Dichtungen der Italiener vertrauter zu machen, als es auf irgend eine andre Weise geschehen konnte. Wir unseres Ortes wenigstens glauben überzeugt zu seyn, daß es Herrn Nicolai nicht darum zu thun war, sein Talent an Nachahmung einzelner glänzender Stellen zu üben, oder aus Mangel eigner Fülle, willkührliche Dichtungen auf fremden Grund und Boden aufzuführen, sondern daß er die rühmliche Absicht hatte, Ariosts Schönheiten unter uns so einheimisch zu machen, und unserer Sprache so einzuverleiben, als es nur immer die Beschaffenheit der letztern, und die Verschiedenheit des Geschmacks beider Nationen zulassen wollte. Und dieß scheint ihn am vorzüglich bewogen zu haben, statt einer fortlaufenden dichterischen Uebersetzung, die vielleicht von keinem andern mit mehrerem Glücke hätte unternommen werden können, lieber die vorzüglichsten ariostischen Dichtungen aus einem Labyrinthe, durch dessen unabsehliche Krümmungen deutsche Leser sich ungern hindurch gewunden haben würden, heraus zu heben, und mit demjenigen Wechsel von Freyheit und Treue, Eigenthümlichkeit und Nachbildung, darzustellen, welcher der Erreichung jenes Zweckes am angemessensten war.

Außer den Veränderungen, welche die nur erwähnte Rücksicht nothwendig herbeyführte, sind noch einige andere hinzu gekommen, welche dem Geschmacke und der Einsicht des Dichters nicht min-

das zur Ehre gereichen. Er fühlte nehmlich den Unterschied zwischen fortgeführter Beschreibung einer innigst verflochtenen Kette von Begebenheiten, und zwischen der hervorgehobneren Darstellung der auf einen engeren Kreis eingeschränkten Erzählung; oder, mit andern Worten, er fühlte, daß bey Auseinanderwirrung und Absonderung der so mannichfaltig in einander greifenden ariostischen Dichtungen, und Aufstellung derselben in besondere für sich bestehende Gruppen, die Wirkung der lezteren auf den Leser merklich erhöhet werden könne und müsse, wenn einzele Theile in eine verträglichere Zusammenstimmung gebracht, hier und da eine Lücke in dem Zusammenhange ausgefüllt, manche Uebergänge und Ereignisse schicklicher vorbereitet, gewisse Schilderungen näher zusammengedrängt, einzele die Harmonie des Gemähldes unterbrechende Züge weggelassen, oder mit passenderen vertauscht, mit einem Worte, wenn das Ganze gleichförmiger, und mit beständiger Rücksicht auf die festgesetzte Einheit bearbeitet würde. Alles dieß hat Herr Nicolai unternommen, und größtentheils auf eine Weise ausgeführt, durch welche die Unterhaltung nicht wenig gewonnen hat, indem die von ihm ausgehobenen Geschichten und Schilderungen, lebhafter, zusammenhängender und dramatischer geworden, als in dem Originale, und manches gedähnte Geschwätz, mancher üppige Auswuchs desselben dem Leser erspatet worden.

Wir haben einen großen Theil der in diesen fünf Bänden enthaltenen Rittergeschichten mit ihrem Originale verglichen, und halten uns für verbunden, statt alles ferneren allgemeinen Lobpreisens oder Tadelns, lieber einen Theil dieser Vergleichung selbst hier vorzulegen. Wir wählen hierzu Alcinens Insel (im zweyten Bande S. 71 - 174. vergl. mit Arioſt VI. 19. X. 68. u. f.); theils weil es eine der phantasiereichsten Dichtungen ist, theils weil sich an der Behandlung derselben die Manier und das Verdienst unseres Dichters am besten entwicklen lassen wird.

Auch hier ist Ariost sein Führer. Gleich die ersten Eingangszeilen

> Wer von dem väterlichen Heerde
> Sich nicht entfernt u. s. w.

sind aus dem Anfange von Ariost's VIIten Gesange

> Chi va lontan da la ſua patria vede
> Coſe da quel, che già credea, lontane, etc.

jedoch, wie uns dünkt, für den Eingang eines besondern Gedichtes nicht ganz passend, hieher gezogen. Dafür ist die Eröfnung der Scene selbst, ganz von Herrn Nicolai's eigner Erfindung. Sie schildert uns den sterbenden Zauberer, der Rüdigern, seinem Lieblinge und Zöglinge, die letzten Lehren ertheilt, sie durch kostbare Geschenke versiegelt, und endlich dem Jünglinge die ihm bestimmte Geliebte in einem Zauberspiegel zeiget.

Der

Der Jüngling steht betroffen vor dem Bilde.
Er siehet sie, bedeckt mit Panzer Helm und
Schilde,
Ein edler Reiz, ein sanftes Angesicht,
Ein Blick, der Gunst und Liebe spricht.
Des Jünglings Auge hängt an dem Korallenmunde;
Er starrt, wird roth, erblaßt,
Sein Herz arbeitet unter süßer Last,
Und freuet sich der tiefen Wunde.
Sohn! spricht der Zauberer, erhabne Leidenschaft
Nuzt einem Herzen mehr als aller Sprüche
Kraft — *)

Bestürmt von Traurigkeit, von Dank und
von Verlangen,
Drückt Rüdiger den Mund auf die gesunknen Wangen;
Doch unter seinem Kuß erliegt
Der schwache Greis. Sein leichter Geist zerfliegt.
Kaum schließt sein Auge sich, so sinken, so verschwinden
Die Werke seiner Kunst, der säulenreiche Saal,
Der Gärten Pracht, der Mauren Stahl,
Der hohe Fels, auf welchem sie sich gründen,
Zusamt der goldnen Thürme Zahl.

Dieses Verschwinden der von dem Zauberer aufgeführten Kunstwerke, wird durch folgendes schöne Gleichniß gemahlt:

Wie wenn aus Aetnens Eingeweide
Die heiße Lava sich ergießt,

*) II. S. 76.

Und ihr ein trotziges Gebäude
Den ungefähren Weg verschließt,
Sie anfangs seinen Fuß, sich theilend, rauh umfließt,
Dann, wie der Sichelstreich, es plötzlich in sich schlinget,
Und auf den ebnen Raum mit grassem Strohme bringet:
So suchet Rüdiger, von seinem Fall betäubt,
Vergebens eine Spur, die von dem Schloße bleibt. u. s. w.

So mahlerisch dieses Gleichniß ist, so siehet man doch, ohne unser Erinnern, daß es in einem falschen Verhältnisse gezeigt wird, und der Uebergang zu dem Verglichenen sich nicht gehörig an dasselbe anschließt, auch daß es, um passend zu seyn, vor der Stelle stehen müßte,

— So sinken, so verschwinden
Die Werke seiner Kunst.

denn wie es itzt stehet, schildert das Gleichniß eine verheerende Erscheinung, da hingegen das Verglichene die Seelenstimmung des erstaunten Zuschauers ausdrückt. Wir erinnern uns, in mehreren Stellen dieser Gedichte dergleichen verschobene Vergleichungen bemerkt zu haben, die höchstens nur dem lyrischen, oder höherem epischen Dichter unter gewissen Umständen erlaubt seyn können.

Der Wunsch des sehnenden Jünglings, das Bild der geliebten Schöne in der Wirklichkeit zu erblicken, ist nunmehr der Erfüllung nahe.

Von

Von weitem ahnet Beiden schon ihr Glücke.
Ihr pochend Herz ruft Beiden zu:
Sie kömmt! — Er ists! — Dieß Auge kennest Du! —
Den innern Ruf bestät'gen ihre Blicke.
Sie stehen da. Die schnelle Flamme bricht
Mit voller Macht aus seinem (Rüd'gers) Angesicht;
Doch Bradamantens Aug' entwischet
Kein Blick, in welchen sich nicht keusche Strenge mischet.
Die Feye sieht erfreut in der gelungnen Glut
Hier klugen Zwang, dort heißen Muth.
Auf Beider Lippen stockt die Rede.
Der weisen Feye Mund hilft der Verwirrung auf.
Die Worte nehmen ihren Lauf,
Hier minder kühn, dort minder blöde.
Was nur die Liebe zärtliches
Und dringendes
Und heiliges,
Was sie für Klagen, was für Freude,
Was sie für Bitten, was für Eide,
Was sie nur reines hat, das wechseln Beide *).

Rüdiger zeigt ihr nun unter andern Geschenken seines Lehrers auch den Hippogryph,

— Den Gaul, den starke Schwingen heben.
Sie lobet seinen Wuchs und nützlichen Gebrauch:
»Doch, Rüdiger, gehorcht er auch?« —

*) S. 79.

Der Jüngling, stolz auf seinen Schimmel,
Verspricht die Probe nur in einem niedern Raum.
Er löst die Riemen von dem Baum,
Besteigt den Sattel, faßt den Zaum,
Fliegt auf, und fliegt, und fliegt bis an den Himmel.
Wohin? wohin, o Rüdiger?
Kürze deinen Zügel,
Rüdiger!
Stehe fest im Bügel,
Rüdiger!
Mäßige die Flügel,
Sink' auf jenen Hügel,
Rüdiger!
Ruft ihm die Schöne nach. Und er
Ohnmächtig Zaum und Trense zu verwalten,
Bedacht allein im Sattel sich zu halten,
Geblendet und betäubt,
Fliegt — —

Wir lassen ihn hier fortfliegen, bis daß er sich S. 84. mit Ariost's Flügelpferde auf einem gemeinschaftlichen Eylande niederläßt. Denn die ganze folgende wohlgerathene Schilderung des rastlosen Fluges über Länder und Meere, gehöret, ein Paar einzele Züge ausgenommen, noch ausschließend dem deutschen Dichter zu, der erst in der nun folgenden meisterhaften Beschreibung von Alcinens Insel mit seinem Führer näher zusammentrift — aber auch gleich bey diesem ersten Zusammentreffen einen Beweis des feinen und richtigen Gefühles giebt, durch welches sich seine

seine Nachahmungen größtentheils auszeichnen. Bey der Freyheit und Leichtigkeit, welche diese ganze Stelle athmet, würde man schwerlich glauben eine Uebersetzung zu lesen, die sich von ihrem Original nie entfernt, als um es (wenigstens in Beziehung auf die gewählte Form der Nachahmung) zu verschönern und zu verbessern. Doch man urtheile selbst *).

Weit von der Straße, die der Schiffer hält,
Liegt einer Insel weites Feld,
Von heitrer Sonne stets begrüßet,
Von sanften Wellen stets geküßet,
Ein Kleinod der Natur, ein reitzerfüllter Ort.
Nach diesem lenkt der Gaul des matten Fluges Bogen.
Kein Wunder! da er nun, in einem Striche fort,
Drey tausend Meilen weit geflogen.
Allein so schnell, als er,
Fährt auch kein Blitz aus Jovens Hand daher.

In Kreisen sinkt der Gryph, und schlägt die bunten Flügel,
So bald es sich nur wagen läßt,
Springt

*) Ar. II. 19.

Poi che l'augel trascorso ebbe gran spazio
Per linea dritta, e senza mai piegarsi,
Con larghe ruote, omai de l'aria sazio
Cominciò sopra una Isola a calarsi,
Pari a quella ove, dopo lungho strazio
Far del suo amante, e lungho a lui celarsi,
La vergine Aretusa passò in vano
Di sotto il mar per cammin cieco, e strano

Springt unser Ritter aus dem Bügel
Ins weiche Gras, und hält die Trense fest,
Damit das Thier ihm nicht entrinne,
Und wiederum die hohe Bahn gewinne.
Er bindet es voll Schweiß und Schaum,
An einen nahen Myrtenbaum.
  Nicht weit davon, wo eine Quelle plaudert,
Und über Kiesel rollt; und unter Bluhmen zaudert,
Wirft sich der Ritter hin, entblößt die heiße Hand,
Legt Helm und Schild erleichtert in den Sand,
Und dreht das Angesicht dem kühlen West entgegen,
Von dessen Hauche sich der Linden Wipfel regen,
Er

20.

Non vide, nè'l più bel, nè'l piu giocondo
  Da tutta l'aria, ove le penne stese;
  Nè, se tutto cercato avesse il mondo,
  Vedria di questo il più gentil paese,
  Ove dopo un girarsi di gran tondo,
  Con Ruggier seco, il grande augel discese.
  Culte pianure, e delicati colli,
  Chiare acque, ombrose ripe, e prati molli:

21.

Vaghi boschetti di soavi allori,
  Di palme, e d'amenissime mortelle,
  Cedri, et aranci, ch' avean frutti, e fiori,
  Contesti in varie forme, e tutte belle,
  Facean riparo a i fervidi calori
  De giorni estivi con lor spesse ombrelle:
  E tra quei rami con sicuri voli
  Cantando se ne giano i rosignuoli,

Er löschet mit der klaren Flut
Der Lippen Brand, der Augen Glut
Und plätschert in dem flüßigen Krystalle,
Damit die Schwulst des Blutes falle,
Das, durch die Last der Waffen aufgebracht,
Der Adern Zweige strotzen macht.
 Nun irrt sein Blick durch saatenreiche Felder,
Beschwollne Hügel, dunkle Lorbeerwälder;
In ebnen Fluren ahmt der helle Bach
Mäanders Labyrinthe nach;
Er rauschet zwischen angenehmen Gängen
Von Cedern und von Pomeranzenholz.
Die reichen Bäume stehn, auf Frucht und Blüte stolz,
Die sich auf ihren Aesten mengen.

Der

22.

Tra le purpuree Rose, e i bianchi gigli,
 Che tepida aura freschi ogn'ora serba,
 Sicuri si vedean lepri, e conigli,
 E cervi con la fronte alta, e superba,
 Senza temer, ch'alcun gli uccida, o pigli,
 Pascano, o stiansi ruminando l'erba.
 Saltano i daini, e i capri snelli, e destri,
 Che sono in copia in quei luoghi campestri.

23.

Come si presso e l'Ippogrifo a terra,
 Ch' esser ne può men periglioso il salto,
 Ruggier con fretta de l'arcion si sferra,
 E si ritrova in su l'erboso smalto.
 Tuttavia in man le redine si serra,
 Che non vuol, che'l destrier più vada in alto;
 Poi lo lega nel margine marino
 A un verte mirto, in mezzo un lauro, e un pino.

Der Nachtigallen frohes Lied
Bricht aus dem Laub' hervor. Die laue Luft durchzieht
Der Duft der Rose, die hier immer wieder blüht,
Und keinen Nord erlebt, und keinen Winter sieht.
Im Rosmaringebüsch, im quendelreichen Grase,
Hüpft der Kaninchen Brut, sizt der vergnügte Hase.
Die Stirne von Geweihen schwer
Liegt wiederkäuend an des Lammes Seite
Der stolze Hirsch; und, nie des Jägers Beute,
Jagt die gefleckte Gems' umher, u. s. w.

Wir

24.

E quiui appresso, oue sorgea una fonte
Cinta di cedri, e di feconde palme,
Pose lo scudo, e l'elmo da la fronte
Si trasse, e disarmossi ambe le palme;
Et ora a la marina, et ora al monte,
Volgea la faccia a l'aure fresche et alme,
Che l'alte cime con mormorii lieti
Fan tremolar dei fagi, e de gli abeti.

25.

Bagna tal' or ne la chiara onda, e fresca,
L'asciutte labbra, a con le man diguazza;
Acciò che de le vene il calor' esca,
Che gli ha acceso il portar da la corazza:
Ne maraviglia è già, che ella gl' incresca,
Che non e stato un far vedersi in piazza;
Ma senza mai posar, d'arme guernito,
Tre mila miglia, ogn'or correndo, era ito

Wir glauben nicht nöthig zu haben unsere Leser um Verzeihung zu bitten, ihnen hier eines der schönsten Landschaftsgemählde vorgelegt zu haben, das vielleicht irgend eine neuere Sprache aufzuweisen hat. Eine Vergleichung desselben mit dem untergesetzten Original, soll uns behülflich seyn, den Geist und die Manier der Nachbildungen unsers Dichters anschaulich zu machen. Kein teutscher Leser, dünkt uns, wird einen Augenblick anstehen, den Nicolaischen Zeilen vor den Ariostischen den Vorzug zu geben, oder, mit andern Worten, einzugestehen, daß er sich durch jene angenehmer gerührt und unterhalten fühle, als durch diese. Nazionalvorurtheil! wird man vielleicht sagen, und sich einbilden, ein Italiäner werde sich eben so wenig bedenken, die Entscheidung zum Vortheil seiner Sprache ausfallen zu lassen. Allein man erlaube uns, unter ausdrücklicher Protestation gegen eine solche Einführung des Skeptizismus in die Kritik, hierüber andrer Meynung zu seyn, und zu glauben, daß wenn einem Italiener beide Stellen von demselben Verfasser in gleich harmonischer Einkleidung vorgetragen würden, sein Urtheil von dem Urtheile deutscher Leser nicht verschieden seyn würde — Wir wollen versuchen den Unterschied der beiderseitigen Schilderungen näher zu entwickeln.

Ohne Zweifel lieget der auffallendste Unterschied weniger in den einzelen kleinen Abänderungen, als in der umgeschmolzenen Anordnung des Ganzen. Die italienischen Stanzen zeigen uns

von

von einander abgesonderte, durch mancherley Einschiebsel unterbrochene, einzele Schilderungen; die deutsche Nachahmung hingegen Ein fortgehendes, sich stufenweise auseinander entwickelndes Gemählde. Dort beginnt der Vogel sich auf eine Insel zu senken, die einer andern Insel gleichen soll, (welche durch einen Umstand angedeutet wird, der mit der gegenwärtigen Geschichte nichts gemein hat) und — anstatt ihn sich ungestöhrt niedersenken zu lassen — sagt uns der Dichter, besagter Vogel habe auf seiner ganzen Reise bisher kein schöneres Land gesehen, würde auch schwerlich, wenn er schon die ganze Welt in dieser Absicht durchstrichen hätte, ein schöneres gefunden haben, als dasjenige worauf er sich itzt nochmals niederzulassen versucht. Und nun folgt, ohne daß man weiß warum, eine verzeichnißmäßige Aufzählung einzeler Stücke, die einem von Alcinens Gebiethe aufzunehmenden wirthschaftlichen Grund- und Nutzungs-Anschlage nicht übel untergelegt werden könnten, zumal da dieses Verzeichniß mit der für die herrschaftliche Küche nicht gleichgültigen Bemerkung des zahlreichen Wildprets (che sono in copia) beschlossen wird. Genug die ganze Schilderung ist hier offenbar müßig, und wird noch müßiger dadurch, daß es eigentlich der Vogel, (denn von Rüdigern ist bisher die Rede noch nicht) oder doch wenigstens der von dem Vogel herabschauende Dichter, ist, der alle diese Schönheiten aus seinem luftigen Standpunkte, wo ihm freylich die

Gegen-

Gegenstände ziemlich dicht gruppirt erscheinen müssen, wahrnimmt, und sie entweder nur schildert um zu schildern, oder aber als Bewegungsgründe anführt, warum der Vogel sich gerade hier, und nirgend anders zu seiner Niederlassung bewogen gefühlt habe, die denn endlich St. 23. ohne weitere Fährlichkeit zu Stande kommt. In der deutschen Nachahmung fallen alle diese und noch manche andre kleine Unschicklichkeiten, die dem ununterbrochenen Dahinschweben der Einbildungskraft über dichterische Schöpfungen so anstößig sind, durchaus weg. Der Dichter hat die Kunst verstanden, die einzelen zerstückelten Schilderungen des Originals in ein wohlgeordnetes Gemählde, oder vielmehr in eine sich fortschreitend entwickelnde Geschichte zu verwandeln. Nach einem Fluge, dessen Länge der Leser gewissermaßen selbst mit ermessen hat, senkt sich der müde Vogel; sein Reiter schwingt sich ihm ab; bindet ihn an einen Baum; schöpft aus einer nahen Quelle erquickende Kühlung; und nun erst

— irrt sein Blick durch saatenreiche Felder
u. s. w.

So, indem unsere Blicke den seinigen nachfolgen, genießen wir der Aussicht, die ihn entzückt, und fühlen die angenehmen Empfindungen nach, die ihm von allen Seiten zuströhmen. Und wie viel Leben und Bewegung hat nicht der Dichter in dieses Gemählde gebracht, wie schicklich die zerstreuten Züge zu einem gefälligen Gan-

zen verbinden. Mich dünkt uns seine Landschaft darum nicht minder anmuthig, wenn er schon nicht die Kaninchen und Hasen, — wie bey dem italiänischen Dichter — zwischen Rosen und Lilien scherzen läßt. Dieselbe Einsicht, welche hier in der Anordnung des Ganzen herrscht, zeigt sich auch in der sorgfältigen Wahl der einzelen Schattirungen und Züge. Wir haben bereits oben die der Einbildungskraft kein Bild darbietende Vergleichung der Insel in der 19ten St. des Originals getadelt. Der deutsche Dichter kündiget sein wunderbares Eyland weit bedeutender an. Es ist

»Ein Kleinod der Natur, ein reizerfüllter Ort;
»Von heitrer Sonne stets begrüßet,
»Von sanften Wellen stets geküßet« —

das schleppende

— depo un girarsi di gran tondo
— — il grande angel discese

wird durch das

»In Kreisen sinkt der Gryph, und schlägt die bunten Flügel«

mehr vergegenwärtiget, und sinnlicher dargestellt.

Die Quelle, die, im Original, von Zedern und fruchtbaren Palmen (deren Ueberfluß auf der Insel uns schon die 21 St. sattsam verkündiget hat) eingefaßt fließet, hören wir, in der Nachahmung „plauderhaft über Kiesel rollen, und unter Blumen zaudern.“ Selbst das der schönen

Ariosti-

Ariostischen Schilderung so treu nachgezeichnete Gemählde des sich entkleidenden und durch die kühle Fluth erquickenden Ritters, hat durch Hinzufügung einiger kleinen Züge, offenbar eine ausdrucksvollere Darstellung gewonnen. Und auf gleiche Weise, wie in den bisher angeführten Zeilen, deren umständliche Vergleichung wir, um nicht zu weitläufetig zu werden hier abbrechen müssen, geht unser Dichter nun auch im folgenden zu Werke, indem er sich seinem Original bald innigst anschmiegt, bald mit Vorbedacht von demselben mehr oder weniger zurückweicht; ohne es jedoch je aus dem Gesichte zu verlieren, oder durch fremde Farbenmischung zu entstellen.

Das schöne Gleichniß des zischenden Klotzes S. 87. und der Anfang der dadurch vorbereiteten Erzählung der Myrte ist dem Italiener beynahe ganz wörtlich, und doch mit der gefälligsten Leichtigkeit, nachgesungen; so wie hingegen die im Verfolg eben dieser Erzählung vorgenommene Verwandlung des inselartigen Seeungeheuers (Ar. VI. St. 37) in ein schwimmendes Boot, der Absicht des Dichters in der That besser zu entsprechen scheint. Ueberhaupt hält Herr Nicolai seine Leser für manche mit Recht umgeschmolzene Stelle des Originals durch eigne bald kürzere bald längere Einschaltungen schadlos; nur sollten diese bisweilen etwas mehr zusammengedrängt seyn, und der Dichter sich nicht durch seine Leichtigkeit des Ausdrucks zu Weitschweifigkeiten und Wiederholungen hinreissen lassen. Einige

ken der angeführten Erzählung dünkten uns schon im Original langweilig, und doch fanden wir sie im Deutschen eher erweitert, als beschnitten.

Von der Art sind z. B. folgende Reden der überhaupt zu geschwätzigen Myrte:

Dieß, Ritter, ist mein widriges Geschicke
Dieß ist der Grund, warum ich eine Pflanze
bin;
Dieß sind die Sitten, dieß die Tücke
Der lasterhaften Zauberin
Dieß diene dir, zur Warnung und zur Lehre
u. s. w. *).

Zu gutem Glücke werden dergleichen mehr Wort- als Gedanken reiche Zeilen durch die anziehendesten dichterischen Darstellungen bald wieder vergütet; wie in dem gegenwärtigen Falle durch die wahrhaft komische Beschreibung der tollen Schaar, welche Alcinens Gränze bewacht. Wir rücken diese so launigte dichterische Karrikatur hier als einen abermaligen Beweis ein, wie glücklich Herr Nicolai jeden Ton seines Originals **) zu erreichen weiß.

Nie sah man eine Schaar
So häßlich und so wunderbar,
Als diese war.

Der

*) S. 96.
**) Ar. VI. St. 61—63.

61.

Non fu veduta mai più strana torma,
Più mostruosi volti, e peggio fatti.

Der zeiget eines Affen Fratze,
Von unten bis zum Halse hin ein Mann;
Dort bellt ein Hundskopf, hier schnaubt eine
Katze:
Der kriecht auf einer Bärentatze,
Der setzt ans Jägerhorn den langen Schnabel an;
Der jaget ohne Zaum auf einem wilden Pferde,
Und jenen bringt ein Esel rückwärts her;
Auf einem Kranich reitet der,
Und jener stampft die Erde
Mit einem Ziegenfuß; der ziehet nackt einher,
Und jener hat, statt eines Kleides,
Mit Federn sich bekleidt; hier hüpft ein Greis,
Dort schleicht ein Kind, an Bart und Haaren weiß;
Hier Mann, dort Weib, da Beydes.

Alcun dal collo in giù d'uomini han forma,
Col viso altri di scimie, altri di gatti;
Stampano alcun con piè caprigni l'orma,
Alcuni son centauri agili, ed atti;
Son giovani impudenti, e vecchi stolti,
Chi nudi, e chi di strane pelli involti.

62.

Chi senza freno in su'n destrier galoppa;
Chi lento va con l'asino, o col bue;
Altri salisce ad un centauro in groppa;
Struzzoli molti han sotto, aquile, o grue;
Ponsi altri a bocca il corno, altri la coppa;
Chi femmina, e chi maschio, e chi amendue;
Chi porta uncino, e chi scala di corda,
Chi pal di ferro, e chi una lima sorda.

Zu Waffen haben sie, der einen Rost, ein Seil,
Der eine Pfanne, der ein Beil,
Sie kommen an mit langen Speeren,
Mit Hacken, Sicheln, Krücken, Scheeren.
Der Hauptmann, unter dem der bunte Haufen steht,
Trägt seine Backen dick, den Ranzen aufgebläht.
Er sitzt auf einer großen Schnecke,
Und langsam regt er sich vom Flecke;
Das Auge schwer von Schlaf, von Wein erhitzt,
Wankt er, mit jedem Arm auf einen Knecht gestützt;
Ein Dritter wischet ihm die Tropfen von der Stirne
Und fächelnd kühlt sein Antlitz eine Dirne.

Dem ungleichen Kampfe mit diesen Mißgeburten ein Ende zu machen, und den jungen Mann höflich in ihre Burg einzuladen, schickt ihm Alcine zwey reizende Nymphen entgegen. Bey Ariost erreichen diese augenblicklich ihren Endzweck.

63.

Di questi il capitano si vedea
Aver gonfiato il ventre, e'l viso grasso;
Il qual su una testuggine sedea,
Che con gran tardità mutava il passo.
Avea di qua, e di là chi lo reggea,
Perch' egli era ebro, e tenea il ciglio basso;
Altri la fronte gli asciugava, e il mento,
Altri i panni scotea per fargli vento.

zweck. Der Ritter dankt ihnen mit verschämten Wangen für ihren gütigen Beystand,

E fu contento, compiacendo loro,
Di ritornarsi a quella porta d'oro

Nicht so der deutsche Rüdiger;

— — eingedenk des warnenden Bescheides,
Der aus der Myrte Schooß erscholl,
Noch heißer eingedenk des Eydes,
Der ihn auf ewig binden soll,
Und doch beschämt und zweifelvoll
Auf ein so gütiges Betragen
Den Ruf unhöflich auszuschlagen,
Hält lang' er mit der Antwort ein,
Und wanket zwischen Ja und Nein *).

Nur durch List, und einen täuschenden Zaubertrank, den er, seine vom Kampfe erschöpften Kräfte zu stärken, ahndungslos mit starken Zügen hinunter schlürft, wird er dahin gebracht, die Nymphen in die Stadt zu begleiten.

Und nun folgt wieder eine der reizensten Stellen, wo Original **) und Uebersetzung, wenn anders eine so meisterhafte Nachbildung Uebersetzung heissen kann, auf das schönste mit einander wetteifern.

Zu deutlich haben uns die Dichter vorgesungen,
Wo Venus aus der Flut entsprungen,
Sonst schwüre man,

S 4 Daß

*) S. 108 f.

**) Ariost. VI. Stan. 73 etc.

73

Che si può ben così (paradiso) nomar quel loco,
Oue mi credo, che nascesse Amore.

Daß diese Fluren sie entstehen sahn;
Hier ziehen, Hand um Arm geschlungen,
Das Herz von grauen Sorgen leer,
Die müß'gen Liebenden umher.
Sie wählen Blumen aus, und flechten bunte Kränze,
Und denken nur an Feste, Spiele, Tänze:
Hieher setzt nie der Ueberdruß,
Der Mangel nie den dürren Fuß.
Man sieht in diesen Lustrevieren
Mit heitrer Stirne stets den jungen May regieren.
Der Mädchen und der Knaben Chor
Vereinigt sich zu schlauen Scherzen,
Zerstreuet sich zur Kühlung süßer Schmerzen.
Hier quillt aus dem belebten Rohr
Ein schmeichelhaftes Lied hervor,

Dort

Non vi si stà se non in danza, e in gioco,
E tutte in festa vi si spendon l'ore.
Pensier canuto, nè molto, nè poco,
Si può quivi albergare in alcun core.
Non entra quivi disagio, nè inopia,
Ma vi stà ogn'or col corno pien la Copia.

74.

Qui, dove con serena, e lieta fronte
Par, ch' ogn'or rida il grazioso Aprile;
Giovani, e donne son; qual presso a fonte
Canta con dolce, e dilettoso stile;
Qual d'un arbore a l'ombra, e qual d'un monte
O giuoca, o danza, o fa cosa non vile;
E qual, lungi da gli altri, a un suo fedele
Discopre l'amorose sue querele.

Dort scheinet sich das Murmeln kühler Quellen
Zu zweyer Schmachtenden Gelispel zu gesellen.
Man siehet in der Wipfel dünnes Laub,
Mit Vögeln untermischt die Liebesgötter fliegen:
Der freuet sich ob seinen Siegen,
Und jener lauscht auf einen Raub.
Die neuen Pfeile schnitzt der eine,
Der andre schleifet sie an dem benetzten Steine.

Wir überlassen dem Leser das eben so angenehme als für den jungen Freund der Kunst lehrreiche Geschäft, mit prüfender Vergleichung bey Stellen dieser Art zu verweilen, und führen nur noch als einen Beweis, daß der deutsche Dichter, auch in Ausbildung kleiner Züge nicht minder glücklich ist, als in größern Schilderungen, die lezten Zeilen der unmittelbar folgenden St. an. Ariost sagt daselbst vom Hypogryph, an dessen Stelle dem Ritter ein frischer Gaul gereicht worden war,

75.

Per le cime de i pini, e de gli allori,
De gli alti faggi, e de gl' irsuti abeti,
Volan scherzando i pargoletti Amori;
Di lor vittorie altri godendo lieti,
Altri pigliando a saettare i cori
La miri quindi, altri tendende reti;
Chi tempra dardi ad un ruscel più basso,
E chi gli aguzza ad un volubil sasso.

E fu lasciato in guardia quello alato —
A un giovane, che dietro lo menassi.
Al buon Ruggier, con men frettosi passi.

Diese Zeilen, welche auch würcklich übersetzt nicht misfallen haben würden, sind im Deutschen durch einen Zusatz, dessen naiven Reiz Niemand leicht verkennen wird, verschönert:

Der andre Gaul, gewohnt den Wolken zuzustreben,
Wird einem Knaben übergeben,
Der seinem Eigensinn mit Mühe widersteht,
Und laufen muß, wenn er im Schritte geht.

Eben dieses gilt auch von der Beschreibung der Riesin Erifilla, oder, wie sie bey unserem Dichter heißt, Chrysophile. Der Dichter erläßt uns die Aufzählung aller der mannichfaltigen Arten von Edelsteinen, mit welchen ihre Rüstung im Original *) besetzt ist, und erhöhet dafür die Schilderung durch folgende Zeilen:

»Allein der leid'ge Hunger blecket
»Aus ihrem gelben Angesicht —
»Verletzender Geruch umzieht das hagre Weib.«

Und von dem Wolfe, auf welchem sie reitet, berichtet er uns:

Sibirien sah seines gleichen nie
Mit giftiger Klaue senget er die Erde. —

Auch hat der Dichter diese Geschichte noch mit einem andern Zusatze bereichert, der sehr gut zum Gan-

*) Rubin vermiglio, crisolito giallo,
Verde smeraldo, con flavo giacinto.
Ar. C. VII. St. 3.

Ganzen dieser Erzählung passet. Er läßt die beiden Nymphen, nachdem das habsüchtige Ungeheuer besiegt ist, über die reiche Beute herfallen, welche die Riesin um und an sich trägt, und sich derselben bemächtigen. Man

— reitet reich zur Brücke hin.
Doch alle die so theuren Stücke
(O leichter Sinn! o Wankelmuth!)
Die Mägdchen werfen sie muthwillig von der Brücke
Mit vollen Händen in die Flut.
Der Ritter hält sie nicht zurücke,
Und er, der ihre Thorheit rügen soll,
Nennt ihr Betragen großmuthvoll *).

Die vorhergehenden Zeilen hingegen, in welchem die Nymphen dem Ritter die Unmöglichkeit der gänzlichen Vertilgung des Lasters aus der Welt (vermuthlich wird darunter das besiegte Ungeheuer verstanden) verkündigen, dünken uns, und zumal im Munde dieser Nymphen, minder schicklich.

Wir haben zu lange bey dem ersten Buche von Alcinens Insel verweilet, als daß wir bey dem zweyten gleich umständlich seyn könnten, ohne die Gränzen dieser Blätter zu überschreiten. Der Eingang zu demselben ist, wie die meisten Ariostischen und nur zu oft auch Nicolaischen — etwas schwatzhaft und — langweilig. Er enthält einen zweydeutigen Ausfall über

»Den

*) S. 115.

— „Den spitzgen Unterschied,
„Den mancher zwischen Brunst und Liebe,
„Und zwischen Herz und Körper macht.“

Der Schluß dieser Tirade ist das beste davon; nicht blos weil es der Schluß ist, sondern weil er den vorher bis zum Uebermaß zergliederten Gedanken in ein passendes Bild zusammen faßt: Wer, heißt es,

Wer diesen Widerspruch zu seinem Schutze
nimmt,
Der macht die Liebe zur Sirene,
Die, bis zum Gürtel eine Schöne,
Unedlerer Natur von unten, schwimmt.

Die Beschreibung von dem Einzuge des Ritters in die Stadt ist desto besser gerathen; und enthält, so wie überhaupt dieses ganze Buch mannichfaltige, und, wie man schon aus dem vorigen abnehmen kann, dem Original treflich eingepaßte Zusätze von der Hand des deutschen Dichters. Auch die kleinen Veränderungen einzelner Züge sind meistens fein und wohl gewählt. So sagt Ariost *) z. B. um die Ehrfurcht zu schildern, mit welcher dem tapfern Ritter bey seinem Eintritte in Alcinens Burg begegnet wird:

— tanto onore e tante
Riverenze fur fatte al guerrier forte,
Che non ne potrian far più, se tra loro
Fosse Dio sceso dal superno coro.

Weit schicklicher Nicolai:

„Mit

*) C. VII. St. 9.

»Mit solcher Ehrerbiethigkeit
»Wird von den andern ihm begegnet,
»Als einem Hildebrand, zu Kayser Heinrichs Zeit,
»Da er den Pöbel Roms als neuer Pabst gesegnet.«

So auch kurz darauf:

An Alter und an seiner Mine
Sind sich die Jünglinge, sind sich die Mädchen nah;
Doch unter ihnen glänzt Alcine,
Wie an dem Himmel Cynthia.

statt des:

Si come è bello il sol piu d'ogni stella.

Wer nur etwas vom Ariost weiß, kennt, wenigstens durch den Ruf, seine gerühmte Schilderung von Alcinens Schönheit — und wird also den deutschen Dichter ungeduldig bey dieser Klippe dichterischer Vortreflichkeit erwarten, und wissen wollen, ob er sich mit gutem Glücke aus diesem Kampfe mit seinem Originale *) gezogen habe. Man lese und urtheile.

Der Haare langes Gold, ein Theil in freyem Fluge,
Ein Theil mit spielendem gelindem Buge
Zurückgeführt, und künstlich aufgestellt,
Umschreibt der weißen Stirne Feld.

Der

*) Ar. VII. St. 11.

11.

Di persona era tanto ben formata,
Quanto me' finger san pittori industri;
Con bionda chioma, lunga, et annodata;
Oro non è, che più risplenda, e lustri.

Der Locken sanfter Schatten
Erhöhet jede Wang', auf welcher sich
Mit Lilien die Rosen gatten.
Der dunkeln Braunen schmahler Strich
Herrscht über Augen, deren Schwärze
Die hellsten Stralen von sich schießt,
Bey deren Spiele jedes Herze
In Hofnung, oder Gram, zerfließt.
Die Nase senket sich aus ihrer Mitte
In unverbesserlichem Schnitte.
Der kleine Mund, stets glühend, wie benetzt,
Liegt zweyen Grübchen eingesetzt.
Die dünnen Lippchen öffnen und verschließen
Der gleichen Perlen Doppelrang:
Sie bilden schmeichelhaft den angenehmen
Klang.

Mit

Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose, e di ligustri.
Di terso avorio era la fronte lieta,
Che lo spazio finia con giusta meta.

12.

Sotto duo negri, e sottilissimi archi
Son duo negri occhi, anzi duo chiari Soli,
Pietosi a riguardare, a mover parchi,
Intorno a cui par, ch' Amor scherzi, e voli,
E ch' indi tutta la faretra scarchi,
E che visibilmente i cori involi.
Quindi il naso per mezo il viso scende,
Che non trova l'invidia, ove l'emende,

13.

Sotto quel sta, quasi fra due vallette,
La bocca sparsa di natio cinabro;

Mit dem die süssen Wörtchen fliessen.
Wenn aus dem heitern Angesicht
Ihr holdes Lächeln bricht,
So scheinen sie den Himmel aufzuschliessen.
An Weisse gleich dem Schnee, der im Gebirge
fällt,
Steht hier der runde Hals, und sanft ge-
schwellt
Der volle Busen, der im neidischen Gewande
Arbeitet, weichet, widerstrebt,
So wie die letzte Well' am Rande
Des Meers, wenn sanfte Luft die Fluten hebt.
Ein zarter Arm verdünnet sich gelinde,
Wo er zur kleinen Hand sich fügt;
Kein Aederchen, das höher liegt,
Kein Beinchen störet ihre Ründe;

Ein

Quivi due filze son di perle elette,
Che chiude, et apre un bello, e dolce labro;
Quindi escon le cortesi parolette,
Da render molle ogni cor rozo, e scabro;
Quivi si forma quel soave riso,
Ch' apre a sua posta in terra il paradiso.

14.

Bianca neve è il bel collo, e'l petto latte;
Il collo è tondo, il petto colmo, e largo;
Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte
Vengono, e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.
Non potria l'altre parti veder Argo:
Ben si può giudicar, che corrisponde
A quel, ch' appar di fuor, quel che s'asconde.

Ein schmahler und doch weicher Fuß,
Macht der sichtbaren Reize Schluß.
Die, welche tiefer noch im reichen Kleide stecken,
Kann auch ein Argus nicht entdecken;
Allein durch einen Theil in ihrem Urtheil fest,
Ergänzt die Phantasie den schönen Ueberrest.
In allem, was sie thut, wie sie den Körper träget,
Wie sie den Arm erhebt, wie sie den Fuß beweget,
Ist unter freyer Unbeflissenheit
Geflissentlich ein Netz geleget.
Sie spielt bescheidne Blödigkeit,
Und ziehet oft die heissen Blicke,
Als überrascht, von Rüdigern zurücke *).

Wie

15.

Monstran le braccia sue misura giusta,
E la candida man spesso si vede
Lunghetta alquanto, e di larghezza angusta,
Dove nè nodo appar, nè vena eccede.
Si vede al fin de la persona angusta
Il breve, asciutto, e ritondetto piede.
Gli angelici sembianti nati in cielo,
Non si ponno celar sotto alcun velo.

16.

Avea in ogni sua parte un laccio teso,
O parli, o rida, o canti, o passo mova.
Nè maraviglia è, se Ruggier n' è preso;
Poi che tanto benigna se la trova.

*) S. 121. f.

Wir glauben bloß gerecht gegen den deutschen Dichter zu seyn, wenn wir ihm das Verdienst zugestehen, nicht nur hinter seinem Originale nicht zurück geblieben zu seyn, sondern sogar dasselbe noch hie und da durch Hinzufügung gewisser seiner namenlosen Reize verschönert zu haben. Man fühlt auch bey der flüchtigsten Vergleichung, daß seine Schilderung sich, so viel als möglich, von dem beschreibenden Tone des Italieners, der uns Alcinens Schönheiten, gleich für sich bestehenden Bruchstücken einer aus ihren Trümmern zusammen zu setzenden Statue, nach der Reihe vorlegt, entfernet, und uns so viel ideelle Anschaulichkeit zu gewähren sucht, als es die Natur der Sprache in Schilderungen dieser Art nur zuläßt. Und in dieser Rücksicht dünkt uns die Nikolaische Nachbildung ein treflicher Kommentar zu den, von Leßing (Laok. S. 204.) über die dichterische Nachahmung körperlicher Gegenstände aufgestellten Grundsätzen, und Herders scharfsinniger Prüfung derselben (Krit. Wäld. I. Th. S. 237.). Uebrigens glauben wir den Eindruck von Stellen dieser Art nicht besser andeuten zu können, als wenn wir ihn mit dem vergleichen, was der feinere Liebhaber der Tonkunst bey Anhörung einer glänzenden Bravourstelle empfindet, die sich mehr durch Kunst der Ausführung, als durch reizenden Wohllaut und seelenvollen Ausdruck empfiehlt —

Die Folge von Alcinens Insel enthält noch einen reichen Vorrath wohlgerathener dichterischer

Darstellungen, zu welchen Ariost die Grundzüge angegeben, und die Herr Nicolai theils übergetragen, theils weiter ausgemahlt hat; z. B. die Beschreibung des Festes, womit die schlaue Alcine den neuen Ankömmling bewillkommt, die Schilderung der Ungeduld, mit welcher der verliebte Ritter der erwarteten Schäferstunde entgegen sieht, die in der That mit etwas zu warmen Farben für unschuldige deutsche Leserinnen geschildert ist. Unter den Einschaltungen des deutschen Dichters, die in diesem zweyten Buche, und besonders in der letztern Hälfte desselben sehr häufig sind, zeichnen sich die Beschreibungen der Seeschlacht (S. 158.) Alcinens Liebeswuth, und die Schilderung von Logistillens Gärten (S. 166.) vorzüglich aus. — Doch wir müssen hier abbrechen, und diejenigen, welche auf den Inhalt der übrigen in diesem Bande zerstreuten Rittergeschichten begierig sind, auf das angezeigte Werk selbst verweisen, von dem wir ihnen hier doch nur höchstens einige Ueberschriften mittheilen könnten.

Uebrigens halten wir es für überflüßig, bey einem Dichter, der überhaupt genommen ein so feines kritisches Gefühl verräth, einige einzelne Unvollkommenheiten aufzustechen,

quos aut incuria fudit
Aut humana parum cavit industria —

und er selbst bey einer genauern Durchsicht leicht verbessern wird. Wir rechnen hieher einige zu prosaische, oder doch sonst nicht fein genug gear-

beitete

beiden Stellen und Einschiebsel, besonders aber gewisse Ausdrücke und Schilderungen, zu welchen ihn das an Ariost (Th. II. S. 5.) gethane Gelübde verleitet zu haben scheint.

IV.

Briefe über Rom, nach Anleitung der vorhandenen Prospecte von Piranesi, Panini, und andern berühmten Meistern. Des ersten Bandes zweiter Heft: Dresden 1781. 40 S. in 4. mit 4 Kupfern in Querfolio.

b: derselben dritter Heft. Ebendas. 1782. 36 S. in 4. mit 3 Kupfern in gleichem Folio, und einem kleinern auf dem Haupttitel des ganzen Bandes.

Den Werth des ersten Hefts dieser Briefe haben wir in einem unsrer vorigen Stücke länglich bestimmt. Der darin redende Architekt f sich mit Grund, unter unsre guten Schriftter rechnen, und seine Fähigkeiten und Kennt: zeigen, daß er noch etwas mehr, als ein rscheit oder eine Bleywage zu setzen wisse. der Ausgabe des dritten Hefts ist nicht nur ein Haupttitel des ganzen Bandes, nebst n Vorberichte von 4 S. darzu gekommen, rn der Verfasser hat sich auf demselben auch

entdeckt. Es ist Hr. Christian Traugott Weinlig, Churfürstl. Sächs. Oberbauamts-Baumeister, Mitglied der K. K. Akademie zu Wien. Jeder Heft enthält 4 Briefe, eben so interessant als die im vorigen Hefte. Hr. W. zeigt sich im 5—8 Br. als einen Mann, der sich um die Geschichte der schönen Künste überhaupt, und der vorzüglichsten römischen Gebäude insbesondre bekümmert, die dahin einschlagenden Schriften kennt und gelesen, und auch gewisse Fehler, selbst der größten Architekten, bemerkt hat. Auf den Kupfern ist die Tiberbrücke nebst der Engelsburg, oder des Kastells Sant-Angelo; der Grundriß der Peterskirche, nebst einem Maaßstabe von 40 Toisen, die Ansicht dieser prächtigen Hauptkirche, nebst dem freyen Platze vor, und Eingang zu derselben; und die inwendige Ansicht dieses herrlichen Gebäudes, von Frühwirthchen, nach Piranesi (das zweite ausgenommen, wobey kein V. steht) vorgestellet worden. Und auf diese vier Gegenstände beziehen sich auch die vier Briefe. Im 5ten, dem ersten des zweiten Heftes, wird von Hadrians Grabmale, der itzigen Engelsburg, gehandelt. Es hat gegenwärtig noch, wo nicht ganz, wenigstens größtentheils seine alte Form. Labacco und Giovan. Battista Montano haben dieses Gebäude in ziemlich richtigen Zeichnungen vorgestellet. Ihre Beschreibungen werden geprüfet, und nach Befinden gebilliget oder widerlegt. Das Vorgeben eines gewissen Schriftstellers, daß anfänglich Hadrians

Hadrians Bildsäule in einer Quadriga auf der Spitze dieses Gebäudes gestanden, welches Winkelmann für eine griechische Lüge hielt, wird, das Uebertriebene abgerechnet, nicht ganz verworfen. Wenigstens ist es wahrscheinlicher, als daß ein andres schönes Werk des Alterthums, ein ein aus Bronze vortreflich gearbeiteter, eilf Fuß hoher, und im Vatikanischen Garten befindlicher Tannzapfen daselbst gestanden habe. Beyläufig wird vom Grabmale des K. Honorius, und der Pyramide der Scipionen etwas gesagt. S. 38 f. folget die fernere Geschichte dieses Gebäudes, der Umschaffung zu einer Festung unter dem Namen Engelsburg, von dem darauf gestellten erst marmornen, itzt metallenen Engel, der angelegten Festungswerke, inwendigen Verzierungen und Alterthümer, wie auch des daselbst verwahrten Schatzes und Archivs. Zuletzt beschreibt der V. (S. 41 f.) den Ponte St. Angelo, oder die Engelsbrücke, die daran gemachten Veränderungen, und darauf stehenden zehn Engel aus Marmor; und (S. 43 f.) das Archiospedale di St. Spirito in Sassia, dessen Einrichtung, Reinlichkeit und Bequemlichkeiten für Kranke ihm einen unendlichen Vorzug vor dem Hotel de Dieu zu Paris geben.

Mit dem 6ten Br. (S. 44) hebt sich die Beschreibung der Peterskirche an; die in den zwey folgenden weiter fortgesetzt wird. Mit der Geschichte ihrer Erbauung wird der Anfang gemacht: und sie muß den Liebhaber so sehr, als den Künst-

 ler

ler interessiren, indem sie aus den besten Schriftstellern entlehnt ist, und mancherley Anecdoten enthält. Pabst Nikolaus V. hatte schon den Gedanken, eine neue Peterskirche, statt der alten Basilika des Vatikans zu erbauen: Leo Baptista Alberti, der 14 Bücher de Architectura geschrieben, die viel Gutes enthalten, und Bernhard Rosselino mußte Plane dazu entwerfen, welche Bonanni in seiner Geschichte aufbehalten hat. Sein Tod hinderte das Unternehmen. P. Julius II. verfiel, bey dem Gedanken sich ein Grabmal aufführen zu lassen, wieder auf die Idee einer neuen Peterskirche. Sechs berühmte Architekten verfertigten Plane, worunter der vom Bramante gezeichnete, des Pabsts Beyfall erhielt, ungeachtet der V. etliche Fehler darinne findet. Beym Abtragen der alten Kirche giengen, zu großem Verdruße des Michel Angelo, viel alte Denkmäler verloren. Im J. 1506. legte Julius den ersten Grundstein, und Bramante brachte bis zu seinem 1514 erfolgten Tode schon vieles zu Stande. Die vom P. Leo X. angestellten Baumeister änderten vieles am vorigen Plane, waren aber 1520 alle verstorben. Balthasar Peruzzi, der nun angestellte Architekt, machte ebenfalls neue Aenderungen, die des Pabsts Tod im J. 1521. auszuführen verhinderte. Erst Paul III. fieng nach 1534, den Bau aufs neue an: es ward aber in zwölf Jahren nichts fertig, wenigstens nach keinem bestimmten Plane, verfertiget. Endlich gab

Michel

Michel Angelo Buonarotti seinen Entwurf darzu her, und hatte das Vergnügen, ihn angenommen, durch ein Breve bestätiget, ja, beynahe ganz ausgeführt zu sehen. (Hier wird S. 51. f. dessen natürlicher Charakter, feuriges und gleichsam überströmendes Genie geschildert.) Er arbeitete 17 Jahr ohne alle Belohnung, und unter heftigen Verfolgungen: ließ das Modell, zur erforderlichen Kuppel unter seiner Aufsicht verfertigen; mußte vom Pietro Ligorio, der sein Gehülfe seyn sollte, viel leiden, bis er 1564 in einem Alter von 90 Jahren starb. Nun sollte Ligorio nebst dem Giacomo Barozzi, der unter dem Namen Vignola bekannter ist, den Bau fortsetzen, doch mit dem strengsten Befehl, an des Michel Angelo Plane nichts zu ändern: der erste ward bald abgesetzt, und der letzte starb 1573. Gregorius XIII. ließ den Bau durch Giacomo della Porte fortsetzen, wobey an die Ausführung der Kuppel nicht gedacht ward. Sixtus V. ließ unter der Anweisung des della Porta und Dominicus Fontana, dieses große Werk endlich anfangen, welches in Zeit von 22 Monaten geendiget war. Unter Paul V. wurde, noch 1605. des Michel Angelo Plan, um wichtiger Ursachen willen, verändert, und nach des Maderno Vorschlag zweimal erweitert. Dieß alles zeigt der Grundriß auf der 2ten Kupferplatte dieses Hefts. Der äußerliche Platz und Prospekt von der Peterskirche, auf der 3ten Kupfert. dieses Hefts vorgestellt, ist der Gegenstand des 7ten Briefs.

Unter den vielen zur Verschönerung dieses Platzes gelieferten Entwürfen, behielt des bekannten Bernini letzter den Vorzug. Dessen Einrichtung wird genau beschrieben, und dabey des Künstlers verständnißvolle Ueberschreitung der alten Vitruvianischen Regeln, wie auch einige wirkliche Fehler angezeigt. Die Versetzung und Aufstellung des großen Obelisks auf diesem Platze, wodurch Fontana Ruhm und Ansehen erlangte, wird S. 60 f. berührt, und S. 62. von den daselbst befindlichen zwo Springbrunnen gehandelt. Am Vordertheile der Kirche finden sich Fehler, die des Maderno sehr eingeschränktem Geist zuzuschreiben sind. Der französische Architekt, Dumont, hat die beste Zeichnung davon geliefert. Die Kirche sollte endlich mit Thürmen versehen werden: man machte auch allerley Vorbereitungen dazu; ja, Bernini fieng wirklich an, einen aufzuführen. Allein theils einige Risse an der Kirche, theils geheime Cabalen wider diesen Architekten, waren Ursache, daß der Bau gänzlich eingestellt, und das Fertige gar wieder abgetragen werden mußte. Die Nachrichten hiervon stehen S. 65 f. Der 8 Br. oder der letzte dieses Hefts, beschreibt die inwendige Ansicht der Peterskirche, die auf dem 8 K. vorgestellt ist. Der Eingang (S. 67.) verräth einen edlen und leicht verzeihlichen Enthusiasmus, wenn man die Größe, und Verzierung des Gebäudes erwägt. Wir können unmöglich alle zergliederte Umstände anführen: weil wir den ganzen Brief abschreiben müßten.

Nur

ur so viel wollen wir anmerken, daß der W.
nen Correspondenten bittet, sich ein Gewölbe
rzustellen, dessen Breite 46 und eine halbe Elle,
: Höhe 78 unsrer Ellen im Lichten beträgt, und
ß man vor sich hin, auf einmal, eine Perspecti-
von 324 Ellen in die Länge übersieht, um sich
ige Idee von der Beschaffenheit dieses Gebäu-
s zu machen. Die Altäre, sonderlich der so-
nannte hohe Altar, die Rotonda, worin er
ht, die Cathedra Petri, u. s. f. sind alle mei-
rhaft geschildert. Bey allen schicklichen Gele-
nheiten werden architecktonische Anmerkungen
ıgestreuet, welche auf die Schönheiten, wah-
und bloß scheinbare Fehler der Pfeiler und
ıdrer Dinge eine Beziehung haben, und den
rchitekten besonders nützlich seyn können.

Der dritte Heft dieses Bands enthält den
—12 Br. und hat auch vier Kupfer. Auf dem
en, oder in der ganzen Folge dem 9, ist die
ıswendige Ansicht der Peterskirche; auf dem 2ten
e Ansicht des großen Hofs im Belvedere; auf dem
en die Ansicht des Vatikanischen Gartens im
Belvedere, nebst den Verzierungen des Andrea
Montegna; auf dem 4ten die Porta del Popolo
orgestellt: das 1te und 3te sind nach Piranesi, das
e nach der eignen Zeichnung des Hrn. W. (s. Br.
te S. 92) von Friedrich gestochen; beym vier-
n, das klein ist, und auf dem Haupttitel des
sten Bands angebracht stehet, wird kein Zeich-
er angegeben. Im 9 Br. wird weiter von dem
Innern der Peterskirche gesprochen; sonderlich

T 5 von

von den Seiten-Navaten, die Maderno zu des Michel Angelo Plan hinzusetzte. Ihre Fehler werden berühret, gewissermaßen aber auch entschuldiget. Sodann folgt die Beschreibung der in der Kirche stehenden Grabmäler. Urban VIII. ließ der bekannten Gräfinn Mathildis ein Denkmal, von Bernini angegeben, durch Steffano Speranza aufführen, das S. 78. beschrieben wird. Ueber demselben erscheint, in einer großen Nische, ihr Bildniß, stehend, mit der päbstlichen Tiara unter dem linken Arm, eine seltsame Idee! Hierauf werden die Seitenkapellen, das flache Dach nebst der Kuppel, die Vorhalle vor St. Petri u. s. w. näher betrachtet. Die Besorgniß, daß diesem herrlichen Gebäude seine großen Baufälligkeiten, über kurz oder lang, den gänzlichen Untergang drohen, wird als wohlgegründet angegeben. Noch eine Erklärung der im Grundrisse dieser Kirche, auf dem 6. K. befindlichen Zahlen ist diesem Briefe (S. 83) angehängt. Der 10te Br. ist gleichsam eine Episode, und schildert die Lustbarkeiten, Masqueraden und Pferderennen, welche das Carneval zu Rom zu beschließen pflegen. Man lernet daraus verschiedene römische Sitten kennen, die eben nicht empfehlenswürdig sind. Die Beschreibung des Vatikans im 11. Br.; und im 12ten der daselbst befindlichen Bibliothek, und kostbaren Werke des Alterthums sind nicht minder interessant. Das wahre Alter dieses vorgeblich sehr ungesunden Palasts, läßt sich nicht genau angeben: ver-

schiedene

schiedene Päbste haben daran gebauet, und Zusätze gemacht (S. 93 f.). Er hat auch keinen eigentlichen und angemessenen Haupteingang, zu demselben führet die sogenannte Scala Reggia, oder königliche Treppe, worinnen sich Bernini als ein Mann von Genie, Muth und Ausführung gezeigt hat, und woran man einige Fehler, der Schwierigkeiten wegen, übersehen muß. — Von der Scala Reggia und den daran stoßenden Kapellen, den darinnen befindlichen Gemälden, wie auch alten und neuen Kunstwerken S. 96 f. kurz, doch zweckmäßig. Des V. Urtheil von den Loggie des Raffeels (S. 97.). Der Hof, die Gallerien, andre Säle und Zimmer, worinne so viel herrliche Gemälde vorhanden, nehmen den Ueberrest dieses lesenswürdigen Briefs ein. Der folgende ist, wie wir schon berühret haben, der Vatikanischen Bibliothek und ihrer innerlichen Einrichtung bestimmt (S. 102 f.) Ihren Hauptsaal, dessen Länge 190 Fuß, die Breite 48 Fuß beträgt, theilen sieben hinter einander aufgeführte Pfeiler in zwey Theile, und tragen die Gewölbe darüber. An allen Orten sind sehr schöne Gemälde, auch Bildsäulen, und andre Werke der Kunst zu sehen. Hierzu kömmt noch das Museum Clementinum, oder die Clementinische Sammlung von Alterthümern, die bereits soviel herrliche Antiken besitzt, und beständig mehrere erhält. Ein schönes Gemälde des berühmten Mengs in demselben, wird S. 104. in einer Anmerkung beschrieben. Es ist aus

dessen

dessen Leben genommen, und von d'Azara beschrieben, das vor den Mengsischen Schriften steht. Eben dieser große Maler soll, nach seines Panegyristen Bericht, keine musica buffa, keine Landschaften, und noch weniger Grotesken und Arabesken haben ausstehen können, welches aber bezweifelt wird. — Durch einen sehr langen Corridor, an dessen Ende eine Kleopatra liegt, wofür sie Winkelmann nicht erkennen wollte, kömmt man in den sogenannten Cortile del Belvedere (auf dem 10 K. vorgestellt), den denkwürdigsten Ort von ganz Rom, und für die Kunst, von der ganzen Welt. Dessen äussere Einrichtung und Verzierung. — Apollo, die Gruppe Laokoons, Venus Victrix mit dem Cupido neben ihr, eine andre aus dem Bade kommende Venus, Antonius oder Meleager, wie Winkelmann will, Herkules der den jungen Ajax auf seiner Löwenhaut in den Armen hält, sind hier zu sehen: auch der berühmte Torso in einem besondern Saale mit einem Gitter umgeben; andrer Statuen und Gefäße zu geschweigen. Ihr Charakteristisches ist in wenig Worten ausgedrückt. Die Vatikanischen Gärten und mancherley darinne angebrachte Gebäude, nebst den Kunstwerken in denselben werden S. 107 f. geschildert. Zuletzt wird von der itzt in Rom üblichen Art Mosaiken zu verfertigen gesprochen, und der ganze Mechanismus dabey beschrieben. — Bey diesem dritten Hefte hat der V. nicht nur den Haupttitel des ganzen Bands beygelegt, und sich darauf genannt, son-

dern

ern, auch in einem Vorberichte die Entstehung dieser Briefe, ihre erste Bestimmung zur Unterhaltung eines vertrautesten Freundes, und die nachmalige Triebfeder sie durch den Druck gemeinnütziger zu machen, entdecket. Sie ist in einem sehr bescheidenen Ton abgefaßt, und erweckt bey dem Leser ein günstiges Vorurtheil für ihn, auch ehe er noch seine wohl geschriebenen Briefe liest. Alles ist freylich darin sehr bekannt; er gesteht es selbst: wie kann man aber auch dieß von einer Stadt erwarten, deren Beschreibung schon so viel Federn beschäftigt hat?

V.

Voyage historique et litteraire dans la Suisse occidentale. Tome I. et II. à Neufchatel. 1781. der 1. Th. 344. und der andre 335 Seiten in gr. 8.

Es erschien bereits vor einiger Zeit ein Entwurf oder Anzeige von der Ausgabe dieser Reisen. Der Verfasser ist in der Geschichte des Landes sehr erfahren, und verräth viele Kenntnisse. Er muß besondre Ursachen gehabt haben, seinen Namen zu verschweigen, sonst hätte er bey dem, auf seine Nachrichten gewandten Fleiße alle Ursache gehabt, sich der gelehrten Welt bekannt zu machen. Er sagt selbst, daß

sein

sein Buch nicht so wohl ein Reise-Journal sey, als vielmehr eine Reihe von Bemerkungen über die Geschichte, Sitten, Geographie, Alterthümer, Künste und Künstler. Ein grosser Theil besteht aus Anmerkungen, welche die Geschichte betreffen, und gehören gar nicht für unsere Bibliothek; wir wollen deswegen nur einiges ausziehen, was wir dem Geschmacke unsrer Leser angewessen zu seyn glauben. Zuerst steht ein Verzeichniß von den besten neuern und ältern Schriften, die zur Kenntniß der Schweiz dienen.

Im Artikel von Basel bringt der Verf. viele Anekdoten von Holbein bey. Der gelehrte Carl Patin ließ Holbeins Vorstellungen zu des Erasmus Lob der Narrheit *) abzeichnen und durch Merian stechen. Dieß ist die seltene Baseler-Ausgabe von 1676. Zum Beweise, wie gute Freunde Erasmus und Holbein waren, wird erzählt, daß ersterer, als er bey den Worten: Epicuri de grege porcus, am Rande dieses Buchs einen Betrunkenen gezeichnet fand, der ein Mädchen liebkosete, den Namen Holbeins darunter schrieb. Der berühmte, diesem Künstler insgemein zugeschriebene Todtentanz in dem Gange um den Kirchhof eines ehemaligen Dominikaner-Klosters ist nicht von ihm. Der rechte Meister hat sich selbst auf einem Bilde vorgestellt, wie ihn der

*) Von dieser so oft gedruckten und übersetzten Satyre ist erst 1780. wieder eine neue Ausgabe mit sehr saubern Holzschnitten zu Basel erschienen.

re Tod zum Tanz auffordert mit den Worten: *lan's Hugh Kluber lasz mohlen stohn* (laß die Katzen liegen). Dieser Mahler lebte um 1568 und war vielleicht ein Schüler Holbeins. Der Irthum rührt daher, weil Holbein auch einen Todtentanz gemalt und in Holz geschnitten hat, der aber ganz andere Figuren und Anordnungen derselben hat.

Die Liebhaberey von Gemälden ist stark in Basel. Verschiedene Kaufleute haben ansehnliche Sammlungen, z. E. Hofmann, Ryhiner, Bachofen, Burkard u. s. w. Der durch seine Kupferstiche bekannte Hr. von Mechel besitzt auch schöne Stücke, wovon einige angezeigt werden. Die Liebhaber kennen ihn durch seine eigne Blätter, durch die Ausgabe der Düsseldorfer Gallerie, und des Hedlingerischen Medaillenwerks. Der Kayser besuchte ihn 1777. und ließ ihn, wie bekannt, nach Wien kommen, um die Kaiserl. Gemälden-Gallerie anzuordnen, welche durch ihn eine der schönsten in Europa wird. Hrn. Heuslers Kabinet ist in Stücken von italienischen Meistern unter allen die zahlreichste: die vornehmsten Stücke derselben führt der Verf. an. Diese Sammlung ist desto schätzbarer, da die Privatsammler gemeiniglich in den meisten Ländern, wo Liebhaberey herrscht, auf niederländische Staffeley-Gemälde fallen.

Bey den Ruinen von Augst (Augusta Rauracorum) unweit Basel, hält sich der Verf. lange auf; und ist mit Recht unwillig darüber, daß man dem Stifter dieser Colonie, Munatius

Plan-

Planckis; einem niederträchtigen Manne; im Hofe des Rathhauses zu Basel eine Statue mit einer prächtigen Inschrift errichtet, als wenn er der Beschützer einer Stadt gewesen wäre, wovon man damals noch keine Spur sah. S. 87. — Von den guten Erziehungsanstalten zu Bellelay, wo der Abt sein Kloster zu einem Seminarium für den Adel in Elsas gemacht hat. Auch hier verbreitet sich Aufklärung, und Klosterunwissenheit wird verjagt. Es sind 60 Schüler da, die auch in Kriegsübungen vom Pater Placide unterrichtet werden, der ehemals Officier bey den Dragonern gewesen ist. — Von der reizenden Insel St. Peter auf dem Bieler-See, wo Rousseau 1765 eine Zuflucht suchte, aber nicht lange fand, und einige Anekdoten von ihm. — Eine halbe Stunde gegen Biel zu, hat die Natur bey dem Dorfe Traann (Douane) einen prächtigen Wasserfall gebildet, welchen Dunker in einem romantischen Blatte gestochen hat.

Im 15. Kap. kömmt der Verf. auf die Berge von Neufchatel, welche jetzt häufig von Reisenden besucht werden, weil man in diesem abgesonderten Winkel der Erde ein Volk findet, das ganz von Industrie und Künsten belebt wird. Die Kunst, die man hier vorzüglich in einem grossen Grade der Vollkommenheit treibt, ist die Uhrmacherkunst. Umständlichere Nachrichten von dieser merkwürdigen Gegend werden wir nächstens in der von Herrn Bernoulli in Berlin besorgten, ganz neu umgearbeiteten Schrift erhalten, die bereits

ereits 1766. französisch unter dem Titel: Decription des montagnes de la principauté de Neuchatel erschien. Die Urschrift beeht nur aus 8 Bogen. Seit der Zeit hat sich ber viel zum Vortheil dieser Gegenden geändert, aher die Uebersetzung über ein Alphabet betragen wird. Artig ist die Anekdote von dem so landverderblichen Lotto, welche zwar eigentlich nicht in nser Fach gehört, aber doch verdient bekannt emacht zu werden. Ein Einwohner von Locle, inem Orte in Neufchatel, legte, um seinen Landseuten das Verderbliche dieser unseligen Erfindung andgreiflich zu machen, ein Lotto an, darin nan Nüsse zusetzte. Es währte nicht lange so atte er alle Nüsse in der Gegend gewonnen. Man ehrte sich aber nicht daran, sondern setzte immer risch in das wahre Lotto, bis einer 30000 Livres ewann, und dadurch dem Bankerutt der Unterehmer veranlaßte. Wer patriotisch denkt, wird en Unternehmern von allen Lottos, dieser schleihenden Auszehrung eines Staats, von ganzem Herzen ein gleiches Schicksal wünschen.

Das 17 Kap. handelt ganz von Rousseaus Aufenthalte zu Motier in Val-de-Travers, wo die Briefe, welche er mit dem dasigen Geistichen wechselte, und noch einige andre eingeschaltet werden. Die Geschichte von dem, was sich amals mit diesem gelehrten und witzigen Abenheurer zugetragen, ist zu bekannt, als daß wir ie wiederholen sollten. — Von der Buchdruckeey zu Yverdon, und des Felice, eines Nea-

politikners wichtigem Unternehmung, die weitläuf-
tige, und viel Ueberflüßiges und Mittelmäßiges ent-
haltende Pariser Encyclopédie nachzuahmen.

Im andern Kap. des 2ten Theils kömmt [illegible]
W. auf den Zustand der Wissenschaften in Genf.
Bey Gelegenheit des wichtigen Buchhandels
macht er die Anmerkung, daß die Buchhändler
dieser Stadt, des ehemaligen Sitzes der refor-
mirten Orthodoxie, weswegen man sie das pro-
testantische Rom genannt hat, sich seit 17[illegible]
Bekanntmachung heterodoxer Schriften [illegible]
thümer erwerben. Die Physik, Chymie und
Naturgeschichte wird stark getrieben, [illegible]
Bonnet, Senetier, Saussure u. a. m. Be-
weise sind. Man hat Blitzableiter angelegt, ob
sie gleich einerley Schicksal mit der Inoculation
hatten, und vom gemeinen unwissenden Haufen
für Eingriffe in die Wege der Vorsehung gehal-
ten wurden. Der größte Theil dieses Kap. ent-
hält artige Anekdoten von Voltaire, den der
Buchhändler Cramer zuerst nach Genf zog.
Er lebte zu Colmar, wo Cramer ihn besuchte,
und ihm Vorschläge zu einer neuen Ausgabe sei-
ner Werke that. Er gefiel dem Dichter gleich,
so daß er ihn versicherte, er hätte ihm beym ersten
Anblick nicht für einen Buchhändler, sondern für
einen Feldmarschall gehalten. *Les Delices*, die
Wohnung des Voltaire bey Genf, ist bekannt
genug. Er lebte hier sehr gastfrey, statt daß er
vorher seit langer Zeit verschwenderisch im Witz,
aber geizig mit dem Gelde gewesen war. Er [illegible]

[illegible]tel.

te ein kleines Gesellschaftstheater, dirigirte die
uffühtrung der Stücke, spielte auch selbst Rollen
it, aber meistens mittelmäßig. Er vergaß zu-
eilen, daß er Zuhörer hatte, indem er spielte.
ines Tages machte er den Lusignan, und als
r Mitspieler bey den Worten: Soutiens-moi,
hatillon, vergaß ihn zu halten, sagte er ziem-
h laut und mit einem Tone voll Ungedult: Sou-
ens-moi donc. Auf seinem Guthe Ferney
ne Stunde von Genf bauete er eine neue Kirche
it der Ueberschrift: *Deo erexit Voltaire.*
ussen an der Kirche ließ er sich seine Grabstätte
bereiten, in Gestalt einer zugespitzten halben
yramide. Die Händel, die nach seinem Tode
ber sein Begräbniß in Frankreich entstunden,
nd bekannt.

Die *Delices* gehören jetzt dem Hrn. Tron-
hin, welcher wegen der Unruhen in Genf seine
Stadtbedienungen niedergelegt und hier seinen
higen Wohnsitz aufgeschlagen und ein vortreflich
emäldekabinet gesammlet hat. Vor 15 Jah-
n besaß er ein anders, wovon er ein raisonni-
ndes Verzeichniß drucken ließ, ehe die rußi-
he Kayserin ihm solches abkaufte. Seit der
eit hat er eine 2te Sammlung angefangen, wel-
e die vorige noch übertrift. Es sind vortref-
che Stücke aus den italienischen Schulen von
Schidone, Phil. Lauri, Carl Maratti,
Stella, P. Mola, darunter. — Stratonica und
ntiochus, ein herrliches Bild von Lairesse. —
Merkwürdig ist ein Prospekt von Genf, den

Tag nach der berühmten Escalade durch die Savoyschen Truppen 1602. Die Landschaft und Stadt hat Salomon ein Schüler von Adam Elsheimer (hier sehr unrichtig Eleymen genannt) und die zahlreichen Figuren Callot gemacht. Ein andrer Tronchin, welcher Procureur-General ist, besitzt auch eine auserlesene Samnilung meistens von niederländischen Meistern. Man trift dergleichen auch bey Mlle. Burlamaqui, Hn. Sellon und dem bekannten Maler Liotard an. Seit ungefehr 20 Jahren ist eine öffentliche Zeichenschule errichtet, die einer Stadt, wo so viele Künstler leben, denen die Zeichnung nothwendig ist, z. E. die Goldschmiede, Juwelirer, Ciseleurs 2c. den wichtigsten Nutzen leisten muß. Von der öffentlichen Bibliothek ist 1778. ein Catalog in französischer Sprache erschienen. Zu ihren Merkwürdigkeiten gehören: die wächsernen Tafeln, worauf die Ausgaben Königs Philipps des Schönen geschrieben sind, welche freylich nicht aus so vielerley Artikeln bestehen als die von Ludwig XIV. u. XV; Ein silbern Schild, ein Gebilde des Kaysers Valentinianus, welcher 1721 in der Arve gefunden worden; Eine Schachtel von Baumrinde, welche die durch ihre Reisen im Orient bekannte Lady Worthly Montague 1741. hieher geschenkt; und die Fragmente der berühmten Leda des Miniaturmalers Arlaud. Umständlich handelt der Verf. von den Verdiensten der Brüder de Luc um die Naturgeschichte.

Unter

Unter dem Artikel Lausanne redet der Verf. von dem Aufenthalte des Voltaire daselbst; zugleich hielt sich der große Haller auch hier eine Zeitlang auf, der von einem ganz andern Charakter war; inzwischen wohnte er doch zuweilen den Schauspielen bey, die unter der Aufsicht von Voltaire gegeben wurden. Eines Tages fällte Haller, beym Herausgehen, über die Entwickelung der Zaire, das feine passende Urtheil: Man habe noch wohl nie ein rendez-vous gegeben sehen, um sich taufen zu lassen. Bey dieser Gelegenheit theilt der Verf. zween Briefe mit, einen, den Voltaire bey einem gewissen gelehrten Streite den er mit andern hatte, an Hallern schrieb; und die meisterhafte Antwort des letztern, welche ganz des großen Mannes würdig ist. In der Folge wird von seinen mißlungenen Versuchen bey den Salzwerken zu Roche das Wasser durch die Sonne abdünsten zu lassen, wie in Italien, Spanien und Frankreich üblich ist, gehandelt.

Wifflisburg (franz. *Avenches*) ist der Ort in der Schweiz, welcher unter allen die meisten Alterthümer hat, bey welchen sich der Verf. umständlich aufhält. Die hier gefundenen Stücke von Säulen, Karniessen rc. zeugen von dem Wohlstande des Orts zur Römer Zeit. Man findet Arten von Marmor darunter, die in der Schweiz nicht einheimisch sind, woraus zu vermuthen ist, daß solche aus Italien hergeschaft worden.

Vornemlich hat man zu verschiedenen Zeiten wohl erhaltene Fußböden von Mosaik entdeckt, die aber dergestalt wenig geachtet worden, daß man nichts mehr davon sieht. Von einem der besten wird eine gemalte Zeichnung auf der Bibliothek zu Bern aufbewahret. Der Erbe des Namens und der Sammlungen des gelehrten Grafen von Caylus erhielt vor einigen Jahren die Erlaubniß ein noch wohl erhaltenes Stück dieses Mosaiks aufnehmen zu lassen: es zerbrach aber durch Unvorsichtigkeit der Arbeiter beym Herausheben, und gieng verloren. Man sieht noch den Umfang eines Amphitheaters, dessen innerer Platz dem Amtmann zum Obstgarten dient. Zuletzt müssen wir noch ein Urtheil des Verfassers anführen, das vielleicht nicht nach dem Geschmacke der Physiognomisten seyn dürfte. Bey Gelegenheit, daß er von einem gewissen empyrischen Arzte redet, setzt er hinzu: Un homme de lettre Zuricois, homme d'esprit, mais d'une imagination ardente, croit avoir inventé l'art de juger du caractere des talens et de l'Etendue des facultés de l'ame par la forme du nez et des oreilles: Ne sera t-il pas permis de juger les maladies par les urines? L'un est aussi sûr que l'autre. — Es scheint, daß wir wenigstens noch einen Band dieser interessanten Reisen zu gewarten haben, weil der Verf. gewisse Materien bis Bern verschoben hat, die noch nicht abgehandelt sind. An manchen Stellen ist es uns

bey

beynahe vorkommen, als gäbe sich der Verf. zu viel Mühe witzig zu schreiben. Zum Schlusse erinnern wir noch, daß von dieser Reise bereits 1782. eine Uebersetzung in 2 Bänden, gr. 8. bey Junius in Leipzig erschienen ist.

VI.

Miscellaneen artistischen Inhalts, herausgegeben von Joh. G. Meusel VIII–XIV. Heft. Erfurt 1781. u. 82.

Es sind noch einige Hefte dieser für alle Freunde der Kunst interessanten periodischen Schrift zurück, S. unsre Bibliothek B. 27. S. 325. die wir um so mehr nachholen müssen, da solche an Reichhaltigkeit zuzunehmen scheinen. Wir zeigen nur das Vornehmste daraus an.

VIII. Heft.

Die Betrachtungen des Ungenannten über Raphaels Gemälde und Manier verrathen einen denkenden Kenner, der tief ins Innere der Kunst eindringt. Der Endzweck ist zu zeigen, daß die Größe des Künstlers nicht so wohl in der Vorstellung der Leidenschaft selbst, als des Anfangs oder der Annäherung bestehe. Darin waren Raphael und Mengs groß: aber eben deswegen finden manche Nichtkenner in ihren Werken nicht Aus-

druck gemäß. Der Maler Cignaroli preiset die Reue des heil. Petrus für des Guido größtes Bild, weil man, wie er sagte, nicht sowohl die Reue als vielmehr den Anfang der Reue darauf sehe.

Leben Johann Holzers, eines der besten Geschicht- und Freskomalers, den Deutschland aufzuweisen hat; der aber viel zu früh für die Kunst starb. Man zählt ihn mit Recht zu den Augsburger Künstlern, weil er dort gelebt hat, wiewohl er eigentlich zu Burgrieß, unweit dem Benediktinerkloster Marienberg, 1709 gebohren, und des Klostermüllers Sohn war. Er war sechs Jahre lang Gehülfe und Mitarbeiter des augsburgischen Geschichtmalers Bergmüller, und radirte während der Zeit 4 herrliche Blätter, in Bergmüllers Verlag. Seine schönsten Werke trift man in der Abtey Schwarzach an, die er im 29ten Jahre malte. Er starb im 31ten Jahre, als er für den Kurfürsten Clemens von Cölln auf dem Lustschlosse Clemenswart arbeitete. Er ist ein Beweis, daß man auch groß werden kann, ohne Rom gesehen zu haben.

Brief über die Kaiserl. Bildergallerie, an deren Einrichtung und Vermehrung Hr. von Mechel noch immer arbeitet. Man sieht hier Bilder von Mutina, Theodoricus und Wurmser, die 150 Jahre über von Eyks Periode hinaussteigen. Mit dem Ausschuß dieser Gallerie, welches auch zum Theil schöne Stücke sind, wird das Presburger Schloß verziert. Ein anderweitiger Brief von Mechels Verdienste um diese Gal-

hallerie folgt in XI. Heft. S. 306. In den vermischten Nachrichten wird gemeldet, daß der Herzog von Gotha alle Handzeichnungen des berühmten Mengs besitzt, und im IX Heft wird gesagt, daß die rußische Kaiserin Mengs Gallerie und alle seine Kunstsachen durch dem Rath Reifenstein in Rom kaufen lassen. Nachricht von Tromlitz Flöten. Der Kupferstecher Sommerau zu Braunschweig giebt Blätter nach Raphaels Tapeten in Vatikan, und eben dieses Meisters schon öfter gestochene Gemälde im kleinen Farnesischen Palaste heraus. Verschiedne Medaillen von Abramson in Berlin. Trippel aus Schafhausen hat einen schönen Apoll in Rom gemacht, und dem Könige von Preussen ein sinnreiches allegorisches Basrelief über den Teschner Frieden geschickt. Der König schenkte es dem Minister von Herzberg, s. IX. Heft. S. 188. — Man hat von diesem auch einen Kupferstich.

IX. Heft.

Herr Chodowiecki setzt die Nachricht von seinen Arbeiten von 1780 an fort. — Die genaue Nachricht von der Künstlerfamilie Tischbein muß den Liebhabern der Kunstgeschichte desto angenehmer seyn, da die im deutschen Merkur 1781. S. 161. nicht genau und vollständig ist. Der Vater aller Tischbein war Johann Heinrich ein Becker, zu Kloster Haine in Hessen, welcher 7 Söhne hinterließ 1) Johann Conrad ein Schreiner, hat 3 Söhne die alle 3 Maler sind, 2) Johann

Heinrich, in Cassel, b) einer in Parchim und c) einer in Dresden. 2) Johann Valentin, Maler und Architekt, hinterließ 2 Söhne a) Ludwig, Architekt in Rußland b) Friedrich, Maler des Fürsten von Waldeck. 3) Johann, Mechanikus, hinterließ auch 2 Söhne a) Christian, Maler in Polen. b) Georg, Mechaniker in Cassel. 4) Johann Anton legte in Hamburg eine Zeichenschule an, und gab eine Anweisung zur Malerey heraus. 5) Johann Heinrich, der berühmteste unter allen Geschichtmaler zu Cassel. Seine Tochter Amalie, welche an Hrn. Kammerassessor von Apel verheurathet ist, wurde wegen ihrer Kunst 1780 in die Malerakademie zu Cassel aufgenommen. 6) Johann Jacob, Blumenmaler, hält sich zu Lübeck auf 7) Anton Wilhelm lebt als Hofmaler in Hanau, und malt Bildnisse auch in Miniatur.

Von dem Kunstboßirer Joh. Carl Schaumann in Nürnberg. — Von dem Flötenisten Liebeskind in Anspach. — Leben des Organisten Schrödders in Nordhausen. — Beytrag zur Geschichte der Kupferstecher Sadeler, vornehmlich was ihren Aufenthalt zu München anbetrift.

Endlich ist die Loriots Methode Pastellgemälde zu fixiren bekannt geworden. — Er erhielt bereits 1753. deswegen eine Pension von 1000 Livres, mit der Bedingung, sein Geheimniß versiegelt bey der Malerakademie zu Paris niederzulegen, um es erst nach seinem Tode bekannt zu machen. Sein Tod ist 1781. erfolgt, und die

[illegible] hat das Geheimniß in verschiedenen Journalen bekannt gemacht. Wir rücken das Wesentliche aus den Miscellaneen ein, damit dieses Verfahren, auch unsern Lesern, denen vielleicht jene nicht zu Gesicht kommen, bekannt werde. Man schaft sich eine feine Taschenbürste mit etwas kurzen Haaren an, und ein schmales Eisenblech etwa 6 bis 7 Zoll lang, welches man zweymal einbiegt, daß es die Form eines griechischen π erhält. An einem Ende wird es hernach noch etwas schnabelförmig umgebogen. Der Gebrauch wird die Einrichtung des Blechs verständlich machen. Alsdann löset man zwey Quentchen Fischleim, den man so fein als möglich schneidet, in einer Pinte des reinsten und klarsten Wassers auf; dieses Gemisch läßt man im Marienbade bis zur völligen Auflösung kochen, und filtrirt es durch. So lange dieser Leim noch heiß ist, gießt man soviel als man brauchen will, in eine Untertasse, und dazu noch einmal so viel reinen Weingeist, d. h. zu einem Theelöffel voll Leim, zwey voll Weingeist. Wer den Leim im voraus verfertigen will, wird wohl thun, wenn er etwas Sechstheil Weingeist damit vermischt, die Fäulniß zu verhindern. Diesen Weingeist muß man aber hernach von dem zweiten, den man vor dem Gebrauche zugießt, abziehen, oder alsdann so viel weniger nehmen. Hierauf stellt man das Bild, dessen Farben fixirt werden sollen, vertikal, oder in einer wenig geneigten Lage, auf eine Staffeley, oder an die Wand, [illegible] die [illegible]

in

in die Tasse mit der Mischung, streicht hierauf das Ueberflüßige mit dem umgebogenen Ende des Blechs wieder ab, indem man immer nach derselben Richtung darüber hinschabt, bis die Bürste fast nur blos feucht ist. Nun hält man die Bürste fast 8 Zoll vom Gemälde ab, schabt mit dem einen Winkel des Blechs über dieselbe hin, indem man ihre Haare etwas niederdrückt, allezeit in einer und derselben Richtung, ohngefähr so wie die Buchbinder ihr gesprengtes Leder machen: so wird, wie sich die Haare wieder aufrichten, ein feiner Dunst auf das Gemälde sprützen, der die Farben durchdringt, und beym Vertrocknen haftet. Hierbey muß man den Leim immer lau halten. Wenn das ganze Gemälde mit diesem Thau überzogen ist, so läßt man es trocken werden, und wiederholt alsdann die Operation auch wohl noch zweymal; mehrmal ist nicht nöthig, ob es gleich nicht schaden würde, 6 Schichten aufzulegen. Wollte man noch länger fortfahren, so würde alles freylich viel fester werden, allein das Gemälde würde seinen Sammet verlieren, worin doch der Vorzug desselben besteht. Hinter Glas muß es bey 3 Lagen immer noch gelegt werden, bey sechsen kan man es ohne Glas aufzuheben wagen. Auf diese Weise hat Loriot das Receptionsstück der berühmten Rosalba Carriera bey der Akademie nicht allein fixirt, sondern ihm auch sein ganzes erstes frisches Kolorit wieder gegeben. Dieses Verfahren verwahrt auch die Schimmelflecken auf den Gemälden, wie die Akademie in

ihrem

hren Certificat ausdrücklich erinnert, und läßt ich bey allen Arten von leicht zu verwischenden Handzeichnungen anbringen.

Unter den vermischten Nachrichten wird der Plan des le Prince angezeigt, welcher seine Manier mit Tusch lavirte Zeichnungen in Kupferstichen nachzuahmen, und andre neue Erfindungen von Kupferstichen mit vielen Kupfern herausgeben will. Der Subscriptionspreis ist 120 livres. — Der bekannte neue französische Dichter Colardeau könnte keine Farben, sondern nur eine Gradation von Licht und Schatten unterscheiden. Er zeichnete sehr gut, allein wenn er Farben auftragen wollte, so brachte er blau auf gelb, trug das grüne neben das rothe, ohne daß er seinen Irthum merkte.

X. Heft.

Von den Bildhauer Joh. Friedr. Pöhler in Arnstadt und seinen Werken. — Engelschalls weitere Erklärung seiner im 6ten Hefte mitgetheilten Gedanken über Ideal und Nachahmung, gegen eine Recension in den Erfurter gelehrten Zeitungen. — Gemälde-Ausstellung zu Cassel 1781. — Ein Schreiben aus Bern giebt Nachrichten von allerley neuen, meistens illuminirten, oder in der getuschten Manier gestochnen Blättern, von Aberli, Wocher, Trippel, Carl Hackert, dem Bruder des bekannten Landschafters in Rom, von Janinet nach Wagner rc. Nachrichten von Franz Hamilton, Churbayerischen Hofmaler,

aus

aus der bekannten um die Malerey verdienten Familie. Man sieht schöne Stücke in den bayrischen Lustschlössern von ihm. Der Churfürst läßt die berühmte Schleisheimer Gallerie, und den Schatz von Gemälden, der sich im Münchner Schlosse, und Nymphenburg befanden, nunmehr in eine neuerbauete Gallerie in der Stadt aufstellen: welche gewiß eine der schönsten in Europa werden muß.

Unter den Kupferstichen werden Chodowieckys satyrisches Blatt auf den jetzt so häufigen unerlaubten Buchhändler-Nachdruck: des berühmten Kapitän Cookes Tod, die herrlichen gestochenen und gemalten Prospekte von Rom von Ducros und Volpato, 5 Blätter von Verhelst in Mannheim zum Tasso angezeigt. Der Hr. von Erthal, Bruder des jetzigen Churfürsten von Maynz schenkte der dortigen Universität seine vortrefliche Kupferstich-Sammlung, die auf 100000 fl. geschätzt wird.

XI. Heft.

Dieser Heft fängt mit einem unterrichtenden Verzeichnisse der vornehmsten Künstler in Rußland an, welches um desto schätzbarer ist, weil die Kunst-Nachrichten von dorther eine seltne Erscheinung sind, und weil man sich vielleicht nicht so viel Beyträge aus einem sich erst bildenden Reiche vermuthet. Hr. Oberconsistorialrath Büsching in Berlin hat dieses Verzeichniß, aus den ungedruckten Nachrichten des Staatsraths von

Stählin

Stählin über die Malerkunst in Rußland, mit-
etheilt. Man findet Maler, Kupferstecher, Ar-
hitekten, Bossirer und Bildschnitzer darin; die
meisten sind freilich Ausländer, doch sind auch
inige Russen darunter.

Die Künstler aus dem Nachtrage der schwei-
erischen Künstlergeschichte werden in einem, mit
Geschmack verfertigten Auszuge von Köppeln an-
gezeigt, und zuletzt neue italienische Kupferstiche
bekannt gemacht. Angenehm ist der angehängte
Verlags-Catalogus des Kupferstechers Georg
Hackert in Rom; die meisten Blätter sind Pro-
spekte von Jacob Phil. Hackert.

Ankündigung einer zahlreichen Folge leiden-
schaftlicher Entwürfe für empfindsame Kunst- und
Schauspiel-Freunde durch von Göth. Wenn
die angekündigten Kupfer so geziert und pretiös
ausfallen, als der Stil der Ankündigung, so
möchte man das Studium der simplen Natur
wohl sehr darin vermissen. Hier ist ein Stück-
chen zur Probe: „Ich dürfte mich dabey auf die
wenige leidenschaftlichen Zeichner berufen, die ge-
wiß mit allen empfindsamen Menschen über die
Antheillosen Nachahmer seufzen, welche oft dem
polirten Parallelismum mannichfaltiger Grab-
stichelwendungen als die höchste Würde ihres Be-
rufs erkennen.„ Was diese Entwürfe enthalten
sollen, haben wir bereits im vorigen Bande der
Bibliothek S. 356. angezeigt. — Zuletzt noch
Nachrichten von der augsburger Kunstakademie.

XII.

XII. Heft.

Nachrichten von der Tonkünstler Familie Benda. Das durch die in der Kayserl. Gallerie vorhandenen Gemälde weit höher hinausgesetzte Alterthum der Oelmalerey hat Hrn. Hüsgen veranlaßt, die Oelgemälde der St. Michaels Kapelle zu Frankfurt am Mayn zu untersuchen. Es sind 7 Stücke, die Geschichte der Passion vorstellend, auf Holz und Glanz vergoldeten Grunde gemalt, mit lateinischen Ueberschriften, deren Charaktere verrathen, daß sie aus dem 13ten Jahrhunderte herrühren. Sie haben das Gepräge des gleichen Zeitalters mit denen von Thomas de Mutina, die auf dem Schloße Karlstein entdeckt, und nun in Wien aufgestellt sind. — Leben des Flötenisten Kleinknecht zu Anspach. — Rousseaus Denkmal bey Hr. Angent in Genf. — Die Verehrung des Herzens Jesu, ein sonderbares Gemälde von des bekannten Römers Pompeo Battoni Hand. Er mußte es auf Befehl der frommen Königin von Portugal verfertigen. Man sieht, was für Mühe es dem Künstler gekostet, etwas Schickliches über einen für die Kunst so untauglichen Gegenstand auszuführen. Mit diesem Heft ist der 2te Band geschlossen, und deswegen ein Register beygefügt.

XIII. Heft.

Neue Kupferstiche aus Wien. 19 Blätter Wiener Prospekte von Ziegler und Schulz. Sie

Sie haben sich insonderheit bemüht bey allen das Kostum und die National-Kleidungen auszudrücken. Auf Pränumeration kostet das Blatt fl. 48 Kr. sie sind ausgemalt, in der Queere gestochen und fallen gut in die Augen. — Nachrichten von dem Maler Joh. Jak. Motteulei-er. — Kupferstiche von Sinzenich Hofkupferstecher zu Mannheim. Er hat sich viele Jahre in London aufgehalten, und unter der Leitung des großen Bartolozzi und andern berühmten Kupferstechern gebildet, und sich seit 4 Jahren in gedachter Stadt niedergelassen. Seine Blätter sind zum Theil in schwarzer, rother, und anderer Farben abgedruckt. Seit seiner Zurückkunft hat er 5 Stücke geliefert: einen Christuskopf, und eine Madonna, beyde nach Carlo Dolci; die Schauspielerin Brandes, als Ariadne nach Graf; die Vestalen nach Sconians, und die heil. Cäcilia nach Dominichini, (vermuthlich Domenichino). Es ist Schade, daß die oft undeutlich geschriebenen Handschriften nicht selten Druckfehler bey den Namen in den Miscellaneen veranlassen, die leicht zu Irrungen in der Künstlerhistorie Gelegenheit geben können. Zu diesen Blättern kommen im 14ten Heft noch zwey hinzu, Zemire nach Cipriani, und Emilia nach der Angelica Kaufmann, beyde in der Manier wie mit schwarzer Kreide, vortreflich weich und sanft gearbeitet.

Sehr willkommen ist das Verzeichniß einiger verstorbenen und noch lebenden Künstler, wel-

che in der neusten Ausgabe von Füeßli Lexicon fehlen; oder nöthige Zusätze erhalten. Es enthält manche Nachrichten von jetztlebenden Meistern, die man insgemein, weil sie noch leben, am wenigsten erfährt. Unter andern finden wir hier eine hinlänglich Nachricht von dem Baron von Götz aus Siebenbürgen, dem Sohne eines verstorbenen Kayserl. Obristen, welcher die im XI. Heft angeführten Leidenschaftlichen Entwürfe angekündigt hat. — Diesem Verzeichnisse folgt noch eine Anzeige oder Zusätze zu Füeßlins Lexicon, welche nur ganz kurz angegebne Künstler enthalten.

XIV. Heft.

Fängt mit einer weitläuftigen Beschreibung des Begräbnißmonuments der heil. Elisabeth zu Marburg an. Darauf folgen umständliche Nachrichten von dem verstorbnen Künstler Franz Schütz, einem Manne von so sonderbaren Charakter, daß man dergleichen wohl wenig antrift. — Von dem Maler Georg Gläser. — Von dem Kupferstecher und Naturmaler Johann Jak. Müller in Hanau, und seinen Werken. Zu wünschen wäre es, daß die Masse, deren S. 115. gedacht wird, bekannt gemacht würde. Sie gleicht dem Sandsteine, und ist so hart, daß nicht nur Figuren daraus gehauen, sondern auch andre Arbeiten von Sandstein daraus verfertigt werden können, und hält die Witterung unverändert aus. — Hr. Naumann, Bruder unsers berühmten Kapellmei-

ellmeisters in Dresden, und würdiger Schüler von Mengs ist aus Rom zurückgekommen, und in Anspachische Dienste getreten. — Der berühmte le Prince ist gestorben: seine Platten 160 Stück haben die Kupferhändler Basan und Chereau n sich gekauft. Sonst kostete sein Werk nach getuschter Zeichnungsart von 70 Blatt, 150 Livres, ie geben es aber für 112. Sein Werk, dessen X. Heft gedacht worden, ist nicht zu Stande ekommen. Aber sein Geheimniß, wie die geistreichen Blätter in brauner Manier verfertiget erden, hat er seiner Nichte hinterlassen.

VII.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Berlin. Die hiesige Akademie hat den verdienstvollen berühmten Hrn. Bernhard Rode zu ihrem Präsidenten statt des letztverstorbenen Le Sueur einmüthig erwählet. Dieser vortreffliche Mann hat unlängst die übrigen sechs großen radirten Blätter, zu den 12. von uns zu seiner Zeit angekündigten, aus der deutschen Geschichte, in halb groß Folio geliefert. Was für Einsicht und Kunst in der Zusammensetzung und Gruppirung dieser Vorstellungen lieget, kann

nur der Kenner beurtheilen. Eine vollständiges Verzeichniß aller seiner radirten Blätter, nach seinen eignen historischen Gemälden und Zeichnungen findet man unter diesem Titel in Berlin bey L. P. Wegener 1783. abgedruckt.

Ebend. Ein wahrer Verlust für die Künste ist der Tod der Mad. Therbusch, und ihr Andenken verdient bey der Nachwelt erhalten zu werden.

Leben der jüngst verstorbenen Madame Therbusch in Berlin.

Anna Dorothea von Lisewska, verehelichte Therbusch, ward den 19 Jul. 1722 zu Berlin geboren. Die ersten Anweisungen in der Kunst hatte sie zwar von ihrem Vater, einem geschickten Bildnißmaler erhalten; doch kann man sagen, daß die Ausbildung ihres Talents, gleich einem Correggio, lediglich ihr eigenes Werk war, und dieß verdient um so mehr Bewunderung, da sie nach ihrer Verheurathung, die frühzeitig geschah, und wodurch sie in ein weitläuftiges Hauswesen versetzt ward, gar nicht dazu bestimmt war, aus der Malerey ihr weiteres Geschäfte zu machen. Denn, ihre Schwiegermutter, eine in ihrer Art ganz schätzbare, im übrigen aber nur sehr gewöhnliche Frau, konnte sich nicht überreden, daß ein Frauenzimmer zu was mehrerm fähig sey, als Kinder zu gebähren, und die häuslichen Angelegenheiten zu besorgen. Bey einem solchen Vorurtheile, und Entfremdung von den Musen,

wurde

urde ihre in der Haushaltung ganz unerfahrne
mnge Schwiegertochter, von ihr mit allem Ernst
azu angehalten. Ob nun gleich letztere sich
hrem Schicksal unterwarf, so waren doch diese
Geschäfte für ihren Geist viel zu klein, der sich
naufhörlich mit Bildern, und Auftritten aus
em menschlichen Leben beschäftigte, die sie
st im Verborgenen zu entwerfen unternahm.
Nach jener ihrem Tode erhielt sie mehr Freiheit,
hrer Neigung zu folgen, da ihr Gatte, ein
Mann von Verstande, wohl einsah, daß es hart
eyn würde, dergleichen Anlagen zu unterdrücken.
Es wurde ihr also erlaubt, Pinsel und Pallette
wieder zu ergreifen, jedoch wollte er die Kunst bloß
ls eine Nebensache behandelt wissen, und dieß
mußte auch anfänglich von ihr um so mehr gesche-
en, da die Geburten vieler Kinder und die dar-
auf eingetretene kränklichen Umstände ihr wenig
Zeit übrig ließen, sich der Kunst ganz zu wid-
men. In der Folge aber, als sie sich von die-
en Hindernissen befreiet sahe, erwachte ihr Trieb
mit verneuten Kräften, und nun hub sich die erste
und merkwürdigste Epoke ihres Lebens an. Fest
ntschlossen, nicht mittelmäßig zu bleiben, son-
dern den möglichsten Grad der Vollkommenheit
zu erreichen, studirte sie das weitläuftige Feld der
Malerey mit unablässiger Emsigkeit. Zehn
Jahre lang war sie für die menschliche Gesellschaft
so gut als todt, indem sie, aller Vorstellungen ihres
Mannes ungeachtet, mit ihrer ganzen Seele,
sich der Kunst widmete. In diesem Zeitraume

war es, da sie, ohne allen Rath und weitere Anleitung irgend eines Künstlers, meisterhafte Bilder aus sich selbst schuf, worunter vornämlich ein groszes Gemälde ihrer Familie und ein Nachtstück zu rechnen sind. Als sie endlich die Thüre ihres freiwilligen Kerkers wieder geöfnet hatte, und durch jene Arbeiten bekannter wurde, fand sich unter den Bewunderern ihres Talents, ein gewisser würtembergischer General, der im siebenjährigen Kriege in preuszische Gefangenschaft gerathen war. Dieser war der Urheber der zweiten Epoke ihres Lebens, der ihr nämlich den ersten Wink gab aus der Dunkelheit auf den Schauplatz der Welt hervorzutreten. Sie unternahm also, auf sein Anrathen, nachdem sie vorher nicht wenig zu kämpfen hatte, sowohl die Einwilligung ihres Mannes zu erhalten, als sich von den Ihrigen zu entfernen, im Jahr 1761. eine Reise nach Stuttgard, an welchem Orte sie sich über zwey Jahr aufhielt, und nicht nur vom Herzoge, sondern auch vom Publikum, worunter sich damals eine Menge fremder, durch den Aufwand des Fürsten dorthin gelockter Personen befand, mit Arbeit überhäuft und zugleich von dort aus in das Institut der freien Künste zu Bologna aufgenommen wurde. Der glückliche Erfolg dieser ihrer ersten Ausflucht hatte sie bereits am Churpfälzischen Hofe bekannt gemacht, welches sie bewog, auch eine Reise nach Mannheim zu thun. Hier ward sie nicht nur aufs schmeichelhafteste empfangen, sondern ihr Talent erhielt auch durch

das

das von ihr verfertigte Bildniß des Churfürsten einen solchen Beyfall, daß er sie, außer einer reichlichen Belohnung, noch mit dem Patente als Hofmalerin begnadigte. Nach ihrer Zurückkunft in Berlin war sie hauptsächlich damit beschäftigt, drey bestellte große historische Gemälde, die Erstlinge ihres Pinsels in diesem Fache der Malerey, zu verfertigen, nemlich eins für den Churfürsten von der Pfalz, und zwey für den Herzog von Würtemberg. Das erstere stellte die Geschichte des Waldgottes Pan und der, in Schilf verwandelten Nymphe Syrinx vor; die beiden letztern, Venus und der sterbende Adonis, und die, vom Theseus auf der Insel Naxos verlaßne Ariadne, wie sie Bachus antrift. Benannte Stücke vollendete sie nebst verschiedenen andern Bildern, welche die besondere Fertigkeit ihres Pinsels mit vieler Geschwindigkeit, nämlich in Zeit von anderthalb Jahren lieferte, wofür sie ebenfalls fürstlich belohnt wurde, und da sie in ihrer Laufbahn bereits jene Fortschritte gemacht hatte, so beschloß sie nunmehro eine Reise nach Frankreich. Diese trat sie im Jahr 1765. an, und ging nochmals über Stuttgard, von wannen sie der, in der Nähe residirende Fürst von Hohenzollern Hechingen zu sich berief, um sein Bildniß zu malen. Nach Endigung dieser und noch mehreren Arbeiten, die sich dort für sie fanden, setzte sie im folgenden Jahre die Reise nach Paris fort, und nun gieng ihre dritte große Epoke an, die jedoch leider! nicht so glücklich als die vorhergehende, vielmehr

der Anfang vieler Widerwärtigkeiten war, welche sie in den übrigen Tagen ihres Lebens erfahren mußte; denn ob sie gleich schon vor ihrer Ankunft in Paris als eine wahre Künstlerin angekündiget war, so wurden ihr doch nicht wenige Schwierigkeiten gemacht, um den Haupt-Endzweck ihrer Reise zu erreichen, nemlich in die Königl. Akademie, als eine der ersten und berühmtesten, aufgenommen zu werden. Es fanden sich zwar unter deren Gliedern Viele, die ihr gleich alle Gerechtigkeit wiederfahren ließen, andere hingegen wollten in Zweifel ziehen, ob sie die mitgebrachten Arbeiten, worunter sich auch das vorhin gemeldete, vorzüglich in die Betrachtung genommene Nachtstück befand, würklich selbst verfertiget hätte. Solche kecke Pinselstriche, solche schöne Töne, und ein solcher herrlicher Teig der Farben waren, nach dem Urtheile dieser Zweifler, Sachen, die eine männliche Hand verriethen. Sie war also genöthiget, das Gegentheil erweislich zu machen, und dieß geschah vermittelst gerichtlicher Vernehmung derjenigen Personen die sie in ihrer Werkstatt gewöhnlich besucht hatten, und welche als Augenzeugen der Entstehung und alleinigen Vollendung jener Bilder, die Wahrheit bekräftigten. Ihr edler Ehrgeiz war indessen dadurch so wenig befriediget, daß sie sich vielmehr entschloß, noch zum Ueberflusse, ein ähnliches Gemälde zu verfertigen, und hier übertraf sie ihre eigene Erwartung, da dieß letztere, sowohl in Ansehung des Geschmacks als der künstlichen

lichen Beleuchtung, vor erstern den Vorzug verdiente. Nachdem sie solchergestalt nunmehro alles geleistet hatte, was nur ab seiten der Kunst von ihr verlangt werden konnte, wurde sie endlich und zwar durch eine fast einmüthige Wahl in jene Gesellschaft aufgenommen, und das neu verfertigte Gemälde zu ihrem Receptionsstücke aufbehalten.

Nun konnte sie billig erwarten, daß das Pariser Publikum, bey ihrem, von dem dortigen Richtstuhl der Kunst selbst anerkannten wahren Talente, begierig seyn würde, Bilder von einem solchen weiblichen Pinsel, wenigstens der Seltenheit wegen, zu besitzen. Allein dieses Glück sollte ihr nicht zu Theil werden. Kurz, nach einem drittehalbjährigen, für ihr widriges Geschick viel zu langen Aufenthalte in Paris, in welcher Zeit sie unter andern Cabinetstücken, die sie dort mit Mühe unterbrachte, auch ein großes historisches, die Geschichte des Jupiters und der Antiope vorstellendes Gemälde verfertigte, und welches der dasige rußische Gesandte, Fürst Gallizin, ihr einziger wahrer Gönner, für die kaiserliche Bildersammlung in Petersburg kaufte, verließ sie jene große Stadt, in der sie so wenig Zufriedenheit genossen hatte, und ging von dort nach Brüssel. Hier war sie jedoch, die Vortheile ausgenommen, die sie in der Kunst durch das Studium der vortreflichen niederländischen Schule dennoch erlangte, nicht viel glücklicher, noch weniger aber in Holland; inzwischen wiederfuhr ihr dort, als sie schon im Begrif war, ihre Heim-

reise anzutreten, aus Paris noch die unverdächtigste Genugthuung, von dem Marquis d'Argenson, ehemaligem französischen Staatsminister, durch ein in den verbindlichsten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben aufs angelegentlichste ersucht zu werden, sich nach Frankreich wieder zu begeben, um das Gemälde seiner Familie, welches er von keinem andern Pinsel als dem ihrigen besitzen wollte, zu verfertigen. So sehr nun auch ihre Ehrbegierde durch eine solche schmeichelhafte Einladung gereizt würde, jenem Verlangen zu willfahren; so wenig war doch ihr Herz vermögend, der Sehnsucht nach den Ihrigen, die sie jetzt aufs heftigste empfand, länger zu widerstehen. Sie kehrte also, nachdem sie inmittelst auch in der Kaiserl. Königl. Akademie zu Wien aufgenommen worden war, endlich im Jahr 1770. nach vielen, ihrer Familie nie ganz entdeckten Trübsalen, und da sie zuletzt sogar sich genöthiget sah, beträchtliche Wechsel von Hause kommen zu lassen, in ihre Vaterstadt abermals zurück, und nun fieng die vierte und letzte Epoke ihres Lebens an. Erfreut, entzückt sich in dem Schooße der Ihrigen nach einer so langen Abwesenheit wieder zu befinden, war ihre Seele, anfänglich von dem Gedanken weit entfernt, die Gunst des Glücks jemals wieder zu erlangen, da der Erfolg ihrer letztern Reisen ihren Erwartungen so wenig entsprochen hatte, bis sie endlich dennoch den Entschluß faßte, sich durch ihre Arbeit dem Monarchen zu nähern. Sie verfertigte zu dem Ende ein historisches Gemälde im

Kleinen,

Kleinen, dessen Vorstellung die vierte Ode des Anakreons zum Gegenstande hatte. Zitternd wagte sie es, dieses Bild zum Throne gelangen zu lassen: doch Friedrichs Blick, vor dem sie sogleich erscheinen mußte, stralte mit Huld auf sie herab. Aus seinem Munde selbst vernahm sie den lauten Beyfall ihres Talents, der sie gleichsam in ein neues Leben zurück rief. Er befahl ihr, noch ein anderes historisches Gemälde zu verfertigen; dieß war, Venus aus dem Bade kommend, von ihren Nymphen bedient, Figuren in halber natürlicher Größe. Solches erhielt ebenfalls den höchsten Beyfall, und hierbey blieb es nicht, sondern sie mußte noch ein drittes Gemälde, jenem zum Nebenstücke, verfertigen; dieß letztere war, nach der ihr überlassenen eigenen Wahl, Diana von der Jagd kommend, die ihren Unwillen äußert, daß sie ihre Nymphen zu ihrer Bedienung nicht in Bereitschaft findet, womit der Monarch nicht minder zufrieden, und überhaupt von ihrem Pinsel nunmehro dergestalt eingenommen war, daß er auch durch sie sein Bildniß in Lebensgröße für den Marggrafen von Anspach malen ließ. Diese Freudenszeit wurde aber bald nachher in eine Trauer-Scene verwandelt, da ihr Mann zu Ende des Jahres 1773. ihr durch den Tod plötzlich entrissen ward.

Der Verlust dieses geliebten Gatten war ihr um so schmerzlicher, indem ihre einzige Tochter bereits verheurathet war, und die Last des Hauswesens, um welches sie sich bis dahin gar nicht mehr be-

küm-

kümmert hatte, jetzt auf sie allein zurück fiel. Indessen, um sie in ihrem Wittwenstande einigermaßen zu trösten, segnete die Vorsehung ihr Talent aufs neue, und zwar durch große Bestellungen, die ihr vom rußischen Hofe gemacht wurden. Dieß waren die Bildnisse der Königl. Familie in Lebensgröße, sieben an der Zahl, welche sie mit aller Pracht und Würde dieser erhabenen Gegenstände, und mit einer ihr ganz eigenen Art zu schmücken, in anderthalb Jahren vollendete, und die auch, da sie öffentlich zu sehen waren, fast allgemein bewundert wurden. Die vorgemeldeten historischen Gemälde befinden sich in dem neuen Königl. Schlosse zu Potsdam, und das für den Monarchen zuletzt verfertigte, war Iphigenia, wie sie von ihrem Vater Abschied nimmt, um zum Opfer geführet zu werden, ein Gemälde von sehr beweglichem Ausdruck, welches für den Grafen von Hotiz in Schlesien, einen Günstlinge des Königs, bestimmt war.

Nach allen diesen sowohl gelungenen Arbeiten, und da Friedrich selbst ihren Werth erkannt hatte, war sie nunmehr auf den höchsten Gipfel der Ehre gestiegen; und doch brachte es der Eigensinn ihres widrigen Schicksals so mit sich, daß sie bey ihren Mäcenaten abermahls in Vergessenheit gerathen mußte. In dieser Prüfungszeit, verfertigte sie unter andern zwey Gemälde, die alles übertrafen, was ihr Pinsel je hervor gebracht, und die ihren vorhin erworbenen Ruhm vollkommen bestätigten. Das eine war

ihr

ihr eigenes Bild in einem Kniestücke, an einem offenen Fenster sitzend, mit einer, den Entwurf einer Zeichnung überdenkenden Miene, die sie auf das vor sich habende Papier bringen will. In diesem Bilde ist Natur und Geschmack aufs herrlichste vereiniget. Das andere Gemälde war eine junge weibliche Person in einem Bruststücke, welche ihre Andacht verrichtet, und aus deren Blicke, ob sie gleich in reitzender Schönheit und weltlicher Pracht dargestellet ist, dennoch hervorstrahlt, daß ihr die Heiligung ein wahrer Ernst sey. Diese vortrefliche Bilder hiengen lange in guter Ruhe, ohne gesehen zu werden, bis endlich nach der Abreise eines gewissen Kunstgenossen, diese unglückliche Frau wieder aufgesucht wurde, und nun war sie gleichsam als eine neue Erscheinung, die wahre große Künstlerin, von deren Pinsel ein jeder sein Bild auf die Nachkommenschaft gebracht wissen wollte. Allein es war zum Theil zu spät, ihre beste Jahre waren dahin, ihr ohnehin zarter Körper durch Gram und Sorgen geschwächt, und da ihre Nerven bey der überhäuften Arbeit zu sehr angegriffen wurden, mußte sie endlich derselben unterliegen. Sie starb am 9. November 1782. im 60sten Jahre ihres Alters an einer Auszehrung, nachdem sie noch kurz vor ihrem Krankenlager das Familiengemälde des Prinzen Ferdinand von Preußen, von welchem Hause sie besonders geschätzt und bedauert wurde, mit aller Kunst ihres Pinsels vollendet hatte. Von ihren historischen Gemälden befinden sich

auch

auch in der Herzogl. Braunschweigschen Gallerie zu Salzdahlen zwey Brustbilder, eine Kleopatra und eine Vestale, wovon das erstere in Absicht des starken Ausdrucks von Verzweiflung und Todesschmerz einen vorzüglichen Werth hat.

Sie war in allem Betracht eine seltene und verdienstvolle Künstlerin. Ihre Werke verdienen, in Ansehung der schönen Harmonie des Ganzen, des guten Verständnißes, vom Helldunkeln, der über alles ausgebreiteten Grazie, den Werken der größten Meister an die Seite gestellt zu werden. Das Nackende malte sie immer schön und wahr, und alles mit einem markichten und männlichen Pinsel; ingleichen auch vortrefliche Gewänder. Ueberhaupt aber hatte sie den durchdringendsten Verstand, das feinste Gefühl und den edelsten Charakter, der sich bey allen ihren Schicksalen nie verleugnete. Diese Vorzüge vermehrte sie noch durch eine außerordentliche Wißbegierde, zu deren Befriedigung sie in ihren jüngern Jahren oft den größten Theil der nächtlichen Zeit mit Lesung nützlicher Schriften zubrachte, und wodurch sie sich Kenntniße in vielen Fächern erwarb. Kurz ihr Geist war unaufhörlich beschäftiget, und ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit behielt sie, aller ihrer Leiden ungeachtet, bis an das Ende ihrer Tage.

Breslau. Die Errichtung des neuen Schauspielhauses allhier, die man den 30ten May vergangenen Jahres anfieng, ist nunmehr völlig geendiget, und den 26ten December von der Wäserischen

chen Schauspielergesellschaft eingeweiht worden. Der Herr Krieges- und Oberbaurath Langhans, dieser berühmte Architekt hat nicht nur den Riß dazu entworfen; sondern es ist auch der ganze Bau vom Anfange bis zu Ende unter seiner Aufsicht geführt worden. Das Haus steht auf eben dem Platze, wo das alte Schauspielhaus stund. Es ist aber um 12 Fuß 8 Zoll, gegen das Alte gerechnet, erweitert worden, und eben deswegen hat auch mehrentheils ein ganz neuer Grund dazu gelegt werden müssen. Die äußere Faciade ist nach der dorischen Säulenordnung mit Bogenstellungen und Nischen verziert. Die Form, sowohl der Schaubühne als des Platzes für die Zuschauer, ist mehr nach Art der italienischen, als der englischen oder französischen Theater eingerichtet. Die Oefnung der Schaubühne ist 28 Fuß breit, 20 Fuß hoch und die größte Tiefe der Bühne 45 Fuß. Vier ionische Säulen, zweye rechts und zweye links, welche oben mit ihrem Gebälke geschlossen sind, und woran 4 Kragsteine angebracht sind, formiren das Proscenium. Zwischen diesen Säulen steht auf der einen Seite die Tragödie und auf der andern die Bildsäule der Komödie vom Hrn. Echtler, aus Gips gearbeitet und auf Marmorart geschliffen. Ueber dem Gesimms halten 2 Genien eine Cartouche, ebenfalls von Hr. Echtler gefertigt, worauf sich eine Innschrift befindet. Das Theater bestehet aus 6 Coulissen auf jeder Seite, ohne das zu rechnen, was zum Proscenium gehört. Hinter jeder Coulisse steht eine starke Leiter bis

ans

ans Gebälke befestiget, dergestalt, daß erfoderlichen Falls bis an den obersten Theil der Coulisse herauf gestiegen werden kan. An die Coulissen selbst sind jederzeit die dazu gehörige Deckenstücke mit leichtem Lattenwerke, ohne Kloben, Räder oder Seile, dergestalt gebunden, daß jede Coulisse im Weggehn ihr Deckenstücke mitnimmt, und bis auf die bestimmte Höhe sinken läßt. Bey der Construction des beweglichen Theaters hat man vorzüglich alle mechanische Vortheile angewendet, und ist von denen bisher bekannten Einrichtungen sehr viel abgegangen. Und ob gleich die Scenen und die dazu erfoderlichen Coulissenbogen eine Höhe von 30 Fuß haben, so kan man solche doch mit der größten Leichtigkeit vorwärts und rückwärts schieben. Zwey Wellen mit 2 Rädern und einem Trillig, an welchem sich eine Corde befindet, und welche unter dem Theater angebracht sind, setzen das bewegliche Theater in eine gemächliche und gleichförmige Bewegung, und diese wird in 2 bis 3 Secunden durch 2 Menschen ohne das geringste Geräusch verwandelt. Die Hinterwände am Schlusse der Schaubühne, welche bey andern Theatern aufgerollt, und durch die darüber laufende Linien sehr verdorben werden, heben sich hier mit größter Leichtigkeit, ohne gerollt zu werden, in die Höhe. Und auf gleiche Weise wird auch der vorderste Vorhang aufgezogen. Bey Vorstellung eines Gartens oder öffentlichen Platzes kan eine Fontaine producirt werden, welche 13 bis 14 Fuß hoch aus verschiedenen Aufsätzen springt.

Alle

lle Verzierungen, die zu diesem Theater ge-
ren, sind ganz neu und zwar theils von Hrn.
impfel, theils von Hrn. Jevigny gemahlt
rden. Zu dem Hauptvorhange hat Hr. Rode
Berlin den Entwurf gemacht, und die Aus-
hrung desselben ist durch Hrn. Rosenberg ge-
ehen. Es wird auf demselben der Tempel der
chauspielkunst vorgestellt. Durch dessen ofnes
ortal sieht man in demselben die Bildsäulen der
rühmtesten Dichter alter und neuer Zeit: an
r Faciade desselben aber die Tanzkunst und
usik. Die Göttin des Schauspiels läßt sich
it ihrem Gefolge über einem Altar, auf wel-
em das Feuer angezündet ist, herunter. Der
enius von Breslau bringt in Begleitung von
rschiednen Kindern das Opfer auf den Altar.
inter der Schaubühne befindet sich ein Zim-
er mit 6 besondern Cabinettern. Diese
d zum Ankleiden, theils für die Schauspieler,
eils für die Schauspielerinnen bestimmt. Das
rchester ist in der Mitte etwas ausgebogen. Un-
r dem Fußboden desselben befindet sich ein Ge-
ölbe, dessen Bogen unterwärts gekehrt ist, und
eses ist mit einem leichten Breterboden belegt,
m dadurch der Musik mehr Resonanz zu geben.
inter dem Orchester folgt das Parterre, welches
h hinten mit denen, in Zirkelbogen laufenden
nd nach und nach erhöhten Bänken an die Logen
schließt. Mittelst dieser Erhöhung des Par-
rre kan jeder Zuschauer nunmehro über den vor
m sich befindenden Zuschauer wegsehn, und auf

jedem Platze des Parterre hat jeder Zuschauer nach dem Theater eine freye Aussicht. Zur Seite des Parterre sind auf jeder Seite 3 Logen, welche 2 Fuß über dem Parterre erhaben sind. Und diese Logen machen den ersten Rang Logen aus. Ueber diesen ist der zweite oder der Hauptrang Logen, welcher vor den Unterlogen 3 Fuß mit der Brustlehne vorspringt, und von hölzernen Säulen getragen wird, die einen starken und festen Grund von Mauerwerk haben, welcher das Publikum, wenn sich auch noch so viele Zuschauer auf den 2ten und 3ten Ranglogen befinden sollten, völlig sichert. Die Abtheilungen der zweyten Ranglogen, sind aus dem Punkt, wo der Haupt Acteur steht, gezogen, jedoch gegen die Brustlehne mit einer ablaufenden Schweifung gemacht, dergestalt, daß diese Scheidewände die Gesichtslinie gegen das Theater nicht im mindesten hindern. Der dritte Rang Logen, welche man auch vorher die Gallerie zu nennen pflegte, ist bis an die Tragesäulen zurück gezogen. Und eben deswegen der darunter befindliche 2te Rang mit einer leichten über denselben vorspringenden Bedachung, welche Gewölbeförmig gemacht, und von Kariatiden, die Herr Echtler verfertiget, unterstützt ist, gedeckt. Die Logen sind Seladongrün angestrichen, die Brüstungen laquirt, und mit vergoldeten Leisten verziert. Ihre Brustlehne ist mit einem roth wollenen Zeuge gepolstert, und macht gegen den grünen Anstrich der Logen eine sehr gute Wirkung. Die Decke ist Gewölbeförmig

und

iusgeschaalt und auf antike Art mit Vertie-
ungen in Rosetten gemacht. In der Mitte hat
elbige eine runde Oefnung, wodurch ein Kron-
euchter herab gelassen wird, welcher das erfoder-
iche Licht verbreitet, wann der Vorhang des
Theaters herunter gelassen ist. Auf den Haupt-
ranglogen geht man durch doppelte halb Zirkel-
äßige massive Treppen. Hinter diesen Treppen
nd die beyden auf gleiche Art geformte Treppen
im 3ten Range angebracht. Und bey dem Her-
usgehn hat jede dieser Treppen ihr eigene Thüre,
id überhaupt das ganze Haus 7 Ausgänge.

Bern. Hier hat Aberli 10 kleine allerlieb-
: Blätter in seiner ihm bekannten Manier ver-
laßt, und er giebt die angenehme Hoffnung,
von Zeit zu Zeit durch ein neues Zehend zu
rmehren: „Auf verschiedenen Reisen, die ich
er Kunst wegen gemacht, sagt er in einem
Briefe an unsern Dresdner Hr. Zingg *), habe
h eine beträchtliche Anzahl in Aussichten nach
er Natur gesammelt: von diesen bin ich Wil-
ens eine gewisse Anzahl nach und nach in dem
ormat gegenwärtiger 10. Blätter herauszuge-
en. Solches wird mit Hülfe meines Freun-
es Hrn. Rieters geschehen; welcher die Hälfte

 „dieser

) Er giebt selbigen mit diesen Blättern zugleich un-
ter dem Titel: Sammlung einiger Aussichten in
der Schweiz, nach der Natur gezeichnet, Bern
zu finden bey Aberli und Rieter, in Noten-
format 1782. aus.

„dieser 10. Stücke, so wie ich die andre Hälfte, „radiret hat.“ — Die gegenwärtigen beziehen sich alle auf eine Reise, die Hr. Aberli 1774 nach dem Lac de joux gemacht hat. Die kleine Geschichte dieser Reise macht den Inhalt der auf 19 Seiten gedruckten Bogen aus, und enthält interessante malerische Anmerkungen, wie sie von zwey so braven Künstlern zu erwarten sind.

Obgedachter Rieter hat auch eine kleine Sammlung, noch von kleinern Darstellungen unter dem Titel: Petites Vuës choisies pour ceux qui commencent à dessiner prises d'après nature par *J. L. Aberli* et gravées par *H. Rieter*. Premier Cahier herausgegeben, welches 4 Blättchen enthält.

Noch sind auch von Hr. Aberli zwey sehr große vortrefliche Landschaften Vue du Cerlier et du Lac de Bienne; und Vue d'Yverdon, prise depuis Clindi, geliefert, die am Werthe nicht nur seinen vorigen gleichen, sondern sie beynahe übertreffen.

In derselbigen Manier sind verschiedene Vorstellungen schweizerischer Landschaften und Städte von Hackert, Dunker, Wolf und andern erschienen, deren Verdienst verschieden ist.

Neue

Italien.

Neue Kupferstiche und Schriften die Kunst betreffend.

Cesena. Storia Antica del Messico ca-
ta da' Migliori storici spagnuoli, e da'
anoscritti, e dalle Pitture antiche degli
diani; divisa in dieci Libri, e correda-
di Carte Geografiche, e di varie figu-
: e Dissertazioni sulla Terra, sugli Ani-
ali, e sugli Abitatori di Messico. Opera
el Abate D. *Francesco Saverio Clavigero.*
'omo I. 206 Pages, 4to. Dieß Werk war
:sprünglich im Spanischen geschrieben und ward
achgehends von dem Verf. ins Italiänische über-
ßt, der itzt in Bologna lebt. Er ist in Mexico ge-
oren, 36 Jahr in verschiedenen Provinzen die-
s Reichs gewesen, hat die mexikanische Spra-
e erlernet, sich ihre Handschriften und den Un-
:rricht geschickter Inländer zu Nutze gemacht
nd sein Werk der Akademie in Mexico zugeei-
net, welcher er den Rath giebt, da die Profes-
orstelle der mexikanischen Alterthümer eingegan-
en und die alten Malereyen beynahe unverständ-
ich geworden, ein Musäum für mexicanische Al-
erthümer zu errichten, und darin alle die alten
Bildsäulen, Waffen, Malereyen, Mosaiken,
nd Handschriften der ersten Missionaren und
Spanier, wie auch der Indianer selbst zu sam-
meln, die in den verschiedenen Klöstern zerstreut
ind: diese Umstände lassen schon vermuthen, daß

das Werk in verschiedenen Absichten nicht anders, als interessant seyn kann.

Rom. Giuf. Vasi hat gezeichnet und gestochen La Veduta del Fiume Aniene della Città di Tivoli, colla veduta del celebre Tempio della Sibilla Tiburtina, in foglio Papale. Ferner La Veduta della maravigliosa Cascata del Fiume Velino presso la Città di Terni, detta delle Marmore: endlich La Pianta in prospettiva di Roma volgarmente detta la Veduta di uccello, ove si vedono in una vista tutte le antiche e moderne magnificenze di Roma in due fogli Papali: diese beyden letzten kosten 8 Paoli: die ersten jedes 3 Paoli.

Nach Zeichnungen von Herrn Hackert werden 10 Blatt Gegenden von der Villa Horatiana herauskommen, die Hr. Dunker mit malerischem Geiste radiret, und Hr. Georg Hackert, ein Bruder des Malers, der einer der größten Kupferstecher für die Landschaft werden dürfte, mit dem Grabstichel vollendet. Das Werk wird künftiges Jahr erst erscheinen, und etwa 8 Thaler kosten: es ist für die Gelehrten, wie für die Kunstfreunde, wichtig, da Hr. Hackert lauter Gegenden gewählt hat, die Horaz in seinen Oden besingt.

Georg Hackert hat sich bereits durch vier schön gestochne Blätter bekannt gemacht, aus denen der Nacheiferer Woollets hervorleuchtet: die beiden erstern stellen die Brücke Augusts

nach

ach seines Bruders Gemälden dar, die zwey
ßtern sind Landschaften nach Poußin. Er ar-
eitet jetzt an einer Ansicht von Rom von der Villa
Mittini genommen; man sieht die ganze Stadt
nd in der Ferne den Monte albano: dieser Pro-
pekt macht zugleich eine schöne Landschaft, und ist
vegen des Gegenstandes doppelt interessant. Das
Kupfer ist 2 Fuß 9 Zoll lang und 1 Fuß 6 Zoll
och, und wird höchstens 4 Thaler kosten. Im
Oktober denkt Hr. Hackert fertig zu seyn. Er
at schon an zwey hundert Subscribenten dar-
uf.

Herr Füger hat zu Neapel die königliche Bi-
bliothek in Fresko ausgemalt, und sich viel Ehre mit
einer Arbeit erworben; er wird nun bald wieder
ach Wien zurück gehn, wo er zu bleiben gedenkt.
Deutschland erhält an ihm einen denkenden Künst-
er mehr.

Florenz. Bey *Giuseppe Molini* kömmt her-
aus: Roccolta di veduta e Prospettive del
Real Giardino di Boboli presso al Real
Palazzo dei Pitti a Firenza. Sie sind von
Aniello Lamberti gezeichnet und gestochen, und
werden 34 Blätter in Folio ausmachen, jedes zu
Paoli, das erste, welches bereits verkauft wird,
tellt vor, il Cortile del Real Palazzo de Pitti.

Von des Giuseppe Bandi seiner Sammlung
von Statuen und Basreliefs, die in Florenz be-
findlich sind, sind wieder neue Blätter herausge-
kommen: Das eine stellt vor: il Centauro di
Ciambologna und das zweyte, il Conte Ugo-

lino della Gherarde nella Torre della Fame con quattro Figli, Bassoreliero di *Michel Angilo Buonarruoti*; das dritte il Laocoonte di *Baccio Bandinelli* nella R. Galleria; das vierte wieder ein Basrelief in Bronze aus der Schule des Giam. Bologna: Il Parto di Cibele con varie Deita ed essendo anchi esso nella sud. R. Galleria. Von besagter Reihe sind nun 5 Statuen und 5 Basreliefs heraus.

Der Kupferstecher Antonio Donati wird eine Sammlung von 36. Blatt in Folio geäzt unter dem Titel herausgeben: Le Vedute più vaghe ed interessanti di *Vallombrosa*. Sie werden in der Ordnung einer Reise, zwey jeden Monat, herauskommen, und Klöster, Kirchen und Kapellen in der umliegenden Gegend vorstellen: das Blatt zu 1. Paolo.

Collection des peintures antiques qui ornoient les palais, thermes, mausolées, chambres sépulcrales des empereurs Tite, Trajan, Adrien et Constantin, et autres edifices, tant à Rome, qu' aux environs, jusqu' auprès de Naples, decouvertes et dessinées en differents tems, gravées en 33 planches dans le goût au dessin rehaussé, avec leur description historique. In fol. A Rome, chez *Rouchard* et *Graviez*. 1782. Der Titel besagt den Inhalt.

Il Messia del Sgr. *Klopstok* trasporta- dal Tedesco in verso Italiano etc. per iac. *Zignio*. In Vicenza 1782. 2 Vol. in 8. bgleich schwerlich ein Uebersetzer diesem Gedichte mals in seiner Sprache eine Genüge leisten wird, s müßte denn ein englischer seyn, dessen Sprae sich am ersten zu unserer Muttersprache beähert, und bey aller Freyheit den meisten Reichhum besitzt, so scheint doch die gegenwärtige in bsicht der Treue und Eleganz einen vorzüglichen Werth zu haben, da Hr. Zigno sie dem Urtheile, es deutschen Dichters unterworfen zu haben, in er Einleitung versichert. Es sind die 10 ersten Gesänge; und wir freuen uns, daß unsere Ersten Dichter den Ausländern bekannt werden, wenn s auch auf eine unvollkommene Weise geschehen ollte: wünschen daher auch, daß er nicht den Muth ur Vollendung der übrigen 10 Gesänge verlieren nd seine Erklärung in der Vorrede, selbige inem größern Genie zu überlassen, zurück nehmen möge.

Verona. Notizie intorno al Pittore *Gasparantonio Baroni*, cavalcatò di Sacco. In Verona, per gli Eredi di *Marco Moroni*. 1781. S. 73. in gr. 8. Der Verfasser dieses Aufsatzes, Clementino Vannetti, welcher sich bey der Zuschrift an Hrn. Clemente Baroni, beständigen Revisor der Akademie zu Roveredo, nennet, macht darin einen Künstler bekannt, der zwar nicht der größte und berühmteste heissen kann, aber doch Verdienste genug hat,

 um

um von mehrern gekannt zu werden. Vielleicht würde er einen vorzüglichen Namen erhalten haben, wenn er an einem andern Orte gelebt, und immerzu Anlaß gehabt hätte, seine Talente besser auszubilden und zu zeigen. Die Gegend seines Aufenthalts, welche wenig besucht wird, war seinem Ruhme nachtheilig, so wie mancher andrer Gelehrte und Künstler eben deswegen unbekannt lebt und stirbt, weil er an einen Platz verschlagen wird, wo er keine Aufmunterung findet. Baroni war zu Sacco, einem wenig bekannten Orte bey Roveredo 1682 gebohren, zeigte von Kindheit an, Fähigkeit und Lust zur Malerey, und hatte das Glück, von seinem Verwandten, Giovanni Baroni, der zu Verona unter Alessandro Marchesini, und Antonio Calza sich geübt hatte, die ersten Grundsätze derselben zu erlernen. Hierauf ward er selbst nach Verona gebracht, wo er unter der Anführung des Antonio Balestra, eines sehr berühmten Schülers von Karl Maratti, sich weiter bildete; und sein Studium auch in Venedig noch fortsetzte. Endlich begab er sich nach Rom, wo er in des Maratti Schule es noch weiter brachte. Der Tod seines Vaters, den er im 26 Jahre seines Alters verlor, mancherley Familiengeschäfte und andre Dinge nöthigten ihn, wieder nach seinem Geburtsorte zu gehen, und die meiste Zeit seines Lebens da zuzubringen; wo er auch im Jahr 1759. im 67 seines Alters, mitten unter einer angefangenen Arbeit, verschieden ist. Von seinen Gemälden stehen die meisten

in

in den Kirchen zu, und nahe um Roveredo, auch einige bey seiner, und andern Familien.

Die Hauptkirche seines Geburtsorts, Sacco, ist voll von seinen Gemälden, wofür ihm aber seine Bemühung sehr kärglich bezahlet ward. Hieher gehört das ganz auf nassen Kalk bemalte Gewölbe, worauf lauter biblische Gegenstände, vorgestellt sind. Die wichtigsten Begebenheiten und Personen sind irgendwo angebracht. Auch viele Gegenstände aus der Legende genommen.

Seine Familie besitzt unter andern, den Joseph im Gefängnisse, wie er dem obersten Schenken und Becker ihre Träume auslegt; — Simon den Zauberer, aus der Luft herabstürzend; — Johannem, den Täufer, der zween von seinen Jüngern dem Meßias zeiget; — Josua, der die Sonne still stehen heißt; — ein Abendmal, nebst mehrern, und zum Theil schätzbaren Stücken.

Mit Bildnissen hat sich Baroni wenig abgegeben, ungeachtet er im Treffen nicht unglücklich war, wie etliche vorhandene Stücke beweisen. Zu noch andern hatte er die Cartons schon entworfen, aber seine Krankheit und Tod verhinderten deren Ausführung. Außer den, in großer Menge hier angeführten Gemälden sind da und dort noch kleinere vorhanden.

Von S. 60. an, wird von dem Künstlercharakter dieses Mannes gehandelt. Er hatte ein fruchtbares Genie, eine wohlgeleitete Einbildungskraft, und einen ungemeinen Eifer seine Kunst

zur

zur Vollkommenheit zu bringen. Dadurch ward er zu einer etwas eignen Manier geleitet. Er war feurig im Entwürfen, aber langsam in der Ausführung. In seinen besten Jahren waren seine Arbeiten mit einem kräftigen und doch sehr angenehmen Pinsel ausgeführt: in höhern Jahren wurden sie, wegen seiner Begierde recht gute Arbeiten zu fertigen, etwas hart, steif, beynahe einförmig und schwerfällig.

Sein moralischer Charakter machte ihn sehr religiös, deswegen malte er auch blos biblische oder andre religiose Gegenstände, und befahl seinen Freunden im Tode, seine sterbende Kleopatra, so sittsam sie auch vorgestellt ist, ins Feuer zu werfen. —

Wir haben schon verschiedenmale der Aggiunte ed emendazioni des gelehrten Prinzen di Torremuzza zu der Haverkampischen Ausgabe von des Paruta Sicilia numismatica, in unsern Blättern erwähnt, und dabey angemerkt, daß wir mit der Zeit ein neues Werk dieses Inhalts von dem Verf. zu erwarten hätten. Dieses ist endlich, und zwar auf königl. Kosten, unter folgender Aufschrift ans Licht getreten: Siciliae populorum et vrbium, Regum quoque et tyrannorum veteres nummi, Saracenorum epocham antecedentes. Panormi, MDCCLXXXI. typis Regiis, in fol. Nach einer kurzen Vorerinnerung von 3 Seiten, stehen die Münzen auf CVII. Kupfertafeln, in ihrer eigentlichen Größe vorgestellt: und diesen folget, auf 103 Seiten mit gespaltnen

Colu-

Columnen eine kurze Erläuterung, worinne ungemein brauchbare Anmerkungen zu Siciliens Geschichte, Zeitrechnung, Fabellehre, Erdbeschreibung u. d. g. vorkommen. Auf eine zergliederte Beschreibung dieses wichtigen Werks können wir uns nicht einlassen: aber in Ansehung der Kunst wollen wir etwas anmerken. Winkelmann nebst andern Kunstkennern behaupten immer, daß die Sicilianischen, und besonders Syrakusanischen Münzen, in Absicht auf die Kunst, vorzüglich schön gezeichnet und ausgeführet sind. Betrachten wir dieselben aber auf diesen Kupfern, welche Melchior de Bella gezeichnet und gestochen hat; so können wir sie zwar nicht ganz schlecht nennen, aber auch die ausnehmende und so sehr gepriesene Schönheit nicht darinne finden. Wir wissen nicht, wem wir die Schuld beymessen sollen. Bey dem allen muß das Werk wißbegierigen Münzliebhabern ein sehr angenehmes Geschenk seyn.

Frankreich.

Neue Kupferstiche.

Jun. Création d'Eve, ein Blatt 20 Zoll Linien hoch, 14 Zoll 6 Linien breit, nach einem Originalgemälde von Procaccini, gestochen von Demerry. Preis 9 Livres.

La mort de Lucrèce, von L. J. Cathelin, nach einem Gemälde von A. Pellegrini kostet 6 Livres.

Cascade

Cascade dans les Rochers de Roncilione près de Rome, & l'Escalier des Laveuses de Charenton, von Maugini nach zwey Gemälden von Robert.

Treizieme Livraison de la Description particulière de la France, Gouvernement du Dauphiné, enthaltend 8 Blatt in fol. 12 Livres.

Second Volume des Antiquités d'Herculanum Numeros 1 & 2. Jede Lage enthält 12 Blatt in 4. für 9 Livres und 6 Livres in 8.

Clorinde & Tancrède au moment de leur combat particulier, ein Blatt von 14 und einen halben Zoll 19 und einen halben breit, von Porporati nach Karl Vanloo gestochen, kostet 16 Livres. Er, der Kupferstecher, arbeitet am Gegenbilde, das eine Beziehung auf den Inhalt des gegenwärtigen Blattes hat.

Henry IV. laissant entrer des vivres dans la ville de Paris, qu'il tenoit assiégée, von Patas nach einem Gemälde mit Wasserfarben von Caresme, Preis 3 Livres.

Neuviéme Livraison des Costumes & des Dignités No. 2. relatifs aux quatre facultés, in folio. Preis 9 Livres.

Premier Cahier de figures de différens Costumes, ornés des païsages enthält 1) l'Habillement à la Henry IV. 2) l'Habit de Cheval à la Pallas; 3) l'Habit Espagnol; 4) celui de Péruviennes; 5 & 6) ceux de Turcs de l'un & l'autre sexe.

Mars

Mars & Vénus von Ransonette erfunden und gestochen, 3 Livres und Les Offres seduisantes.

Le Restaurant, und les offres seduisantes, von Leprince gemalt und das 1te von Deni, das 2te von Vidal gestochen, jedes zu 3 Livres.

Les Beignets, ein Blatt von de Launay nach Fragonard, macht das Gegenbild zur heureuse Fécondité und zum Bonheur du Ménage.

Recréation Espagnole von Dennel nach le Peintre, Maler des Duc de Chartres: 6 Livres.

Le Troupeau Hollandois von Maillet gestochen nach van Bloemen.

Portrait de *S. A. I. Paul Petrovitz*, Grand Duc de Russie, dedié à Mme. la Grande-Duchesse, par *M. Gabriel Scorodoumoff*: kostet 6 Livres. Dasselbe klein, von le Beau nach einem Gemälde von Voille.

Voyage Pittoresque de Naples & de Sicile, Tome III. partie du Royaume de Naples, anciennenement appellée grand Grece, Chapitre, I. II. III. & IV. grand in folio. Die Fortsetzung des von uns im Vorigen angezeigten Werks: kostet die Lage 12 Livres.

Vue d'une partie du Camp de Marsal sous M. de la Ferté, en 1763. — Départ des Troupes Françoises avec une partie de leur convoi pour Casal. Zwey

Blät-

Blätter von Picquenot nach van der Meulen.

Bey Ponce und Godefroy erscheint eine Reihe von Blättern, welche die interessantesten Begebenheiten dieses Kriegs darstellen: die bereits erschienenen sind: la reddition de l'Armée du Lord Cornwallis; und la surprise de St. Eustache. Bald werden folgen: La Prise de Mahon, celle de St. Christophe & celle de Grenade. Das Blatt kostet 1 Livres 16 Sols.

Von dem großen Blatte, le Dévouement du Chevalier d'Assas, ist ein ganz guter Nachstich erschienen: bloß das Wappen des Königs ist nicht mit kopiert: er kostet 3 Livres.

Jul. Arrivée de *I. I. Rousseau* aux Champs Elysées, gezeichnet von Moreau dem jüngern, und von C. F. Macret gestochen; ein Gegenbild von la Réception de Voltaire aux Champs Elysées: beide kosten 6 Livres.

Frontispice des Essais historiques & politiques sur les Anglo-Américains von Lebarbier dem ältern gezeichnet und von Godefroy gestochen, 3 Livres.

Vue d'une ancienne tour d'Avignon & du Mont-Vantou, sur les bords du Rhône. — Vue d'une tour antique, près de Castel-Amar, sur le golfe de Naples, von Ouvrier nach de la Croix gestochen.

Ruines

Ruines d'Architecture, zwey kleine Aussichten nach Roberts Zeichnungen von Demoulin gestochen.

Voyage pittoresque des isles de Sicile, de Malte & de Lipari, où l'on traite des antiquités qui s'y trouvent encore, des principaux phénomenes que la nature y offre, du costume des habitans & de quelques usages, par *M. Jean Houet*, peintre du Roi. Grand in fol. avec fig. à Paris, 1782. Diese Reise wird lagenweise herausgegeben. Die erste enthält 6 Kupfertafeln. 1) Eine genaue Charte von Sicilien; 2) ein Reisender mit Bedeckung, ohne die man selten in dieser Insel geht, da sie sonst mit Strassenräubern angefüllt war. 3) Kleidung der Sicilianer in einer dargestellten Prozession. 4) Der Plan des Tempels von Segestum, der 800 Schritte vom Wege liegt, der nach Trapani führt, und noch ganz vorhanden. 5) Das Innere dieses Tempels. 6) Das Aeußere dieses Tempels. — Die Landschaften und andern Stafirungen, womit diese Alterthümer verzieret sind, scheinen mehr im Kopfe der Zeichner, als in der Natur zu existiren, sind inzwischen sehr angenehm behandelt. Von diesem Werk sind bis zum December bereits 5 Lieferungen erschienen.

August. Vénus présente son fils à Mars, ein Blatt, das dem obangezeigten Mars & Vénus, von Ransonette erfunden und gestochen, zum Gegenbilde dienet.

Couronnement de Voltaire sur le Théâtre, le 30 Mars, 1778. après la sixième Représentation d'Irene, von Moreau gezeichnet, und von Gaucher gestochen.

Portrait de Voltaire en Médaillon, von Miger nach einer Zeichnung von Vincent von der Statue des M. Houdon.

L'Enfance de St. Jean-Baptiste, von Robert nach einer Skize von Natoire.

Collection d'Estampes in 4. & in 8. pour le Recueil des Ecrits de *I. I. Rousseau*, première Livraison, contenant six Estampes d'Emile. Auf diese Lieferungen wird subscribiret: die Lage kostet 9 Livres und die erste ist gut ausgefallen.

Coupe de la nouvelle Salle de la Comédie françoise, von Gaitte gezeichnet und gestochen.

Portrait de *M. Gerbier*, nach dem Leben von Pujos gezeichnet und von Vidal gestochen.

September. Contentement passe richesse, von Macret nach Baader, Maler des Bischoffs von Eichstädt: stellt eine Alte mit einem Glas Weine vor; drunter stehen die Verse:

> J'eus mon tems, comme une autre; adieu le tendre Amour!
> Viens, consolant Bacchus, m'échauffer à ton tour.

kostet 2 Livres.

Deux vues des environs d'Antony, von Michel nach Huet.

Por-

Portrait de *I. E. de la Harper*, de l'Academie françoise, von Hüet gestochen nach A. Püjos.

Le Menuet Pastoral, gestochen, nach Claude Laurin, von Joseph Maillet, 14 Zoll hoch 16 breit.

Antiquités d'Herculanum. Tome II. No. 3. und 4. die Fortsetzung des von uns schon oft erwähnten Werks.

Vue de Montbard, vom Architekten Signy gezeichnet und Piqvenot gestochen.

La Bergère prévoyante, und Le Pari de l'âne, ein paar Blättchen von Loutherburg gezeichnet und Zeutner gestochen.

Les Flamands indiscrets, nach Ostade, von Goepfert, in punktirter Manier: schwarz 3 Livres, bunt 6.

Portrait du pape Clement XIV. von Desrais gezeichnet und Lebeau gestochen.

October. La bravoure récompensée, ein Blatt von Ninesias nach Carême gestochen, mit der unten beygefügten Erklärung: „M. le Comte d'Estaing, à l'attaque du môle de la Grenade, embrasse & fait Officier le brave Ouradour, grénadier du régiment de Roverque, qui venoit de sauver, sous ses yeux, la vie à *M. de Vence*.“

La jeune Devideuse, eine Figur von Peters gemalt und Chevillet gestochen.

Chemin de Cassel en Flandres und vieux Château près d'Yprès, ingleichen La

Nourrice & les Baigneuses Flamandes, von Couche geätzt und Deqvevauviller ausgeführt.

Siège du Fort St. Philippe, vu de la batterie de la Mola, pendant la nuit du 15 au 16. Janv. 1782. & durant l'incendie des magasins, qu'elle occasionna, lequel continua 3 jours & demi, tandis que 112. pieces de canon & 33. mortiers foudroyoient cette place, gestochen von Godefroy nach le Paon. Gehört zu der 3ten Lage der Vorstellungen von den interessantesten Begebenheiten dieses Kriegs.

Quatre Estampes majeures; sind unter folgenden Titel angekündiget: l'Eloge Funèbre du Docteur Warren; 2) la Garnison de Québec enlève le Corps de Montgommery pour lui rendre les honneurs funéraire. 3) l'incendie de New-York 4) la Mort de Molly, bleßé involontairement par Seymours, son amant, le jour de son mariage. Alle diese Blätter sind von Lebarbier zusammengesetzt und gezeichnet, und von Halbou, Patas und Ponce gestochen.

Deux vues des environs de Bernay nach Hackert von de Monchy gestochen.

Vues 1) du château de Robert, dit *le Diable*, Duc de Normandie; sur la Seine, près de Dieppe, 2) du Chateau d'Argues, von Picqvenot nach Carpentier. 1. Livres 4 Sous.

Descrip-

Description particulière de la France. epartement du Rhône. Gouvernement e Bourgogne, 14. 15 & 16e livraison. ede besteht, wie die vorigen aus 8 Blättern, : 12 Livres.

November. Portrait de M. Garrel, Supe- eur du Séminaire de S. Louis, von Langlois stochen, nach Brossard de Beaulieu: in 4.

Apothéose de Voltaire, von Darde' ge- alt und Legrand gestochen. Preis 3 Livres.

Le tendre Desir, von J. B. Greuze ge- alt und von C*** gestochen, kostet 3 Livres.

Le Rêve, von Gabriel de St. Aubin funden und de Ransonette* gestochen. Ein eines allegorisches Blatt auf Voltairen.

Figures de l'histoire de France. Troisiè- ie race. Huitieme livraison. Diese Lieferung steht wie gewöhnlich, wieder aus 18 Blättern, m Nummer 127 bis zu 144 mit eingeschlossen, stet 18 Livres.

Portrait (en Médaillon) von Carlin Ber- nazzi, der bey der italiänischen Komödie 1741 an- enommen worden. Das Gegenbild ist Le Por- rait de M—me. Iulien, bey demselben Theater 781. angenommen, von Coutellier, bunt abge- ruckt zu 3 Livres.

Les delices maternelles, ein Blatt von nserm Wille nach seinem Sohne; eine rühren- e Vorstellung einer Mutter, die ihr Kind vor sich uf ihrem Schooße stehen hat. Man muß über den

schönen, reinen und festen Grabstichel unsers edlen Landsmannes in einem so hohen Alter erstaunen.

Portrait historié de M. le Marquis de la Fayette au siège de la ville de York par les armées combinées, proposé par souscription. Hr. Franklin der Sohn, ließ den Hrn. Le Mire dieß Bildniß, der den Mr. Le Paon, Schlachtenmaler des Prinzen von Conde', ein Gemälde davon machen ließ. Auf dem Vordergrunde steht der Marquis de la Fayette, im Begriff zu Pferde zu steigen, und den Angriff zwoer Redutten anzubefehlen. Auf dem zweyten Plan, sind die leichten Truppen zur Unterstützung der Infanterie; auf dem 3ten die Infanterie, die die beiden Redutten angreift, wovon die eine, durch die französischen Truppen, die zweyte durch eine Division der Amerikanischen, mit dem Degen in der Faust, unter dem Commando des Marquis de Fayette erobert werden. Weiter hin, an der Fronte der beiden Attaquen, sieht man die Stadt York, wo der Lord Cornwallis mit seinen unterhabenden englischen Truppen eingeschlossen war: hinter dieser Stadt, den Fluß Chesapeak, und die englischen Schiffe vor Anker: noch weiter die kleine Stadt Glocester, die die Aussicht schließt. Dieß Blatt wird das Gegenbild von dem des General Washington ausmachen: kostet in der Subscription 9 Livres, und nachher 12 Livres: wird zu Ende des Jahres fertig.

December. Le Cabaret flamand ein sehr fein gearbeites Blatt 13 Zoll 3 Linien breit, und 18 Zoll

Zoll und 3 Linien hoch von Longueil nach Ostade: r sticht ein Gegenbild nach demselben Meister.

Coustumes des dignités souveraines No. 4. Douzieme Livraison.

Man kündiget hier eine neue Ausgabe von den Antikenmalereyen des Petro Sant Bartoli und andern an. Die erste erschien 1757. durch die vereinte Sorgfalt des Grafen von Caylus und Hrn. von Mariette. Man ließ nur eine kleine Anzahl abdrucken und, die Seltenheit derselben zu vermehren, ließen die gelehrten Herausgeber die Platten auslöschen, zu grosser Freude der Subscribenten. Diese haben sich in dem Inventar des verstorbenen Mariette gefunden. Da man glaubt, daß sie zu nichts weiter dienten, sollten sie an die Kupferschmidte verkauft werden. Hr. de Laborde, ein berühmter Liebhaber bekam sie in die Hände und kaufte sie. Durch viele Kosten und Mühe hat er den ersten Stich wieder herzustellen gesucht und dieß mit so vieler Sorgfalt, als ob sie aus den Händen der ersten Künstler kämen. Er hat dem Herausgebern, damit ein Geschenk gemacht, die eine prächtige Ausgabe davon veranstalten, und sie mit 19 Blättern vermehren werden. Didot der ältere wird den Druck übernehmen. Man wird nur 100 Exemplar abziehen, die 2 Foliobände ausmachen werden. Man bezahlt bey der Subscription 300 livres und eben so viel bey Ablieferung des 1ten Bandes: dieser besteht wie die erste Ausgabe aus 35 Blättern mit der Erklärung: und dann 300 livres bey Ablieferung der 19 Blätter Zugabe

nebst Erklärung. Der Buchhändler Molini nimmt die Subscription an.

1 7 8 3.

Jänner. La Prise de Courtray au mois de Juillet 1667. ein großes Blatt von J. J. Avril nach van der Meulen, macht das Gegenbild zur Passage du Rhin von eben demselben nach Berchem kostet 12 livres.

L'Amour empressé von Vangelisti, nach einem Gemälde von Vien, 9 livres.

Venus guidant les traits de l'Amour, ein kleines Blatt auf Zeichnungsart von Gibelin nach Madame Campana. 36 Sols.

Vue de la Ville d'Avignon, prise du côté de Villeneuve-lez-Avignon, von Martini nach einem Gemälde von Vernet gestochen.

Nouvelles Livraison des estampes qui doivent enrichir l'edition du Télémaque. Diese Lage enthält die Kupfer zum 21. und 22. Buche nebst einem Frontispiz mit vielem Fleiße von Tilliard nach Monnets saubern Zeichnungen gestochen.

Tombeau d'Abailard & d'Héloise, an dem Orte selbst durch Bruardet gezeichnet, so wie auch Vue des restes de l'oratoire d'Abailard dans l'intérieur de l'abbaye du Paraclet, das er nach der Natur gemalt, von Picquenot gestochen. Nächstens wird er Vue générale du Paraclet hinzu thun. Ebenfalls ist

von

on ihm La Nappe d'eau nach einem Gemälde on Lantara.

Deux vues des environs de Paris nach Jemälden von L. G. Moreau und von Mlle Elise Saugrani, einer Schülerin des jüngern Moreau, gestochen: jede kostet 3 Livres.

Estampe représentant Nostradamus ils, qui fait voir à Marie de Medicis le Trône des Bourbons. Ein Genius hält über Mariens Haupt eine Krone, von Ransonnette er- unden und gestochen, kostet 6 Livres.

Levasseur hat vier Blätter geendiget, das rste ist nach einem Gemälde von Verdier: Octavien rendant visite à Cléopâtre. Bei- e Personen suchen einander zu hintergehen; er, ndem er sich ihrer zum Triumpfe bemächtigen will, und sie, die sich ihm durch den Tod zu entziehen ucht. 2) une jeune jolie Laitière, débout uprès de son cheval, sur la tête du quel elle s'appuye d'un bras, nach Greuze. 3) Le combat d'Herculé & l'Acheloüs, nach J. Christoph, und 4) Tancrè- de & Herminie nach Romanelli. Diese kosten edes 6 Livres, und jene das Blatt 4 Livres.

Bethzabée au Bain, von Bonnieu ge- malt, und C[illegible] Ph. Benoist gestochen.

Antoine Eleonor - Léon le Clere de Juigné, Archevêque de Paris, Duc de Saint-Cloud, Pair de France, von F. Noga- ret gezeichnet und Fessard gestochen: kostet 6 livres.

Charles I. Roi d'Angleterre, aussteigend und in weissen Atlas gekleidet, von dem Marquis de Hamilton, seinem ersten Stallmeister begleitet, der ein prächtiges Pferd hält. Dahinter steht ein Edelknabe, der den Mantel des Königes hält. Die Scene ist in dem Park zu Greenwich, die eine reiche und prächtige Landschaft darbeut, die durch eine Aussicht auf die Themse begränzt wird: 23 Zoll hoch, 15 und einen halben Zoll breit. Ein Kapitalstück von Vandyk, aus dem Königl. Cabinette, von Robert Strange gestochen.

Portrait de Madame la Duchesse de Chartres, gemalt von Duplessis, von der Ausstellung 1773 und gestochen von Henriqvez. Es ist die Trennung von ihrem Gemal, als er im Dienste des Vaterlandes fortgegangen war: sie steht allein am Ufer des Meeres, und stützt sich auf einen Felsen, auf den sie die Worte mit einem Pinsel zeichnet:

Vainement je veux lire.
A chaque mot —

Ein unruhiges Nachdenken über die Schiffe, die man in der Entfernung sieht, haben ihr das Buch aus der Hand fallen lassen, kostet 6 Livres.

Zu der Suite der Blätter, die die merkwürdigsten Begebenheiten des itzigen Krieges vorstellen, ist gehört: La Prise de Grenade, so wie auch l'Attaque de Brimstone-Hill, dans l'isle de St. Christoph: la vue en est prise entre le Fort Charles & le Ravin de Molinow. Man

lieſt

st unter beiden die historische Erklärung, e Paon, Maler des Prinzen von Condé at die Zeichnung davon gemacht, und Goefroy hat es gestochen. Es kostet jedes so iel als die vorhergehenden dieser Suite.

Der Kayser nebst seinem Bruder dem Großerzog von Toscana nach Pompeo de Battoni on Superchy 14 Zoll hoch, zehen breit.

L'Amour à l'Espagnole nach le Prince on St. Aubin und Prünau. 3 Livres.

Les Musiciens du Hameau & les Adieux lu Laboureurs, nach Freudenberg v. Trière.

Le bon Berger und le mauvais Joueur, 13 Zoll breit 11 hoch von Maillet nach Boucher und van Bloemen. 3 Livres das Blatt.

Chasse Royale, geätzt von Malbeste und mit dem Grabstichel ausgeführet von J. Ph. Lebas nach einem Gemälde von Adrian van den Velde. 12 Livres.

Dites donc, s'il Vous plait? von de Launay nach Fragonard. 3 Livres.

Portrait en petit du Pape Benoit XIV. von Bradel. 3 Livres.

Les quatres Saisons von Baysand nach Huet: zu 3 Livres.

William Tell, oder la liberté de la Suisse, von Charles Marard nach Zucchi.

Witzige

Witzige Schriften.

Les quatre ages de l'homme; pöëme. A Paris, chés *Montard.* 1782. Dieß Gedichte hat angenehme Schilderungen und ob es gleich hin und wieder schwache Stellen hat, so nimmt es doch durch eine gewisse eigne Simplicität und durch die Wahrheit und Empfindung ein, mit der es abgefaßt ist.

Histoire de la vie privée des François, depuis l'origine de la nation jusqu' à nos jours. Par M *le Grand d'Aussy.* 3 Voll. in 8. A Paris 1782. Dieß Buch enthält hauptsächlich die Geschichte der Nahrungsmittel der Franzosen, im 1ten Bande diejenigen, die sie aus den Pflanzen zogen: im 2ten, die ihnen die Thiere lieferten und im 3ten von ihren Getränken. Dabey enthält es verschiedene andere artige Untersuchungen über den Fischfang, die Jagd, den Gartenbau u. s. w. die zur Geschichte der Cultur in Europa gehören.

Annales Poëtiques dépuis l'origine de la Poésie Françoise Tom. XXII. A Paris. Dieser Band, der immer noch mit Beyfall aufgenommen wird, und eine geschmackvolle Wahl enthält, geht auf die vier Dichter Benserade, Chanleval, Scarron und Menage.

Register

Register.

A.

B.

C.

Eber.

F.

G.

Gods.

J.

Jen.

K.

L.

M.

Maugni

N.

Nicolai,

O.

P.

R.

S.

Schrift-

Som-

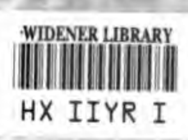
T.

V.

W.

Wein-

Z.



WIDENER LIBRARY
HX IIYR I



Digitized by Google

